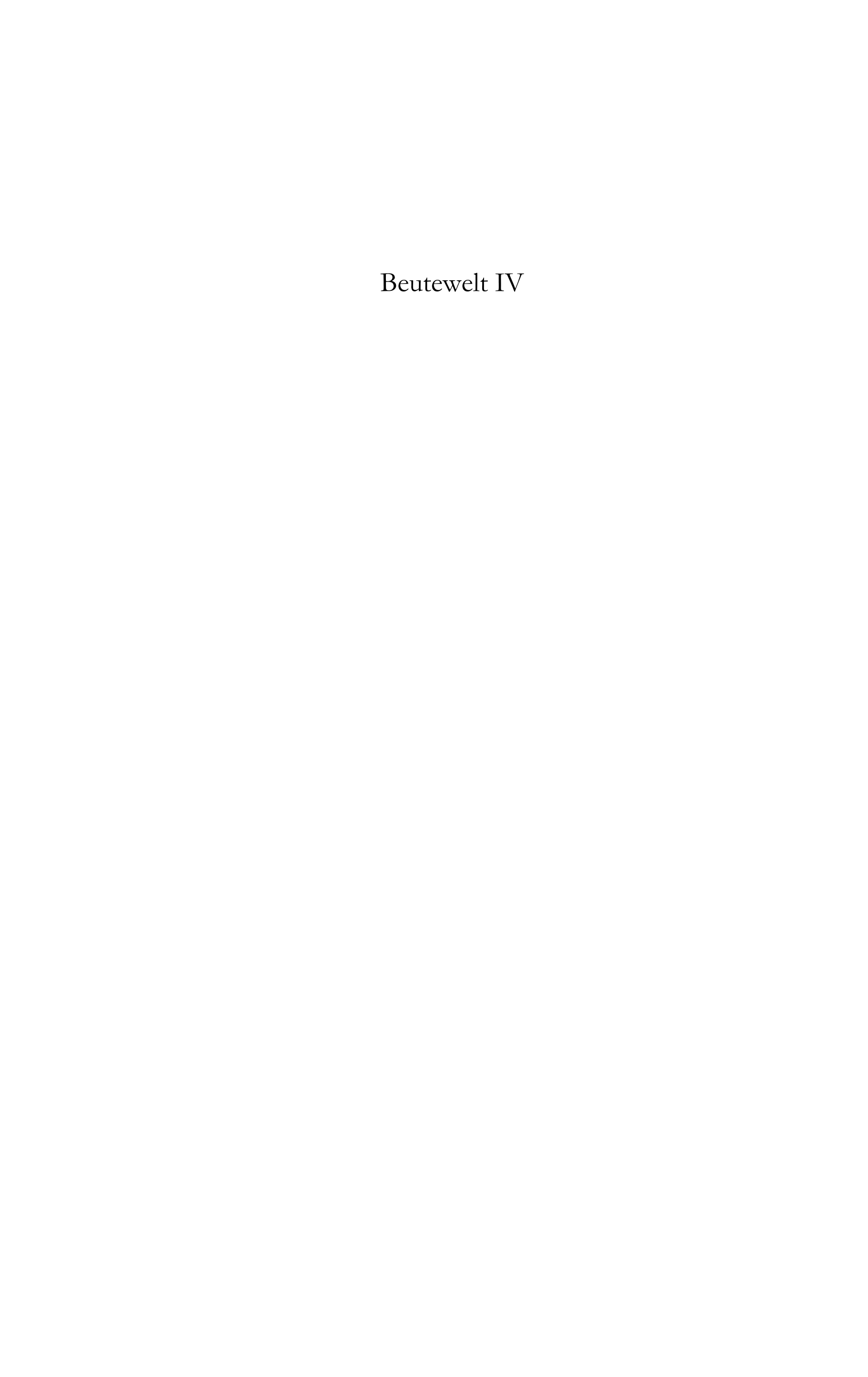


Beutewelt IV

Alexander Merow

BEUTEWELT IV

Die Gegenrevolution

Roman

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2011

Bibliografische Information durch die Deutsche National-
bibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
http://www.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-86268-565-3

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

12,90 Euro (D)

Inhalt

Aufbauarbeit

Frank blickte für einen kurzen Augenblick hinauf in den finsteren, von grauschwarzen Wolken bedeckten Himmel. Dann schaute er wieder nach vorn und sah einige dunkle Schatten hinter der immer dichter werdenden Wand aus strömendem Regen näherkommen. Das Herz des Rebellen hämmerte vor Aufregung und Angst mit all seiner verbliebenen Kraft und Kohlhaas merkte, wie ihm die Panik die Luft abdrückte. Das Adrenalin schoss durch seine Blutbahn und brannte in seinen Gliedern wie eine ätzende Säure. Die Schatten kamen näher. Neben Frank standen noch Dutzende weitere Männer, die genau wie er vor Todesangst erstarrt waren.
In diesen Sekunden dachte er an Julia und versuchte seine Gedanken auf ihr wundervolles Gesicht zu konzentrieren. Er würde sie niemals mehr wiedersehen, denn heute würde sein Leben beendet werden.
„Anlegen!", schallte es durch den Regen und die schemenhaften Gestalten traten noch einen Schritt nach vorne.
Für die Zeit eines Wimpernschlages dachte Kohlhaas an nichts mehr. Dann zerriss das laute Tackern einer Gewehrsalve die grausame Stille und ein quälender, stechender Schmerz ergriff Franks Körper. Er brach zusammen und fiel kopfüber auf die regennasse Wiese …

Außenminister Wilden packte Frank an der Schulter, als dieser wie von einer Giftspinne gestochen aus seinem Stuhl aufsprang und ein lautes Rumpeln durch den Konferenzsaal dröhnte.
„Was? Was ist?", stammelte der junge Mann verwirrt, während sich zahlreiche Augenpaare auf ihn richteten.

„Das frage ich dich, Frank!“, sagte Wilden etwas peinlich berührt und sah zu Artur Tschistokjow und den anderen Anwesenden herüber.
„Schon gut, ich…ich habe mich nur erschrocken …“, erklärte Kohlhaas kleinlaut auf Russisch, während man ihn noch immer fragend anstarrte.
Der weißrussische Rebellenführer räusperte sich, konnte aber ein leichtes Grinsen nicht unterdrücken. Dass Frank während der Konferenz vor sich hin gedöst hatte, war ihm schon vor einer Viertelstunde aufgefallen.
„Ist das nicht interessant, was wir sprechen?“, fragte Tschistokjow auf Deutsch und versuchte wieder streng und autoritär zu wirken.
„Schon gut!“, flüsterte Frank und schaute etwas beschämt an die Decke.
Thorsten Wilden schüttelte den Kopf und murmelte: „Also wirklich, Frank …“
Der Anführer der Ordnertruppe der Freiheitsbewegung gähnte lediglich leise, nahm eine kleine Flasche vom Tisch und goss sich einen Schluck Orangensaft ein. Frank saß an einem prunkvollen, langen Holztisch im Präsidentenpalast von Minsk und um ihn herum hatten sich einige Vertreter von Artur Tschistokjows neuer Regierung und das Staatsoberhaupt von Weißrussland selbst auf den mit dunkelroten Samtbezügen versehenen Stühlen niedergelassen.
Thorsten Wilden, der Chef der Dorfgemeinschaft von Ivas, lächelte Frank jetzt mit vielsagender Miene zu und überflog einige Papiere. Artur Tschistokjow, der Anführer der Freiheitsbewegung der Rus, die im Februar 2036 in Weißrussland und Litauen an die Macht gelangt war, räusperte sich erneut und erklärte den beiden Deutschen: „Die politische Feinde in unser Land sind so gut wie überwunden. Meine Leute haben die wichtige Positionen

überall besetzt. Ich habe die Zeitung von der Freiheitsbewegung der Rus gestern zu offiziellen Staatorgan gemacht. Sie wird unser Ideen bis in die letzte Kopf befördern!"
„Die Japaner haben uns ein Bündnisangebot gemacht. Ebenso die Philippinen. Ich habe gestern mit dem japanischen Außenminister Mori telefoniert", warf Wilden in die Runde.
„Gut, die Verträge werde ich noch in diese Woche unterzeichnen", versicherte ihm Tschistokjow.
Wilden nickte und vertiefte sich wieder in seine Unterlagen. Derweil erläuterte der Präsident die gegenwärtige Lage näher und sprach wieder Russisch.
„Wir werden sämtliche Steuereinnahmen der nächsten Monate zur Beseitigung des sozialen Elends und zur Schaffung neuer Arbeitsplätze nutzen. Der Global Trust Fond wird keinen müden Globe mehr aus Weißrussland und Litauen sehen – aber das ist ja ohnehin klar. Zudem sind die Tage des Globe in unserem Land sowieso gezählt. Wir werden wieder den Rubel als unabhängige Währung einführen und natürlich auch eine eigene Staatsbank gründen", sagte der Präsident seinen russischen Kabinettsmitgliedern in ihrer Muttersprache.
„Ich entwerfe zurzeit einen Plan, der den Aufbau der Schwerindustrie und die Wiederaufrichtung des Mittelstandes zum Ziel hat. Ich übergebe Ihnen die Unterlagen übermorgen, Herr Tschistokjow!", erklärte Wirtschaftsminister Dr. Gugin.
„Denken Sie daran, was ich gesagt habe. Wir werden einen Teil der Bevölkerung wieder in den ländlichen Regionen als Landwirte ansiedeln, so dass sie sich selbst versorgen können. Über die Verstaatlichung einiger Banken reden wir in den nächsten Tagen", antwortete ihm der Revolutionsführer.

„Wie Sie meinen, Herr Präsident!“, meinte Dr. Gugin und nickte zustimmend.
Frank musterte seine schicke Uniform. Er war jetzt General. Allerdings gab es für ihn in einer Zeit des langsamen Aufbaus eines so zerrütteten Landes wie Weißrussland glücklicherweise nicht viel zu tun. Es war zurzeit friedlich und der 33jährige Mann hoffte, dass es auch so blieb.
„Was ist mit der Unterstützung der Jugend? Ich habe mir den Aufbau einer staatlichen Jugendorganisation überlegt“, bemerkte der Minister für Familien und Jugend, ein kräftiger, braunhaariger Mann namens Iwan Morosow.
„Kommen Sie morgen in mein Büro. Dann gehen wir alles zusammen durch. Diese Sache ist sehr wichtig und duldet keinen Aufschub!“
Tschistokjow hob den Zeigefinger und seine hellen Augen leuchteten.
„Was sagt internationale Presse zu unsere Revolution?“, fragte der Präsident auf Deutsch und wandte sich mit einem Lächeln an Frank und Außenminister Wilden.
„Sie kennen die meisten Berichte ja selbst, Herr Präsident. Die Reaktion der weltweiten Medien war bekanntlich relativ verhalten. Scheinbar schenkt man Weißrussland auch nicht mehr Aufmerksamkeit als den Philippinen. Dort ist die Lage stabil, wie mir Herr Mori versichert hat. Japan hat weitere 50.000 Soldaten zur Unterstützung der Regierung dort zur Verfügung gestellt“, erläuterte der Außenminister.
„Gut, also nicht Neues! Die übliche Hetze gegen mich, aber nicht so schlimm wie Kampagne gegen Matsumoto damals“, sprach Tschistokjow und lehnte sich beruhigt in seinem bequemen Sessel zurück.
Kohlhaas sah sich derweil gedankenverloren in dem Konferenzraum um und bewunderte die alten Fresken an

der Decke, welche mit dunklem Eichenholz verkleidet waren. Dann blickte er nachdenklich aus dem Fenster und grinste plötzlich in sich hinein.
Thorsten Wilden nannte seinen guten Freund Artur Tschistokjow in dieser offiziellen Runde „Herr Präsident". Frank musste darüber gelegentlich schmunzeln. Ein älterer Russe, der Minister für Verkehrswesen, Maximilian Lebed, sah ihn bei jedem Grinsen an und zuckte fragend mit den Achseln.
Das weißrussische Staatsoberhaupt erklärte jetzt die nächsten Schritte bezüglich der Festigung seiner politischen Macht, der Beseitigung der Arbeitslosigkeit und der Stärkung der einheimischen Industrie.
Die Ausführungen zogen sich noch über Stunden hin. Zuletzt wies er darauf hin, dass der Minister für Gesundheit und Sport ein Ärzteteam zusammenstellen sollte, um allen Bürgern, die sich bereits mit den Implantationschips der Weltregierung hatten registrieren lassen, die gefährlichen Datenträger wieder zu entfernen. Die Zahl dieser Personen wurde in Weißrussland auf etwa 200000 geschätzt.

„Und? Wie war's?", fragte Alfred Bäumer, Franks bester Freund, als der junge Mann die zahllosen Stufen, die zum Haupteingang des Präsidentenpalastes führten, langsam hinabstieg.
„Artur hat sich einiges vorgenommen. Er ist schon faszinierend. Wilden ist noch immer bei ihm", antwortete Kohlhaas.
„Bleibt er für heute in Minsk?"
„Ja, er fährt später zu seiner Wohnung!"
Bäumer zeigte auf die Vorderseite des Präsidentenpalastes und schmunzelte: „Sieh mal!"

Frank reckte den Kopf. „Du meinst die Einschusslöcher dort neben dem Fenster, was?“
„Ja!“
„Ist schon eine verrückte Welt!“
Alf grinste. „Ich war es nicht!“
„Und ich auch nicht. Von mir stammen höchstens ein paar Einschusslöcher an der Ostseite des Palastes“, scherzte Kohlhaas.
Die beiden fuhren in ihr Heimatdorf Ivas zurück und genossen es, ohne die Gefühle von Angst und Verfolgung nach Litauen hineinfahren zu können.
Der Volksaufstand im Frühjahr diesen Jahres war erfolgreich gewesen und sie hatten es tatsächlich geschafft, die Vasallenregierungen in Weißrussland und Litauen zur Abdankung zu zwingen. Frank und Alfred hatten maßgeblich mitgeholfen, zwei winzige Territorien mit kaum 14 Millionen Einwohnern zu befreien und wieder selbstständig zu machen. Um sie herum herrschte die übermächtige Weltregierung über den Rest des Planeten – von Japan und den Philippinen abgesehen. Nun galt es erst einmal abzuwarten, was die nächsten Wochen und Monate bringen würden.
Frank hatte Tage der hemmungslosen Euphorie hinter sich. Ja, für sie alle waren die geglückte Revolution und die Aussicht auf ein Leben in einem Land, das ihnen gehörte, noch immer wie ein kaum zu begreifender Traum. Doch nüchtern betrachtet, hatten sie nur einen winzigen Fleck Erde für sich gewonnen. Was bedeuteten Weißrussland und Litauen schon? Alf war inzwischen, im Gegensatz zu Kohlhaas, der nach wie vor recht enthusiastisch war, wieder auf den Boden der Realität zurückgekehrt.
„Sie können uns jederzeit vernichten. Also gewöhne dich nicht an den Glauben, dass wir jetzt unsere Ruhe haben

werden“, gab er seinem Freund in letzter Zeit immer häufiger zu bedenken.

Die von roten, verzierten Säulen gestützte Halle des Logenhauses war zum Bersten voll. Heute hatte sich der Rat der 300 zu seiner Jahreshauptversammlung im zentralen Gebäude der Loge „Der leuchtende Stern“ in New York zusammengefunden.
Kein Geringerer als der Weltpräsident selbst war als Vertreter des obersten Gremiums, des Rates der Weisen, an diesem Tag erschienen, um seinen Untergebenen neue Anweisungen zu geben.
Milliardenschwere Konzernbosse, Inhaber von Medienanstalten und zahlreiche andere einflussreiche Persönlichkeiten schauten gespannt auf den dunkelhaarigen Mann in schwarzer Robe, der wortlos an ihnen vorbeischritt und sich hinter einem Rednerpult postierte.
Der Weltpräsident musterte seine Zuhörer mit kalten Augen, rückte sich die große, goldene Kette um seinen Hals zurecht und begann mit seiner Rede.

„Meine lieben Brüder!
Ich begrüße euch alle zur Hauptversammlung des Rates der 300. Ich habe heute wichtige Entscheidungen der Weisen mitzuteilen und es gibt eine Menge Dinge zu besprechen.
Die letzten Monate waren erneut von unglaublichen Erfolgen gekrönt, welche uns alle den heiligen Zielen wieder ein Stück näher gebracht haben. Allerdings gab es auch einige Probleme, die unbedingt gelöst werden müssen!
Bevor ich die jüngsten Erfolge in unser aller Gedächtnis zurückrufe, werde ich mit den Problemen beginnen. Nach

Japan haben sich auch die Philippinen und bald darauf Weißrussland, inklusive Litauen, vorübergehend unabhängig gemacht und ihre alten Staaten wiedergegründet.
Hatte der Rat der Weisen dem Aufstand in Weißrussland zuletzt wenig Aufmerksamkeit entgegen gebracht, so haben uns interne GSA-Studien dazu veranlasst, die Situation dort noch einmal genauer zu betrachten.
Weißrussland ist nur ein kleines Land von absolut geringer weltpolitischer Bedeutung. Das ist eine Tatsache, die hier wohl niemand bestreiten wird. Dennoch ist die Revolution dieses Artur Tschistokjow dort auf den zweiten Blick als durchaus bemerkenswert und in gewisser Weise auch besorgniserregend zu interpretieren.
Dieser Mann hat es innerhalb kürzester Zeit geschafft, eine schlagkräftige Massenbewegung ins Leben zu rufen und etwas zu schaffen, was uns in großem Stil eines Tages wirklich gefährlich werden könnte.
Tschistokjow kennt uns und unsere Pläne und hat es brillant verstanden, die Millionen Unzufriedenen in seinem Land unter seiner zentralen Führung zu vereinen, um damit wie mit einem Hammer die dort bestehende Ordnung zu zerschlagen.
Er hat seinen Anhängern mehr als nur eine gewöhnliche Rebellion gegeben. Er hat ihnen eine neue Weltanschauung gepredigt und ihnen Visionen geschenkt. Zudem hat er mit einer intelligenten Propaganda, welche die patriotischen und sozialen Instinkte der Bevölkerung angesprochen hat, die Massen auf seine Seite gezogen! Er hat dies in den Augen der GSA-Experten sogar noch besser verstanden als Matsumoto!
Er ist fanatisch, furchtlos und unbestechlich, was es uns erschweren wird, ihn mit einfachen Mitteln auszuschalten. Weiterhin geht er, wie mir einige Brüder berichteten, mit

einer Radikalität gegen uns vor, wie wir sie seit langem nicht mehr erlebt haben. Offenbar ist er zu allem entschlossen und das macht ihn gefährlich!
„Nur derjenige, der unsere Pläne kennt und zu den Massen zu sprechen weiß, kann für uns zu einer Gefahr heranwachsen!", so steht es in den alten Schriften.
Der weißrussische Präsident ist so eine Person. Wenn er seinen Einfluss auf Russland und die Ukraine ausdehnen kann, dann drohen uns unangenehme Zeiten, meine Brüder!
Die soziale Lage ist auch in diesen Regionen vollkommen desolat und dementsprechend sind Millionen Russen und Ukrainer ebenfalls anfällig für die Lehren Tschistokjows.
Unsere besten GSA-Mitarbeiter rechnen in Osteuropa in den folgenden Monaten und Jahren mit schweren Unruhen. Wenn es der Freiheitsbewegung der Rus gelingt, auch außerhalb von Weißrussland und Litauen die verarmten Massen gegen uns zu vereinen, dann hat das weltpolitische Auswirkungen.
Verzweifelte und zornige Massen waren für uns allerdings niemals ein Problem, so lange sie führerlos blieben. Vereint unter dem Banner einer straff geleiteten Organisation und eines entschlossenen Anführers, können sie aber zu einer tödlichen Waffe werden!
Vor allem Russland muss unter allen Umständen unter unserer Kontrolle bleiben. Der Rat der Weisen wird in den kommenden Wochen darüber beraten, wann die GCF in Weißrussland und Litauen einmarschieren wird, um Tschistokjow und sein Regime auszulöschen. Das dürfte kein Problem sein. Weißrussland ist nicht Japan!
Trotzdem haben wir uns aber auch einen „Plan B" zurechtgelegt. Die Gefahr, dass sich Millionen frustrierte Menschen irgendwo eines Tages gegen uns erheben, kann

nicht allein durch GCF-Truppen gebannt werden. Wir benötigen etwas anderes: Eine revolutionäre Bewegung, die von uns geschaffen wurde und die uns gehorcht!
Was wir in früheren Zeiten bereits erfolgreich vollbracht haben, das werden wir jetzt wieder tun. Wo die Massen arm und verzweifelt sind, und drohen sich gegen uns zu erheben, dort wird unsere eigene Revolutionsbewegung ihren Zorn auffangen und umleiten!
Wir werden den Unzufriedenen daher eine neue Idee predigen und ihre revolutionäre Energie in unserem Sinne entschärfen: Wir geben ihnen den Kollektivismus!"

Ein Rumoren ging durch die Zuhörerschaft und viele der Anwesenden schienen etwas verwirrt zu sein. Der Vorsitzende des Weltverbundes fuhr mit seinen Ausführungen jedoch unbeirrt fort. Er erläuterte die wichtigsten ideologischen Grundlagen des „Kollektivismus" und erntete tosenden Applaus.
Anschließend sprach er noch einige Stunden über alle erdenklichen Aspekte der Weltpolitik und verkündete die nächsten Etappenziele der globalen Bruderschaft und ihrer hohen Herren. Die teuflischen Ideen und Pläne der Mächtigen verhallten hinter den verschlossenen Türen des Logenhauses und niemand sonst bekam sie zu hören.

Der Fernseher dröhnte durch das schäbige Wohnzimmer von Franks Haus in Ivas. Der junge Mann war wieder für ein paar Tage in sein Heimatdorf zurückgekehrt und genoss den täglichen Müßiggang.
Heute sah er sich einen Bericht des neuen litauischen Fernsehens über den weißrussischen Präsidenten an, er hatte den Titel: „Artur Tschistokjow rettet unser Land!".

Über eine Stunde lang wurden dem Zuschauer alle Aufbaumaßnahmen der neuen Regierung vor Augen geführt. Der blonde Rebellenführer wurde bei der Wiedereröffnung eines Industriebetriebes in Minsk gezeigt und glückliche Werktätige lobten ihn für die neu geschaffenen Arbeitsplätze.

Kurz darauf sah man Tschistokjow, wie er in einer Schule mit weißrussischen Kindern herumscherzte. Anschließend wurden Bürger interviewt, die ihm dafür dankten, dass er die von der entmachteten Medschenko-Regierung angesiedelten Fremden aus Weißrussland und Litauen ausgewiesen hatte. Sie meinten, dass seitdem die Kriminalität in den Großstädten des Landes deutlich zurückgegangen sei.

Gegen Ende des Berichtes wurde das Staatsoberhaupt schließlich selbst zur aktuellen Lage interviewt und versprach seinem Volk alles dafür einzusetzen, ihm eine bessere Zukunft zu schaffen.

Frank lächelte und sagte zu sich selbst: „Tja, wäre schön, wenn alles schon so rosig wäre, wie es Artur darzustellen versucht. Aber irgendwann werden wir es schon schaffen!“

Artur Tschistokjow und Thorsten Wilden schlenderten nachdenklich durch einen der langen Gänge des Präsidentenpalastes von Minsk. Draußen hatte endlich das Tauwetter eingesetzt und die riesigen Schneehaufen vor dem Fenster lösten sich langsam unter den wärmenden Strahlen der Frühlingssonne auf.

„Japan ist jetzt offiziell unser Verbündeter. Ich habe gestern lange mit Außenminister Mori telefoniert. Matsumoto hat uns eine weitere finanzielle Unterstützung in Höhe von mehreren Millionen Yen zugesagt“, erklärte Wilden.

Artur schien in Gedanken versunken zu sein und nickte ihm lediglich kurz zu, dann ging er weiter.
„Gut!", sagte er nur.
„Du machst dir Sorgen, nicht wahr?"
„Ja, die Weltregierung wird alles, was wir haben gebaut, mit eine großen Schlag zerstören. Die GCF wird bald kommen. Da kann uns Japan nicht helfen!", brummte der Rebellenführer auf Deutsch.
„Aber was sollen wir dagegen tun, Artur? Einen Krieg gegen die ‚Global Control Force' können wir niemals gewinnen!"
„Die Revolution muss in Russland, Ukraine und in restliche Baltikum weitergehen. Nur so wir haben ein Chance!", erwiderte Tschistokjow.
„Gestern kam es in Prag zu einem Hungeraufstand. Einige Tausend Menschen haben eine illegale Demonstration durchgeführt", sagte Außenminister Wilden.
„Ich habe in Fernsehen gesehen", gab Artur Tschistokjow zurück.
Der neue Präsident Weißrusslands sah seinen deutschen Freund mit traurigen Augen an. Dann eilte er schnellen Schrittes in sein Büro und Wilden folgte ihm. Tschistokjow zeigte ihm einige Papiere.
„Hier! Ich werde nach Russland gehen und dort die Freiheitsbewegung der Rus noch größer machen. Einige von meine Leute sind schon da und bereiten Demonstrationen vor", bemerkte der blonde Mann.
„Aber wir müssen uns doch zuerst hier in Weißrussland etablieren und das Land aufbauen. Wir haben noch so unendlich viel zu tun, Artur!", entgegnete sein ergrauter Außenminister besorgt.
„Das wird sein deine Aufgabe. Ich muss die Revolution nach Russland und in Ukraine bringen. Wenn wir aufhören

damit, dann werden sie Weißrussland schnell durch ein Schlag mit Militär erobern."
Thorsten Wilden wirkte verunsichert, aber er sah ein, dass Tschistokjow Recht hatte. Weißrussland zu halten war auf Dauer unmöglich, wenn vor allem in Russland selbst keine revolutionäre Bewegung die Mächtigen attackieren, auf Trab halten und somit auch von Weißrussland ablenken konnte.
Potential in Form von armen und hoffnungslosen Massen war dort ausreichend vorhanden, aber eine Auseinandersetzung mit dem System in Russland würde zu einem unsagbar langen und harten Kampf führen.
„Wenn wir jetzt gehen nur in Defensive, dann werden wir bald zerstört sein", erklärte Tschistokjow mit Nachdruck. „Uns bleibt nur der Angriff!"
Wilden nickte. Die Freude über den geglückten Umsturz im kleinen Weißrussland war mittlerweile der berechtigten Sorge um den Erhalt des Erreichten gewichen. Sie alle hatten mit den Revolutionen in Weißrussland und Litauen weltpolitisch gesehen noch so gut wie nichts erreicht.

Artur schritt in den nächsten Tagen sofort zur Tat und machte sich auf den Weg nach Smolensk, um dort seine Mitstreiter zusammen zu rufen. Seine Anhänger begannen derweil mit dem Verteilen von Flugblättern und anderen Werbeaktionen im angrenzenden russischen Gebiet.
Anfang April kam es zu einer kurzen spontanen Kundgebung von mehreren hundert Rus in der kleinen Grenzstadt Klincy. Die spärlich vertretene Polizei reagierte verhalten und es gab lediglich einige Schlägereien. Die Medien in Russland berichteten in der üblichen Weise über die Aktion und verleumdeten Tschistokjows Anhänger als „politische Wirrköpfe" und „Chaoten".

Arturs Gefolgsleute infiltrierten anschließend systematisch die Dörfer und Kleinstädte entlang der Ostgrenze Weißrusslands und verteilten Zehntausende von Flugschriften und Zeitungen innerhalb kürzester Zeit. Sie ernteten großen Zuspruch in der Bevölkerung, während sich die russische Polizei in den kleineren Ortschaften fast überhaupt nicht blicken ließ oder die Eindringlinge sogar wohlwollend ignorierte. Der Anführer der Freiheitsbewegung selbst reiste nach einem kurzen Zwischenstopp in Minsk weiter nach Velikie Luki und brachte dort seine Gruppe auf Vordermann. Sein Führungsstab in Weißrussland setzte derweil die politischen Vorgaben des Präsidenten in die Tat um.
Millionen Rubel wurden zur Arbeitsbeschaffung aufgewendet und außerdem ein notdürftiges Sozialversicherungssystem eingeführt.
Es gelang Tschistokjows Ministern, mehrere Industriebetriebe vor dem Kollaps zu retten und zahlreiche Arbeitsplätze zu erhalten. Die beachtliche Werbemaschinerie, welche die Rus jetzt in Form von Zeitungen und Fernsehsendern in den Händen hielten, leistete ganze Arbeit und trug die Ideen der neuen Regierung in die Köpfe von Millionen Menschen.
Der größte Teil des Volkes empfand deutliche Sympathien für Tschistokjow und die ersten sozialen Maßnahmen, welche die bittere Not von Hunderttausenden linderten, festigten seine Stellung innerhalb der Bevölkerung in beträchtlicher Weise.
Trotz allem änderte das jedoch nichts an der Tatsache, dass Tschistokjows wirtschaftliche Notmaßnahmen die soziale Krise nur kurzzeitig etwas abschwächen konnten. Weißrussland wurde diplomatisch und wirtschaftlich vollkommen isoliert und lediglich Japan und die Philippi-

nen gaben dem kleinen Land überhaupt die Möglichkeit, Waren zu exportieren.

„Nach Russland?“, stöhnte Frank. „Das darf doch nicht wahr sein!“
„Es geht nicht anders! Artur hat schon nach Alf und dir gefragt. Der Kampf geht weiter!“, betonte Wilden ernst.
„Also wieder Demos, Flugblätter und Kämpfe?“, bemerkte Alfred Bäumer unwillig und schnaufte.
„Ja, was sonst! Oder hast du etwa geglaubt, dass wir uns jetzt gemütlich ausruhen können? Meinst du vielleicht, Weißrussland wird es noch lange geben, wenn wir nicht weitermachen?“, fragte der Dorfchef von Ivas, der von Tschistokjow zum Außenminister ernannt worden war.
„Können wir nicht wenigstens noch einen Monat verschnaufen?“, bat Kohlhaas.
„Nein! Das kommt gar nicht in Frage! Entweder wir fahren mit dem politischen Kampf auf russischem Boden zügig fort und gehen selbst in die Offensive – oder die GCF wird hier eben mal einmarschieren und uns vernichten!“, rief Wilden erregt. „Ausruhen können wir uns eines Tages noch genug in unseren Holzkisten!“
„Ja, aber …“, brachte Alf nur heraus und fing sich von Wilden einen wütenden Blick ein.
„Unser nächstes Ziel muss Moskau sein!“, zischte dieser.
Frank lächelte verächtlich. „Moskau? Das ist doch ein schlechter Witz!“
„Nein, ist es nicht! Artur und ich haben die Situation genau analysiert. Es gibt auf Dauer keinen anderen Weg. Von Weißrussland allein können wir uns wenig kaufen! Wir sind ein Nichts in dieser Welt!“
Kohlhaas verdrehte die Augen und sah aus dem Fenster. Wilden starrte ihn mit durchdringendem Blick an: „Mor-

gen sehe ich euch alle in Wizebsk! Ich fahre jetzt zurück nach Minsk! Sagt Sven und den anderen Bescheid, wir brauchen jeden Mann!"

Das Oberhaupt der Dorfgemeinschaft von Ivas ließ die beiden Rebellen in ihrer Küche stehen und verschwand. Alf fluchte leise in seinen Bart und Frank schwieg.

Am nächsten Tag machten sie sich mit den anderen auf den Weg nach Wizebsk. Zusammen mit etwa fünfzig Rus wurden Frank und Alfred nach ihrer Ankunft weiter nach Veliz geschickt und arbeiteten sich von dort aus bis in den Süden der russischen Großstadt Velikie Luki vor. Anschließend begaben sie sich in den Osten von Lettland. Die Männer verteilten zahllose Flugblätter in den trostlosen Kleinstädten und Dörfern.

Frank fluchte öfters über diese „Kuliarbeiten", doch er wusste, dass sie notwendig waren, denn ohne eine entsprechende geistige Vorbereitung, war auch hier kein politischer Umschwung möglich.

Artur Tschistokjow selbst führte Mitte April eine Demonstration in Jelgava durch. Etwa 5.000 seiner Anhänger kamen und Kohlhaas führte wieder einmal die Ordnertruppe an. Während des Aufmarsches kam es mehrfach zu Rangeleien mit der örtlichen Polizei, die sich irgendwann aufgrund ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit zurückziehen musste. Der Zuspruch aus der Bevölkerung war hingegen beträchtlich.

Die Lebenssituation der Einwohner Lettlands und Estlands hatte sich in den letzten Monaten zunehmend verschlechtert. Alles war teurer geworden, vom Brötchen bis zum Storm. Allerdings waren die Löhne nicht gestiegen, wenn man überhaupt noch irgendwo Arbeit fand.

Tschistokjows über das weißrussische und litauische Fernsehen ausgestrahlte Stimmungsmache konnte auch in

den Nachbarregionen empfangen werden und vielen Verzweifelten spendete sie Hoffnung. Zwar war es in diesen Gebieten illegal, das weißrussische Fernsehprogramm zu sehen, doch hielten sich Hunderttausende von Menschen nicht an die gesetzlichen Vorschriften und machten sich selbst ein Bild von der Politik des weißrussischen Präsidenten.
Ende des Monats führte der Anführer der Rus nicht weniger als 30000 Menschen in der südlettischen Großstadt Daugapils zusammen und zog mit ihnen bis zum Sitz der städtischen Hauptverwaltung. Es kam zu Straßenkämpfen mit der verunsicherten Polizei und etwa 300 Menschen wurden verletzt oder gar getötet. Am Ende des Tages hatten sich die Rus durchgesetzt und die örtlichen Beamten in die Flucht geschlagen. Frank und Alf hatten erneut in der ersten Reihe gestanden, waren allerdings unverletzt geblieben. Danach setzten sie ihre rastlosen Werbeaktionen unermüdlich fort. Tag und Nacht waren sie aktiv, bis sich ihre Kräfte vollkommen erschöpft hatten.
Als der Frühsommer des Jahres 2036 mit dem sonnigen Monat Mai anbrach, flog Außenminister Wilden nach Japan, um mit Präsident Matsumoto wichtige Fragen einer zukünftigen Bündnispolitik abzusprechen. Seine Familie, die in Ivas geblieben war, hatte der ehemalige Geschäftsmann aus Westfalen bereits seit Wochen nicht mehr gesehen.

Mit einem lauten Schnaufen ließ sich Frank auf dem zerbeulten Plastiksitz einer heruntergekommenen Bushaltestelle am Stadtrand von Roslavl nieder und schleuderte seinen Rucksack, der bis oben hin mit Flugblättern und Werbeschriften der Freiheitsbewegung angefüllt war, in die Ecke des Wartehäuschens aus grauem Beton. Alfred

Bäumer und einige Russen kamen zu ihm herüber und stellten sich mit fragenden Blicken vor ihn.
„Wir müssen noch in einigen Straßenzügen Material verteilen, General Kohlhaas“, sagte ein abgehetzt wirkender junger Mann und sah Frank etwas verunsichert an.
„Verdammt! Ich bin doch kein Postbote, mir reicht es langsam. Für heute habe ich die Schnauze voll!“, murrte Kohlhaas und sank erschöpft in sich zusammen.
„Nur noch ein paar Straßen, Alter, die andere Truppe ist doch auch noch …“, bemerkte Bäumer und fing sich von seinem Freund einen verärgerten Blick ein.
„Nein, ich will nicht mehr! Für heute ist Feierabend! Ruft den Rest der Männer zusammen und dann machen wir uns wieder in Richtung Weißrussland auf die Socken“, meinte Frank genervt.
Alf, dem man unschwer ansehen konnte, dass auch er langsam keine Lust mehr hatte, mahnte Frank zur Disziplin, doch dieser verharrte auf dem Plastiksitz wie ein störrischer Maulesel.
„General Kohlhaas mit den abgelaufenen Hacken hat keinen Bock mehr!“, stöhnte er.
„Artur Tschistokjow hat gesagt, dass jeder Mann für unsere Werbeoffensive notwendig ist. Auch die Männer der Ordnertrupps“, sagte Bäumer.
„Gute Nacht!“, erwiderte Kohlhaas mit einem müden Grinsen und schloss die Augen.
Nach einigen Minuten zogen Alf und die anderen Aktivisten der Rus leicht verstimmt ab und machten sich wieder daran, das Werbematerial zu verteilen. Frank beachtete sie nicht weiter und war nach einer Weile eingenickt.
Roslavl war eine trostlos wirkende Stadt in der unmittelbaren Nähe der weißrussischen Ostgrenze. Hier draußen in den Vororten traf man heute nur wenige Anwohner auf

den Straßen an. Alles erschien grau und bedrückend, genau wie der bewölkte Himmel, durch den an diesem Tag kaum ein Sonnenstrahl dringen konnte.
Etwa eine Stunde später kamen Bäumer und die anderen Männer zurück, sie hatten nun auch endgültig die Lust am Flugblätterverteilen verloren. Kohlhaas war inzwischen eingeschlafen, lag ausgestreckt über drei Plastiksitze und erinnerte von weitem an einen Obdachlosen, der sich im Wartehäuschen einer Bushaltestelle eingenistet hatte.
„Steh auf, du Penner!“, flüsterte Alf seinem Freund leise ins Ohr, während die Russen laut zu lachen begannen. Knurrend richtete sich Frank auf und rieb sich die Augen, schließlich grinste er breit.
„Ich könnte nur noch schlafen und schlafen und schlafen“, meinte Kohlhaas, als sie den Nachhauseweg antraten. Jetzt ging es erst einmal zurück nach Minsk.
„Es geht mir ja auch nicht anders, aber wir müssen uns zusammenreißen, Frank!“, sagte Bäumer.
„Sollen wir jetzt bis nach Sibirien überall diese dämlichen Flugblätter verteilen? Ich dachte, wir sind Ordner und keine Laufburschen …“
„Ohne eine geistige Vorarbeit ist nun einmal keine Revolution möglich. Das hat Artur doch schon mehrfach erklärt, Frank.“
„Ja, aber Frank hat einfach keinen Bock mehr, diesen Mist auch noch zu machen, Frank ist nämlich kein Roboter mit einer Superbatterie im Arsch“, maulte Kohlhaas.
„Aber Artur hat gesagt …“
„Artur ist nicht mein Papa!“
„Trotzdem muss so etwas auch sein“, erklärte Alf energisch.
Sein Freund winkte ab und antwortete: „Ich will doch nur einmal für ein paar Tage meine Ruhe haben. Artur hat

einen Sprung in der Schüssel, wenn er glaubt, dass wir jetzt einfach mal Russland befreien können. Das ist das größte Land der Erde!“

„Strategisch gesehen meinen Artur und auch Wilden, dass sich die Freiheitsbewegung zunächst im Westen …“, setzte Alf an, doch Kohlhaas übertönte seine Worte mit einem langgezogenen Murren.

„Halte jetzt endlich die Fresse, du Dortmunder Riesenbaby! General Kohlhaas will jetzt ein Nickerchen machen!“, brummte der junge Mann und lehnte seinen Kopf gegen die Scheibe der Beifahrertür des Autos, das sie langsam wieder zurück nach Minsk brachte.

„Aber der Einmarsch in Weißrussland und Litauen war doch für Ende des Monats geplant, oder?“, bemerkte ein grauhaariger Herr am Ende des großen Tisches.

„Ja, aber wir werden umdisponieren!“, erklärte der Vorsitzende des Rates der Weisen.

„Es droht ein Bürgerkrieg im Iran! Unser Sub-Gouverneur wird dort zunehmend von den Rebellen unter Druck gesetzt!“, fügte der Weltpräsident hinzu.

„Was heißt das denn jetzt?“, hörte er neben sich.

„Das heißt, dass wir vorerst GCF-Truppenverbände aus dem russischen Teil in den Iran verlegen müssen. Wenn die Lage dort eskaliert, dann ist das etwas anderes, als wenn ein paar Palästinenser im Gazastreifen Steine werfen!“, donnerte das Oberhaupt des Weltverbundes.

Der Vorsitzende des Rates nickte zustimmend. Dann fuhr der Weltpräsident fort: „Diesen Emporkömmling Tschistokjow und seine lächerliche Bande können wir auch noch in den nächsten Monaten erledigen. Zudem haben wir es doch schon in der letzten Sitzung durchgesprochen. Wir werden jetzt die Ideologie des Kollektivismus vor

allem in Russland, aber auch in anderen Ländern, verbreiten und durch einen unserer Leute vertreten lassen. Das wird Tschistokjow schnell den Wind aus den Segeln nehmen und zugleich die Gefahr von wirklichen Aufständen in Russland minimieren!“
„Und davon versprechen Sie sich so einen Erfolg?“, wollte der Inhaber eines Medienkonzerns wissen.
Der Vorsitzende musterte ihn mit vielsagender Miene und erwiderte: „Ich denke auch, dass diese Methode gerade bei Leuten wie Tschistokjow wesentlich erfolgsversprechender ist als GCF-Truppen, die alles zusammenschießen.
Wir werden die Armen und die einzelnen Volksschichten gegeneinander aufhetzen, so dass sie sich mit all ihrem Hass bekämpfen. Das hat früher funktioniert und das wird es auch heute!“
„Was ist mit Matsumoto? Dieser Kerl hat heute Morgen dem Weltverbund gedroht, die Insel Sakhalin und andere Teile Sibiriens mit Truppen zu besetzen, wenn wir Weißrussland angreifen!“, bemerkte einer der Herren.
„Er wird nichts machen. Ich glaube kaum, dass er in Sibirien einmarschieren und damit einen Krieg außerhalb seiner verfluchten Inseln riskieren wird! Um Weißrussland zu helfen? Einem so kleinen Land? Er versucht lediglich mit den Muskeln zu spielen, das ist alles!“, brummte der Vorsitzende des Rates der 13.
Der Weltpräsident setzte ein selbstgerechtes Grinsen auf und trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte herum. Dann sprach er: „Liebe Brüder, jetzt lassen wir mal Weißrussland und Litauen links liegen und widmen uns wichtigeren Dingen. Beispielsweise der Massenregistrierung durch unsere Implantationschips. Wie sehen Sie die Gesamtentwicklung der Operation, meine Herren?“

Der Vorsitzende des Rates blickte die um ihn Versammelten mit ernster Miene an und wartete auf Antworten. Ein Mann in feinem Zwirn hob seine Hand zu einer Wortmeldung …

Artur Tschistokjow war kurzzeitig nach Minsk zurückgekehrt und hatte einige wichtige Regierungsangelegenheiten geklärt. Er wunderte sich, dass bisher keine GCF-Truppen an den Grenzen seines Landes zusammengezogen worden waren. Zudem hielt sich die ausländische Medienhetze gegen ihn auch weiterhin in Grenzen.
Der Mai neigte sich mittlerweile seinem Ende zu. Seit vier Monaten war der Anführer der Rus bereits in Weißrussland und Litauen an der Macht und von einem geplanten Militärschlag gegen seine Herrschaft war bisher nichts zu sehen. Er rätselte vor sich hin. Selbst eine kleine GCF-Armee hätte sein winziges Land wie eine Wanze zerquetschen können, doch es war gespenstisch ruhig geblieben.
So schätzte er sich einfach glücklich über diese Tatsache, unternahm alles, um Weißrussland mit seinen beschränkten Mitteln wieder aufzubauen und versuchte, die Rebellion gegen das Weltversklavungssystem über die Grenzen seines kleinen Herrschaftsbereiches auszudehnen. Er machte unbeirrt weiter. So wie er es immer getan hatte.

Lettland wurde von der Freiheitsbewegung der Rus als nächstes Ziel für einen politischen Umsturz ausgesucht. Frank, Alf, Sven und mehrere tausend Mitstreiter überschwemmten das Land täglich mit Werbematerial und nahmen an einer Massendemonstration in Liepaja teil. Hier versammelten sich 20.000 Menschen unter dem Banner des Drachenkopfes und zogen durch die Hafenstadt. Die Veranstaltung verlief ohne größere Zusammenstöße mit

der Polizei. Artur Tschistokjow hatte für die kommenden Wochen einen Vorstoß nach Riga geplant, der die dort ansässige Vasallenregierung stürzen sollte. Die Vorbereitungen liefen auf Hochtouren und die mittlerweile militärisch organisierten Ordnertrupps waren mit weiteren Kriegswaffen aus Japan ausgerüstet worden.
Der Anführer der Rus beabsichtigte, mit mindestens 30000 bewaffneten Männern nach Riga zu kommen. Vorher sollten, wie bereits in der weißrussischen Revolution erprobt, wichtige strategische Ziele unter Kontrolle gebracht werden. Wilden war inzwischen wieder nach Minsk zurückgekehrt und überbrachte gute Neuigkeiten aus dem fernen Osten.
Der japanische Präsident Matsumoto hatte versichert, Weißrussland und Litauen im Falle eines GCF-Angriffs nicht im Stich zu lassen. Was er genau damit meinte, konnte der Außenminister allerdings nicht sagen. Aber es klang zumindest gut und so glomm in Tschistokjows Kabinett in Minsk ein wenig Zuversicht auf.

Schritt für Schritt

Frank drückte sich den Telefonhörer noch ein wenig fester an sein Ohr und lauschte erwartungsvoll dem leisen Tuten. Nach etwa einer Minute hob Agatha Wilden, Julias Mutter, endlich ab. Die Frau des Außenministers begrüßte Kohlhaas etwas verhalten und ging dann in die obere Etage, um ihre Tochter ans Telefon zu holen.
„Hallo?“, schallte es kurz darauf aus dem Hörer.
„Hallo, Julia! Ich bin’s! Ich wollte mich nur mal melden“, sagte Frank aufgeregt und lehnte sich gegen die schmutzige Glasscheibe der Telefonzelle.
„Na, wie ist die Lage?“, fragte Julia trocken.
„Hör bloß auf, wir sind mal wieder rund um die Uhr unterwegs. Wir bereiten gerade eine große Sache vor, mehr darf ich aber nicht sagen. Falls einer mithört, weißt du?“, erklärte Kohlhaas.
„Noch eine große Sache?“
„Ja, ich bin an der Grenze zu Lettland. Alf ist auch dabei. Wir wollen morgen …“, sagte der junge Mann und unterbrach sich dann selbst.
„Aha!“, gab Julia nüchtern zurück.
„Und was machst du so?“, wollte Kohlhaas wissen.
Die Tochter des Dorfchefs schwieg für einen kurzen Moment, schließlich antwortete sie: „Schön, dass du auch mal danach fragst, Frank. Ich lese gerade einige Bücher über Pädagogik. Es ist übrigens äußerst bemerkenswert, was Artur Tschistokjow in „Der Weg der Rus“ über die Erziehung der Jugend schreibt, aber das nur am Rande. Gerade lese ich jedoch ein anderes Buch zu diesem sehr interessanten Thema“, erläuterte Julia.
„Pädagogik?“, wunderte sich Frank.

„Ja, genau!“
„Artur schreibt, dass alle Erziehung nur einem Ziel dienen soll: Die Jugend muss …“, rezitierte Frank, doch die junge Frau fiel ihm ins Wort.
„Ich weiß, aber ich möchte mich zunächst einmal noch mit anderen Büchern befassen. Etwas allgemeineren Büchern, ich will nämlich Lehrerin werden.“
„Was?“
„Ich möchte Lehrerin werden. Daher auch mein Interesse an diesen Themen. Vielleicht gehe ich in ein paar Monaten nach Wilna, um dort zu studieren. Das wäre doch nicht schlecht, oder?“, sagte Julia und schien gespannt auf Franks Reaktion zu warten.
„Warum das denn? Nach Wilna?“, erwiderte Kohlhaas verwirrt.
„Ja, die Universität in Wilna ist eine hervorragende Institution, das meint übrigens auch mein Vater. Ich glaube, dass ich das Zeug zu einer guten Lehrerin habe. Was sagst du dazu?“
Frank brummte leise vor sich hin. „Warum bleibst du denn nicht in Ivas?“
„Soll ich hier vielleicht ewig herumgammeln? Ich will auch etwas aus meinem Leben machen. Du bist weg, mein Vater ist weg und zudem das halbe Dorf. Nein, ich habe mich entschlossen, jetzt selbst aktiv zu werden. Ich könnte mir gut vorstellen nach Wilna zu gehen, um dort ein Studium zu beginnen. In den Semesterferien könnte ich dann Frau de Vries helfen. Die plant nämlich, hier im Dorf eine kleine Schule einzurichten. Ich habe es meinem Vater auch schon erzählt und der findet die Idee sehr gut…“, bemerkte Julia.

„Eine Schule in Ivas? Ja, das ist eine gute Idee. Aber dafür musst du ja nicht auch noch studieren und nach Wilna gehen“, meinte Frank wenig begeistert.
„Doch, ich denke, das sollte ich tun. Eigentlich freue ich mich auch schon auf das Studium, das wird bestimmt sehr interessant. Danach kann ich an allen Staatsschulen unterrichten.“
„Das kannst du doch auch so. Du bist immerhin die Tochter des Außenministers“, gab Kohlhaas etwas ungehalten zurück.
„Trotzdem, ein Studium wird mir sicherlich nicht schaden. Du willst doch auch, dass Arturs revolutionäre Ideen und seine Weltsicht der jungen Generation vermittelt werden, oder?“, konterte Julia.
„Natürlich, das ist extrem wichtig. Die Kinder von heute sind die Kämpfer der Freiheitsbewegung von morgen. So sagt das Artur immer. Es ist übrigens sehr lobenswert, dass du „Der Weg der Rus“ gelesen hast. Es ist die Pflicht eines jeden, sich mit Arturs Lehre intensiv auseinander zu setzen, denn nur so wird die Grundlage für den Kampf…“, predigte Frank, wobei ihm seine Gesprächspartnerin erneut in die Parade fuhr.
„Jetzt ist gut, Herr General! Genug politische Schulung für heute. Wann kommst du denn endlich zurück nach Ivas?“
„Das kann ich noch nicht genau sagen. Wir haben in den nächsten Tagen noch viel zu tun. Keiner kann voraussehen, wie sich die Lage demnächst entwickeln wird“, erklärte Frank leicht ratlos.
„Pass auf dich auf, mein Lieber! Vergiss bei all der Politik nicht dein eigenes Leben. Auch wenn in Arturs großem Werk steht, dass die Opferbereitschaft des Einzelnen eine der höchsten Tugenden ist, würde ich mich trotzdem

freuen, wenn ich dich noch ein paar Jahre hätte“, meinte Julia mit leicht ironischem Unterton.
„Keine Sorge, mir passiert schon nichts …“, gab Frank wenig überzeugend zurück.
Julia zögerte für einige Sekunden mit ihrer Antwort, schließlich erwiderte sie: „Mit diesem Gerede kannst du mich kaum beeindrucken. Mir ist es viel lieber, wenn du auf dich achtest. Das kannst du übrigens auch meinem werten Vater ausrichten.“

Der nächste Monat hatte begonnen und im Iran war ein blutiger Bürgerkrieg ausgebrochen. Die dortigen Rebellen hatten die Großstädte Mashad und Esfahan nach wochenlangen Straßenkämpfen eingenommen und die loyalen Truppen von Sub-Gouverneur Kerman vertrieben. Der Weltverbund ordnete die sofortige Unterstützung seines Vasallen durch starke GCF-Verbände an und schickte Zehntausende von Soldaten in den Nahen Osten.
Auch die im Süden Russlands stationierten Streitkräfte wurden fast vollständig in den Norden des Irans verlegt, um die Aufständischen dort zurück zu drängen.
In anderen Regionen des Nahen Ostens, etwa in Palästina, kam es ebenfalls einmal mehr zu schweren Unruhen, die mit brutaler Militärgewalt niedergeschlagen werden mussten.
So richteten die Weltregierung und die internationalen Medien in diesen Tagen ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Iran und die arabische Welt, eine Region, welche schon seit Jahrzehnten von Konflikten gezeichnet war.
Weißrussland und Litauen blieben vorerst von einer Invasion durch die internationalen Streitkräfte verschont, was Tschistokjow und seinen Mitstreitern ein wenig mehr Luft zum Atmen bescherte.

Nach drei Wochen unermüdlichem Einsatz in Lettland wurde Frank nach Minsk gerufen, um bei der Planung des Angriffs auf Riga dabei zu sein. Artur Tschistokjow hatte nicht weniger als 40.000 bewaffnete Männer in Silaulai im Norden Litauens versammelt und wies diese an, am 01.07.2036 in Lettland einzurücken. Im Morgengrauen setzten sich zahlreiche Lastwagen in Bewegung und brachten erste Trupps über die Grenze des Nachbarlandes, um Ziele im Osten Lettlands einzunehmen. Der Rest der Kampfverbände folgte ihnen eine Stunde später und machte sich auf den Weg zur lettischen Hauptstadt.
Als die Rebellen in die Außenbezirke Rigas eindrangen, schlossen sich ihnen unzählige, jubelnde Bürger an, so dass sich ihre Zahl schnell vervielfachte. Sogar ganze Abteilungen der örtlichen Polizei liefen zu den Aufständischen über und stärkten ihre Reihen.

Frank sah sich um und betrachtete die Menschenmassen, welche aus den Seitenstrassen schreiend und applaudierend zu ihrer Truppe stießen. Es waren Tausende und ihre Zahl nahm mit jeder weiteren Minute zu.
Sprechchöre hallten durch das Wohnviertel und ein Meer von Drachenkopffahnen wurde über ihren Köpfen geschwenkt.
„Hurry up! Dawaj!“, schrie Kohlhaas und forderte seine Männer auf, schneller vorzurücken.
Alf beeilte sich, mit seinem ungestümen Freund Schritt zu halten. Das Stadtzentrum von Riga war jetzt nur noch einige Kilometer entfernt.
„Glaubst du, dass das heute klappt?“, fragte er Bäumer und sah sich nervös um.

„Noch hat sich kein Widerstand geregt! Alle Polizisten, die bisher aufgetaucht sind, haben sich uns angeschlossen“, antwortete der Freund zuversichtlich.
Frank lächelte verhalten und starrte Bäumer an. Die wachsende Menschenmasse bewegte sich derweil unter lautem Singen und Schreien bis zum Regierungsgebäude, wo sie weitere Mitstreiter erwarteten, die immer wieder „Artur Tschistokjow!“ skandierten.
„Hier sind keine GCF-Truppen! Niemand!“, sagte Kohlhaas verwundert und blickte zum Regierungsgebäude hinüber.
„Vermutlich haben sie sich zurückgezogen. Das hatte ich eigentlich nicht erwartet“, erwiderte Alf verdutzt.
Die Menschenmenge wuchs inzwischen immer weiter an. Artur Tschistokjow tauchte auf, winkte und wurde mit frenetischem Jubel begrüßt. Als er schließlich mit seiner Rede begann, hatten sich Zehntausende von Letten um ihn herum versammelt.
„Ich verkünde hiermit, dass Lettland von heute an frei ist und aus dem Weltverbund austritt!“, rief er und ein Chor der Begeisterung donnerte ihm entgegen.
Die Freiheitskämpfer der Rus rückten nach Arturs zweistündiger Rede in das verlassene Regierungsgebäude ein und besetzten es. Andere Trupps nahmen derweil strategisch wichtige Ziele im ganzen Stadtgebiet ein.
Es fiel kein einziger Schuss an diesem Tag. Sie hatten das winzige Lettland im Handstreich genommen und keinerlei Widerstand war ihnen entgegengetreten.
Wenige Tage nach der erfolgreichen Übernahme erfuhren sie, dass Sub-Gouverneur Maximilian Feynbergow und sein Kabinett Riga schon in der Nacht zuvor verlassen hatten und die wenigen GCF-Besatzungssoldaten nach Russland abgezogen waren.

Artur Tschistokjow setzte Lukas Alanin, den Leiter der lettischen Sektion der Freiheitsbewegung, als neuen Präsidenten des Landes ein. Dann ordnete er Maßnahmen zur Behebung der sozialen Krise an und überließ es Peter Ulljewski und seinen Männern, die restlichen Machtstrukturen der Weltregierung, samt ihren Trägern, in Lettland auszuschalten.
Am 10.07.2036 verkündete Tschistokjow in Riga den vorläufigen Abschluss der Revolution vor einer riesigen Volksmenge und es folgte wenig später eine weitere Großveranstaltung in Minsk, bei der er den Sieg über die Weltregierung in Lettland zelebrieren ließ. Frank und Alf kehrten nach dem berauschenden Fest in der weißrussischen Hauptstadt erst einmal nach Ivas zurück und gönnten sich zwei Wochen Ruhe.

„Was wollte Wilden denn schon wieder?“, stöhnte Frank und ließ sich die Abendsonne auf den Bauch scheinen.
Alf stellte sein Handy aus und legte es auf den Tisch. Er wirkte ebenfalls genervt.
„Wir sollen nächste Woche wieder nach Minsk kommen. Es gibt viel zu besprechen“, gab Bäumer mit einem frustrierten Stöhnen zu verstehen.
„Auch die besten Kämpfer haben sich mal ‘ne Pause verdient“, bemerkte Sven vom anderen Ende des Tisches und nippte an seiner Bierflasche.
Frank hielt sich müde den Kopf und sagte nichts. Dann stand er auf. „Ich gehe jetzt nach Hause. Kommst du mit, Alf?“
Bäumer winkte ab. „Ich bleibe noch eine Runde bei Sven. Wir wollten noch Skat spielen.“
„Alles klar! Bis morgen!“, sagte Kohlhaas und schlich fort.

Der junge Mann schlenderte noch eine Weile durch das bereits halbdunkle Dorf und ging dann ins Haus. Entkräftet schleppte er sich zu seinem Bett und schlief sofort ein. Mit seliger Miene lag er da und wirkte zwar erschöpft, aber dennoch irgendwie glücklich. So hatte man Frank lange nicht mehr gesehen. Er fand in dieser Nacht einen ruhigen und erholsamen Schlaf, während ihn sein Geist wieder einmal mit auf eine seltsame Traumreise nahm…

Ein alter Mann und ein kleiner Junge schritten über eine sonnendurchflutete Ebene voller fremdartiger Pflanzen und Gräser. Über ihnen leuchtete ein lilafarbener Himmel, auf dem die Umrisse dreier Monde zu erkennen waren.
„Großvater, wie lange leben schon Menschen auf dieser Welt?“, fragte der kleine Junge den weißhaarigen Mann.
„Hier? Auf Sakar IV? Nun ja, vor etwa hundert Jahren haben sich die ersten menschlichen Kolonisten auf diesem Planeten niedergelassen …“, antwortete dieser.
„Von woher kommen wir Menschen überhaupt?“, wollte der Junge wissen und betrachtete den Alten mit einem forschenden Blick aus seinen wachen Augen.
„Woher?“, der Großvater lächelte. „Nun, Sylcor, wir Menschen stammen vom heiligen Planeten Terra. Er ist die Wiege unserer Art und weit, weit weg von hier in einem anderen Teil der Galaxis!“
„Wie weit denn, Großvater?“
„Sehr weit! Tausende von Lichtjahre liegen zwischen Sakar IV und Terra. Es ist unglaublich weit. Eine Reise dorthin würde sehr lange dauern …“
Der kleine Junge überlegte. „Wann haben die ersten Menschen denn Terra verlassen und sind zu den Sternen geflogen?“

„Was du heute wieder alles wissen willst, mein Kleiner“, erwiderte der alte Mann und schmunzelte. „Das ist schon eine Ewigkeit her. Niemand weiß das mehr so genau. Es war die Zeit, als ein großer Mann die lichtgeborenen Menschen vor ihrer Zerstörung gerettet und die Epoche ihrer Herrschaft eingeleitet hat.“
„Die lichtgeborenen Menschen?“, sagte der Junge staunend.
„Ja, unsere Vorfahren. Die Menschen der Aureanerkaste, welche die Kraft des Geistes und der Erfindung ihr Eigen nennen“, erklärte der Großvater.
Die beiden liefen weiter und betrachteten den Himmel über ihren Köpfen. Dann blieb der kleine Junge plötzlich stehen und zupfte am Gewand des Greises.
„Wer war denn dieser große Mann?“, fragte das Kind.
Der Großvater suchte für einen kurzen Augenblick nach einer Antwort, dann erklärte er: „Das kann keiner mehr mit Sicherheit sagen. Dieser Mann hat im Laufe der Jahrtausende viele Namen bekommen. Die einen nennen ihn Artur den Großen, die anderen den Heiligen Kistokov. Wieder andere halten ihn lediglich für eine Sagengestalt und behaupten, dass es ihn niemals gegeben hat. Manche meinen auch, dass ein anderer die Grundlagen zu dem gelegt hat, was heute ist.
Seit seinem Wirken, wenn er denn je existiert hat, sind mehrere Zeitalter vergangen. Es gibt kaum noch Aufzeichnungen oder Relikte aus dieser Epoche, so lange ist sie schon Vergangenheit.
Nach ihm reisten die lichtgeborenen Menschen zu den Sternen und breiteten sich in den Sonnensystemen rund um Terra aus. Irgendwann lernten sie durch den Hyperraum zu reisen und erschufen sich Ebenbilder und Diener aus künstlichem Stoff. Sie trafen auf andere Wesen außer-

irdischer Herkunft, die mit ihnen um Macht und Lebensraum zwischen den Sternen rangen und es bis heute tun."
„Du meinst die Außerirdischen? Die Viridpelliden, die Elban, die Necthan, die Rachnids und die vielen anderen?", fragte das Kind mit staunendem Blick.
„Ja, und wie sie alle heißen! Genau!", antwortete der Alte.
„Erzähle mir die ganze Geschichte der Menschen!", forderte der Junge und zupfte den Alten erneut an seinem Gewand.
„Ach, mein Kleiner! Das würde ewig dauern und zudem kenne ich die ganze Geschichte ja überhaupt nicht. Ich weiß doch auch nicht alles. Vieles ist nur noch Legende und Mythos. Oft sind die Zeitangaben fehlerhaft und die Geschichten widersprüchlich. Es gab viele Zeitalter und sie reichen Jahrtausende weit zurück.
Da war die Hochzeit der Technologie als sich die Aureaner in ihrem Genie selbst übertrafen und sich ihre künstlichen Diener gegen sie wandten. Es folgte die Zeit der Hyperraumstürme.
Danach kam die große Ausbreitung der Menschen bis an die Grenzen der Galaxis und die Gründung unseres Imperiums.
Der galaktische Bruderkrieg leitete das nächste Zeitalter ein und seine Nachwehen dauerten endlose Jahrhunderte und peinigen uns bis in die Gegenwart. Seitdem sind 2000 Jahre vergangen. Vielleicht sogar mehr oder auch weniger. Wer kann das schon mit Gewissheit sagen.
Vieles, was die Gelehrten glauben über die früheren Jahrtausende zu wissen, ist oft kaum mehr als Sage und Legende."
„Aber heute sind wir beide hier!", rief der Junge lachend und setzte sich auf einen Stein.

Der Großvater strich ihm durch seine weichen, blonden Haare und musste ebenfalls lachen.
„Ja, heute sind wir beide hier! Das ist eine Tatsache!", sprach er und setzte sich neben seinen Enkel.

Als Frank am nächsten Morgen nach zehn Stunden Schlaf aufwachte, musste er über seinen Traum ein wenig schmunzeln. Er maß ihm keine weitere Bedeutung bei und machte sich mit einem lauten Gähnen auf den Weg in die Küche. Sein Freund Alfred schien noch in den Federn zu liegen.
Der junge Mann kochte sich einen Kaffee, ging ins Wohnzimmer, schaltete den Fernseher an und schmiegte sich genüsslich in den weichen Sitzbezug des alten Sessels. Anschließend schaltete sich Frank durch die zahllosen Fernsehkanäle. Die meisten Leute in Weißrussland und Litauen konnten seit der Revolution nur noch das offizielle Fernsehprogramm der neuen Regierung empfangen, für Frank und andere führende Kämpfer der Freiheitsbewegung galt diese Sperrung allerdings nicht. Plötzlich hielt er inne und wunderte sich. Auf dem Bildschirm sah er einen bärtigen Mann, der von einer hübschen Reporterin interviewt wurde. Frank stutzte und spitzte die Ohren, um die englischsprachige Sendung möglichst vollständig zu verstehen.
„Sie sind also ein revolutionärer Philosoph, Herr Mardochow", sagte die lächelnde Reporterin.
„Ja, das bin ich!", erwiderte der Mann.
„Dann erklären Sie uns doch bitte Ihre Ansichten!"
Der bärtige Mann nickte. „Gerne! Die sozialen Ungerechtigkeiten in aller Welt haben mich dazu veranlasst, mir Gedanken über eine bessere Gesellschaft der Zukunft zu

machen. Eine Gesellschaft ohne soziale Unterschiede, geleitet von Gleichheit und Gerechtigkeit!“
„Haben Sie denn konkrete Vorschläge, um die Missstände in aller Welt zu beseitigen, Herr Mardochow?“
„Ja, nicht nur Vorschläge. Ich habe ein Konzept: den Kollektivismus!“
„Können Sie uns diesen Kollektivismus einmal genauer erklären?“
„Natürlich! Die kollektivistische Gesellschaft ist eine Gesellschaft ohne soziale Unterschiede. Kollektivismus bedeutet die Entmachtung der kapitalistischen Ausbeutungsmechanismen und die Überführung sämtlichen Privateigentums in die Hände aller Menschen. So können Armut und Ungerechtigkeit erst gar nicht entstehen“, erläuterte der Philosoph.
„Wie wollen Sie denn so etwas umsetzen?“, wollte die Reporterin wissen.
„Notfalls durch revolutionäre Maßnahmen! Die Armen und Ausgebeuteten müssen sich zusammenschließen und ihre Unterdrücker stürzen. Der Besitz in der Welt muss umverteilt werden, zum Wohle aller. Ich verspreche eine Welt, wo alle reich sind und alle an diesem Reichtum teilhaben werden.
Weiterhin müssen auch die verschiedenen Kulturen, Ethnien, Wertvorstellungen und Religionen endgültig aufgelöst werden, denn sie hindern die Menschen daran, gleich zu werden und führen immer wieder zu Kriegen und Mechanismen der gegenseitigen Ausbeutung durch die verschiedenen Gruppen.
In einer Welt, wo es keinerlei Unterschiede mehr zwischen den Menschen und Völkern gibt, wird es auch keine Ausbeutung mehr geben können. Der Kollektivismus ist

daher die einzig sinnvolle Antwort auf die schrecklichen sozialen Krisen unserer Zeit!“
„Sind Sie ein Menschenfreund, Herr Mardochow?“, fragte die Frau.
„Selbstverständlich! Ich habe die kollektivistische Idee entwickelt, um eine Welt der Gerechtigkeit und Menschlichkeit entstehen zu lassen. Viele Jahre war ich in aller Herren Länder herumgereist und das überall anzutreffende Elend der Menschen hat mich tief berührt.
Jahrelang hatte ich nur eine Frage im Kopf: Wie kann ich den Abermillionen Armen in allen Erdteilen helfen? Da entwickelte ich die revolutionäre Idee des Kollektivismus!“, erklärte der Mann und streichelte seinen grauen Rauschebart.
Die hübsche Reporterin schaute in die Kamera und lächelte, dann sagte sie: „Liebe Zuschauer, das war Theodor Mardochow und seine Idee des Kollektivismus. Immer mehr Menschen in ganz Europa und im Rest der Welt glauben, dass dieser Mann tatsächlich einen Weg gefunden hat, Hunger, Armut und Elend erfolgreich zu bekämpfen. Die einen feiern ihn, die anderen halten ihn für einen Phantasten. Wir von „Channel Triangle“ danken Ihnen jedenfalls fürs Zuschauen und wünschen viel Spaß mit dem nun folgenden Spielfilm!“

Frank schaltete den Fernseher ab und grübelte vor sich hin. „Der Typ ist angeblich ein Revolutionär und sie geben ihm eine Plattform im Fernsehen? Sie fördern ihn sogar und erschießen ihn nicht gleich?“, sagte er leise zu sich selbst. „Da ist doch etwas faul!“
Kohlhaas eilte in den Nebenraum, startete den Computer und ging ins Internet. Hier gab es einiges über Theodor Mardochow und seine neue Ideologie zu lesen. Alf kam die

Treppe herunter und setzte sich in die Küche, Frank beachtete ihn kaum und vertiefte sich in einige Texte.
„Die internationale Deklaration des Kollektivismus“, murmelte er vor sich hin und studierte eine Schrift des Philosophen. Dann las er einige Zeitungsartikel, die recht wohlwollend über Mardochow und seine Ideen berichteten.
Offenbar hatten sich kurz nach der Veröffentlichung der Deklaration bereits zahlreiche kollektivistische Gruppen in den meisten Großstädten Europas gegründet. Vor allem in Russland und der Ukraine schossen kollektivistische Organisationen wie Pilze aus dem Boden.
Als Frank und Alfred zurück nach Minsk kamen, beherrschte das Aufkommen dieser neuen Bewegung sämtliche Gespräche im Präsidentenpalast. Artur Tschistokjow wirkte durcheinander und versuchte eine Strategie gegen den neuen Gegner zu entwickeln. Als Kenner der weltpolitischen Hintergründe hatte er schnell erkannt, wer hinter der angeblich sozialrevolutionären Idee des Kollektivismus steckte.
Dennoch war die neue Philosophie ein genialer Schachzug der Mächtigen, denn jetzt liefen mehr und mehr Menschen dieser Weltanschauung hinterher. Die Lehren von Gleichheit, Freiheit und Gerechtigkeit fielen bei Millionen Verarmten und Verzweifelten auf fruchtbaren Boden und bereits Anfang Juli hatten sich auch in den Kleinstädten Osteuropas kollektivistische Gruppen und Vereinigungen gegründet. Die Medien berichteten über das Aufkommen dieser neuen Bewegung kaum in der gewohnt hetzerischen Weise, sondern stellten die Kollektivisten durchwegs als Reformatoren und Menschenfreunde dar.
So kam es bald zu einem ersten Massenaufmarsch unter Führung des in Moskau ansässigen Kollektivistenführers

Vitali Uljanin in St. Petersburg. Die Polizei ließ ihn widerstandslos gewähren und selbst als sie von wütenden Demonstranten angegriffen wurde, reagierten die Beamten verhalten und zögernd.
Uljanin sagte nicht nur den Besitzenden und Kapitalisten den Kampf an, sondern vor allem auch der Freiheitsbewegung der Rus und allen anderen nichtkollektivistischen Gruppen, die er als „Arbeiterverräter“ und „Reaktionäre“ beschimpfte.
Artur Tschistokjow war mit dieser neuen Konkurrenz erst einmal überfordert und zog sich in diesen Tagen oft in sein Büro zurück, um allein zu sein und nachzudenken.

„Es wird nicht lange dauern, dann gibt es in jedem kleinen Dorf kollektivistische Gruppen. Selbst einige unserer eigenen Leute scheinen auf diese Rattenfänger herein zu fallen!“, brummte der weißrussische Präsident und sah seinen Freund Peter Ulljewski mit zornigen Augen an.
„Das werden wir zu verhindern wissen!“, schnaubte der bullige Russe und schlug auf den Tisch. „Bei uns werden sich diese Hunde nicht breit machen!“
„Dieser Uljanin hat mal eben 100.000 Menschen auf die Straße gebracht und sie haben ihn einfach gewähren lassen. Die Fernsehberichte habe ich alle verfolgt. Bei unseren nächsten Demonstrationen können wir uns nicht nur auf Zusammenstöße mit der russischen Polizei einstellen, sondern auch auf aufgehetzte Massen von Kollektivisten, die uns angreifen werden!“
Peter fluchte vor sich hin und stieß wilde Drohungen aus. „Das ist schlimmer als die GCF! Damit habe ich nicht gerechnet!“
„Unsere Feinde sind eben doch gerissener als wir gedacht haben …“, knurrte Tschistokjow.

„Ich werde jeden kollektivistischen Hetzer, der es wagt, nach Weißrussland zu kommen, an die Wand stellen lassen!“, schrie Peter.
„Das wird auch notwendig sein!“, fügte Artur hinzu.
„Wie gehen wir denn jetzt weiter vor?“
„Sie werden uns auch damit nicht aufhalten! Alles läuft weiter wie geplant. Ich werde noch in dieser Woche ein Gesetz zur Förderung der Familien verabschieden. Wilden hat ein Exportabkommen mit Japan und den Philippinen unterzeichnet, damit können wir unsere Wirtschaft zumindest ein wenig stärken!“
„Sollen wir mit unseren Aktionen in Russland denn fortfahren?“, wollte Peter Ulljewski wissen und wirkte verunsichert.
„Natürlich!“, rief Tschistokjow und schien zu brodeln. „Am 1. August werden wir eine Demonstration in Smolensk durchführen!“
„In Smolensk?“ Peter riss entsetzt die Augen auf.
„Ja, genau! Die Gruppe dort ist seit Wochen mit den Vorbereitungen beschäftigt. Dort ist viel Potential vorhanden. Wir dürfen jetzt nicht ruhen!“, donnerte der Rebellenführer.
„Das wird Tote geben. Das weiß ich jetzt schon“, stöhnte Arturs treuer Weggefährte.
„Ja, davon können wir ausgehen …“, bemerkte Tschistokjow nüchtern.
Frank und die anderen machten sich bald erneut auf den Weg nach Russland und verbrachten die Tage mit dem rastlosen Verteilen von Flugblättern und Datendisks in den Dörfern rund um Smolensk. Nur selten trafen sie auf Anhänger der kollektivistischen Bewegung, die ihnen meist wütende Beschimpfungen entgegenschleuderten oder

Steine nach ihnen warfen. Nur einmal kam es zu einer Rangelei mit einigen Polizisten.
Ende Juli kehrten sie nach Wizebsk zurück und Frank erhielt Besuch von Julia aus Ivas. Er hatte die junge Frau in den letzten Wochen nur noch selten zu Gesicht bekommen, da er meistens unterwegs gewesen war. Jetzt freute er sich allerdings riesig. Die hübsche Tochter des Außenministers war noch immer seine große Liebe und Frank bereute es einmal mehr, dass er sich in den letzten Monaten kaum noch Zeit für sie genommen hatte.
Derweil baute Artur Tschistokjow seine politische Aufklärungsarbeit mit Hilfe von Fernsehen und Radio weiter aus und hielt überall in Weißrussland, Litauen und Lettland Reden vor seinen Anhängern, um sie innerlich zu festigen. Der August näherte sich.

Vitali Uljanin, dessen wahren Namen nur seine engsten Mitarbeiter kannten, schritt durch sein Büro im Hauptquartier der Kollektivistischen Vereinigung für soziale Gerechtigkeit (KVSG). Schon den ganzen Tag hatte er seinen Funktionären Anweisungen diktiert und sie jetzt sogar zu sich rufen lassen.
Der kleine Mann mit dem dunklen Spitzbart und dem verschlagenen Blick, musterte seine Leute und sagte dann: „Da sich diese Freiheitsbewegung der Rus nun auch in Lettland festgesetzt hat, müssen wir ihre Ausbreitung nach Russland mit allen Mitteln verhindern! Wie sieht es mit dem Aufbau eines militanten Arms unserer Organisation aus?“
„Die Vorbereitungen laufen auf Hochtouren. Wir brauchen nur noch einen zackigen Namen“, antwortete einer der Anwesenden.

„Ich habe mich für Kollektivistischer Kampfbund für Gerechtigkeit, kurz „KKG“, entschieden“, bemerkte Uljanin kühl.
„Das klingt hervorragend!“, stieß ein Funktionär aus.
„Ich weiß!“, gab der kollektivistische Führer zurück und grinste breit.
„Tschistokjow plant einen Protestmarsch in Smolensk, wie mir einer unserer Agenten berichtet hat. Am 1. August!“, sagte ein dicklicher Mann im Hintergrund.
Uljanin trat vor ihn und hob den Zeigefinger. „Ich habe bereits selbst eine Demonstration vorbereiten lassen. Wir werden diese Rus jetzt nicht mehr einfach so agieren lassen. Wo sie auftauchen, werden auch unsere Leute sein!“
Die anderen Kollektivisten nickten und sahen Uljanin mit Bewunderung an. Der Kollektivistenführer ging hinter seinen Schreibtisch und holte einen DC-Stick aus der Schublade. Dann blickte er seine Mitarbeiter an.
„Morgen werde ich auf der Kundgebung in Kursk sprechen, anschließend nehmen wir uns Tschistokjows Leute vor!“
„Aber die Rus sind nicht ungefährlich und können sehr aggressiv werden“, meinte ein besorgt wirkender Funktionär.
„Wir haben die Polizei in Smolensk notfalls auf unserer Seite. Zudem werden die Medien jede Ausschreitung Tschistokjows Leuten anhängen und die Werbetrommel für unsere Veranstaltung so massiv rühren, dass sich unserer Kundgebung mindestens das Doppelte oder Dreifache an Menschen anschließen wird!“
„Wie Sie meinen, Herr Uljanin!“, antwortete ein nachdenklicher Funktionär.

„Smolensk wird für Tschistokjow zum Alptraum werden!“, zischte der Kollektivistenführer und ballte seine knochige Faust.

Konflikt in Smolensk

Frank und Alfred waren schon früh morgens von Orsa aus mit dem PKW nach Smolensk gefahren und hatten sich im Süden der Stadt mit einigen Hundert Mitstreitern zusammengetan. Mittlerweile war es bereits 11.00 Uhr und immer mehr Anhänger Tschistokjows kamen von überall her.

Die Männer schlossen sich einige Straßen weiter einem größeren Pulk von Mitstreitern an. Dann zogen sie fahnenschwenkend und singend in Richtung Innenstadt, wo noch mehr Rus auf sie warteten.

Zwischendurch strömten Hunderte von Bürgern aus ihren Häusern und reihten sich ebenfalls unter lautem Jubel in den Demonstrationszug ein. Nach zwei Stunden waren sie vollständig und Tschistokjow begrüßte seine etwa 30000 begeisterten Anhänger.

Bis zum Stadtzentrum von Smolensk war es nun nicht mehr weit. Dort hatte sich eine riesige Menschenmenge, die Polizei sprach von über 100000 Leuten, zur Massenkundgebung der Kollektivisten eingefunden.

Polizeihubschrauber kreisten über ihren Köpfen und filmten derweil das Geschehen. Schon bei der Anreise nach Smolensk hatte es Schlägereien zwischen Kollektivisten und Rus in den Zugabteilen und an den Bahnhöfen gegeben. Drei Leute Tschistokjows waren am Südbahnhof der Stadt von einer vermummten Horde ihrer politischen Gegner überfallen und niedergestochen worden.

Eine Atmosphäre der Gewalt und des Hasses hatte sich bereits in den Mittagsstunden über die Stadt gelegt und Frank erwartete für den heutigen Tag das Schlimmste.

„Was tun wir jetzt? Der große Platz in der Innenstadt, der Mesto Tschelabeki, ist voll von Kollektivisten! Die sind viel mehr als wir. Dieser Uljanin hält dort heute eine Rede!“, erklärte Kohlhaas und sein Herz hämmerte vor Aufregung.
Artur Tschistokjow sah ihn grimmig an und knurrte auf Deutsch: „Ja, ich weiß. Diese Schweine haben von unser Demonstration gewusst. Wir ziehen durch die Nowaja Uliza bis zu Mesto Smolenski – dort ich halte dann meine Rede!“
„Du willst direkt an Uljanin und der riesigen Masse unserer Gegner vorbeiziehen? Die Nowaja Uliza und den Mesto Tschelabeki trennen gerade einmal zwei Straßen. Die können uns vermutlich sogar sehen!“, sagte Frank und hielt Tschistokjow den elektronischen Stadtplan von Smolensk auf seinem DC-Stick unter die Nase.
Der Anführer der Freiheitsbewegung der Rus nickte nur und erwiderte: „Wir dürfen kein Angst haben, Frank!“
Sie warteten noch eine halbe Stunde auf einige Nachzügler. Schließlich gab Frank den Ordnertrupps widerwillig und verstört den Befehl zum Vorrücken. Die Masse von 30000 Menschen folgte.
„Arbeiter kommt zu Artur Tschistokjow!“, brüllten die Demonstrierenden aus voller Kehle. Der gewaltige Menschenwurm schlängelte sich langsam durch die Straßen und bog bald darauf in die Nowaja Uliza ein.
Frank hörte das Donnern von Uljanins Stimme in einiger Entfernung, wenig später tauchten schon die ersten Kollektivisten und Polizisten auf. Sofort warfen sich beide Seiten wüste Beschimpfungen entgegen, während sich immer mehr Menschen dem Demonstrationszug der Rus näherten.

Frank nahm sein Gewehr von der Schulter und die anderen Ordner taten es ihm gleich. Auch Alf sah sich nervös um und lud seine Waffe durch. Die Anhänger Uljanins versammelten sich mittlerweile um sie herum und brüllten „Arbeiterverräter!“ und „Ausbeuterknechte!“
Dann ging es von einer Sekunde auf die andere los. Hunderte von Kollektivisten versperrten den Rus die Straße und ein Hagel von Wurfgeschossen ging auf Tschistokjows Anhänger hernieder. Frank zog hastig den Kopf ein und setzte seinen Helm auf. Irgendwo hörte er einen Schuss, dann brach ein wildes Chaos aus.
Einige Dutzend Männer des KKG eröffneten das Feuer aus einer Nebenstraße, während die russischen Polizisten herangestürmt kamen und ebenfalls anfingen zu schießen.
„Komm schon!“, schrie Frank und riss Alf mit sich. Mit einem lauten Geschrei stürzten sich die wütenden Kollektivisten jetzt auf die Rus und prügelten mit Eisenstangen und Knüppeln auf sie ein.
Frank zog einem der Angreifer seinen Gewehrkolben durch dessen hasserfüllte Fratze und bekam einen Pflasterstein in den Rücken. Neben ihm wurde ein russischer Ordner von einer Gewehrkugel getroffen und schrie laut auf.
Tschistokjows Anhänger zogen sich zurück, einige von ihnen sprangen hinter Mülltonnen und Autos, um dort Deckung zu suchen. Von hinten kamen auf einmal noch mehr Kollektivisten und fielen sofort wie zornige Bestien über die Rus her. Diese gerieten langsam in Panik und viele von ihnen versuchten verzweifelt aus der Umklammerung zu flüchten. Als plötzlich auch noch Panzerwagen heranrollten und ohne jede Vorwarnung das Feuer eröffneten, brach jede Ordnung zusammen und Tschistokjows Demonstranten stoben voller Entsetzen auseinander.

Frank sprang blitzartig hinter einem brennenden Auto hervor und wehrte einen Gegner ab. Nach seinem gezielten Schlag taumelte der Kollektivist nach hinten und Frank stach ihm mit seinem Dolch in den Hals. Blut spritzte ihm ins Gesicht und der Mann sank keuchend zu Boden.
„Komm! Weg hier!“, brüllte Bäumer und feuerte auf einen Pulk herannahender Polizisten. Sie rannten in Richtung Südstadt und versuchten, die anderen Ordner wieder zu formieren, doch es gelang ihnen nicht. Die meisten rannten nur noch um ihr nacktes Leben und versuchten durch die engen Seitengassen zu flüchten.
Wie gehetzte Hunde hechteten Frank und Alf durch eine Allee und bogen dann in eine Seitenstrasse ab, wo sie auf die nächsten Gegner trafen. Aus einer Ecke fiel ein Dutzend Kollektivisten augenblicklich mit wütendem Gebrüll über sie her. Es waren furchterregende Gestalten, die ihnen hier ans Leder wollten. Verdreckte, unrasierte Männer, aufgehetzt bis in die Haarspitzen. Einer von ihnen verfehlte Franks Gesicht nur knapp, als er mit einer Eisenstange auf ihn einzuprügeln versuchte. Schließlich traf er die Schulter des Rebellen und der junge Mann brüllte laut vor Schmerzen auf.
Im Gegenzug schmetterte ihn Kohlhaas zu Boden und trat ihm mit voller Wucht gegen den Schädel, während Alf zwei der Angreifer mit seinem Sturmgewehr niedermähte. Die restlichen Kollektivisten flüchteten daraufhin.
„Gib mir den DC-Stick!“, schrie Frank und riss seinem Freund den Datenträger aus der Hand. Mit zitternden Fingern tippte er sich durch das Menü und öffnete den Stadtplan von Smolensk.
„Komm!“ Er winkte Bäumer zu sich und sie rannten mit letzter Kraft weiter.

Nach einer halben Stunde hatten die beiden ihr Auto erreicht und sausten mit quietschenden Reifen davon. Am Straßenrand johlten einige Anhänger Uljanins und warfen ihnen finstere Verwünschungen hinterher. Frank kurbelte plötzlich das Seitenfenster herunter.
„Was tust du da?“, fuhr ihn Bäumer an.
„Ich verpasse diesen Ratten ein paar Kugeln!“, schnaubte Kohlhaas.
„Lass den Mist!“, fauchte Alf nervös.
Doch sein Freund hörte nicht auf ihn, das Adrenalin hatte ihn inzwischen wie ein wildes Tier aufgepeitscht. Als die Kollektivisten sein Sturmgewehr sahen, liefen sie schreiend davon, doch Frank schoss ihnen wütend hinterher und schickte fünf von ihnen zu Boden.
„So! Das haben sie jetzt davon!“, grollte er.
„Lass uns hier endlich verschwinden!“, forderte Alf und beschleunigte den Wagen. In wilder Hast rasten die beiden auf einen Autobahnzubringer in Richtung Orsa und erreichten nach einer halsbrecherischen Fahrt schließlich die weißrussische Grenze. Was aus ihren Mitstreitern geworden war, wussten sie nicht. Allerdings konnten sie sich ausmalen, dass ihre Demonstration diesmal in einem Debakel geendet hatte.
Tatsächlich war die Demonstration in Smolensk eine einzige Katastrophe und eine vernichtende Niederlage für die Freiheitskämpfer der Rus gewesen. Es hatte zahlreiche Tote und Schwerverletzte gegeben.
Bis in die Nacht hinein hatten die Kollektivisten die versprengten Haufen ihrer Gegner durch ganz Smolensk gejagt. Sie waren Tschistokjows Anhängern an den Bahnhöfen und in den dunklen Gassen der Stadt auf den Leib gerückt, um sie brutal zusammen zu schlagen oder gar zu ermorden.

Artur Tschistokjow war ebenfalls nur knapp einer aufgehetzten Meute seiner Feinde entronnen und hatte einen Streifschuss am Arm abbekommen. Die Medien berichteten tagelang über die Ausschreitungen in Smolensk und machten daraus einen „Überfall der Rus auf die friedliche Kundgebung der Kollektivisten".

„Da jeder Staat entstanden ist aus dem Bedürfnis, Gegensätze zwischen arm und reich im Zaum zu halten; da er aber gleichzeitig mitten im Konflikt dieser sozialen Schichten entstanden ist, so ist er in der Regel Staat der mächtigsten, ökonomischen Schicht, welche gleichzeitig auch die herrschende politische Gruppe ist.
Diese herrschende, ökonomische Schicht wird nun immer wieder neue Methoden zur Unterdrückung der armen Menschenmassen erdenken und aufbringen. Der Staat und seine Ordnung sind demnach eine Grundlage des kapitalistischen Ausbeutungssystems …"
Artur Tschistokjow knüllte ein Stück Papier zusammen und warf es in die Mitte des großen Konferenztisches. Die anderen Mitglieder seiner Regierung schüttelten die Köpfe.
„So, so! Das ist also Mardochows klug Philosophie? Dumme Gerede und Lügen!
Den Weltstaat, den seine Logenbrüder in die Realität geschaffen haben, den wir kennen alle. Brutale Oppression, Zerstörung und Sklaverei von ganze Menschheit. Da wird uns auch diese Schrift voll mit Lügen nicht täuschen können!", schimpfte der weißrussische Präsident auf Deutsch, während er Frank und seinen Außenminister zornig anstarrte.
General Frank Kohlhaas saß heute wieder in seiner Uniform im Präsidentenpalast von Minsk und verdrehte angesichts des vorgelesenen Textes die Augen.

„Uns täuscht das nicht, aber die Masse der Menschen schon. Das hat schon früher funktioniert. Die Masse ist gutgläubig und dumm!“, warf Wilden in die Runde.
Artur Tschistokjow hielt sich seinen verletzten Arm, fluchte leise und erklärte seinen Ministern einige Dinge auf Russisch.
Dann wandte er sich wieder dem Außenminister zu. „Ich habe in Fernsehen gesehen, dass die Kollektivisten jetzt sogar mit Wagen voll Brot durch das Land fahren und die arme Menschen zu essen geben“, bemerkte der Anführer der Rus.
„So etwas nennt man Armenspeisung. Die Kollektivisten holen sich damit eine Menge Sympathien bei den Leuten. Eine rollende Suppenküche!“, erklärte Kohlhaas.
„Suppeküsche? Was ist das?“, rätselte Artur.
„Schon gut! Ist nicht so wichtig! Tatsache ist jedenfalls, dass die Kollektivisten offenbar über nie endende Geldreserven verfügen, um solche Aktionen überhaupt finanzieren zu können. Wie auch immer. Es ändert nichts daran, dass sie damit kurzfristig Millionen Menschen auf ihre Seite ziehen und diese dann gegen uns aufhetzen können“, sagte Wilden enttäuscht.
„Aber es ist alles ein große Fake! Eine Betrug!“, schimpfte Tschistokjow. „Wir werden das russische Volk wirklich frei machen und soziale Probleme lösen!“
„Wir durchschauen das, aber die Masse der Menschen nicht!“, betonte Frank und hob den Zeigefinger.
Wirtschaftsminister Dr. Gugin und die übrigen Teilnehmer der Sitzung wurden langsam etwas missmutig und Artur entschuldigte sich bei ihnen dafür, sie bisher ignoriert zu haben. Er fasste alles Wichtige auf Russisch zusammen und die Anwesenden nickten Frank und Wilden anschließend lächelnd zu.

Auch der Außenminister fügte noch einige Dinge in perfektem Russisch hinzu und erklärte weitere Einzelheiten. Der für die Verteidigung des Landes zuständige Minister Lossov bediente sich nun seinerseits der englischen Sprache und antwortete: „The best would be, if the Kollektivists would make their revolution in Russia. Than all the people would see, that their economical concept is just nonsens."
"This is right!", meinte General Kohlhaas und schmunzelte.
Wilden winkte Frank zu sich heran und flüsterte: „Es ist schon erstaunlich, wie diese Kollektivisten praktisch aus dem Nichts auftauchen und innerhalb von kürzester Zeit einen solchen Einfluss bekommen konnten.
Es wird noch viel schlimmer werden. Durch die ständigen, wohlwollenden Fernsehberichte über ihre Aktionen und die riesigen Geldmengen im Hintergrund, die ihnen die Hintergrundmächte zur Verfügung stellen, werden sie noch viel, viel stärker werden.
Wer ist dieser Uljanin überhaupt? Woher kommt er? Er war auf einmal da! Die Medien machten ihn jedenfalls über Nacht bekannt. Das Gleiche gilt für diesen Mardochow."
Frank verzog sein Gesicht und starrte ins Leere. „Wir können nur weitermachen, Thorsten! Es gibt kein Zurück mehr!"

Während Uljanin und seine Anhänger in weiteren russischen Großstädten Massenversammlungen abhielten und gehörig an Boden gewinnen konnten, stagnierte der revolutionäre Eifer der Freiheitsbewegung der Rus zunehmend. Die Tatsache, dass sie von der Polizei und den politischen Gegnern regelrecht aus Smolensk herausgeprügelt worden

waren, lähmte die Zuversicht vieler Kämpfer in Tschistokjows Organisation.
Bis Ende des Monats befassten sich der weißrussische Präsident und sein Kabinett nur noch mit innenpolitischen Fragen. Tschistokjow leitete sein neues Ansiedlungs- und Landwirtschaftsprogramm ein, um kinderreichen Familien eine Zukunft in den ländlichen Regionen aufzubauen.
Dr. Gugin versuchte weiter händeringend, die Wirtschaftskrise zu beheben und die restlichen Industriebetriebe im Land durch massive staatliche Subventionen vor dem Zusammenbruch zu bewahren.
Nach einer Zeit des intensiven Brütens und der Frustration setzte Artur Tschistokjow jedoch wieder auf Angriff. Seine Anhänger außerhalb des von ihm beherrschten Gebietes in Russland und der Ukraine waren in den letzten Wochen tief verunsichert worden und nicht wenige hatten der Freiheitsbewegung den Rücken gekehrt. Der eine oder andere war sogar zu den wesentlich erfolgreicheren Kollektivisten übergelaufen.
Diese hatten sich nun schon fast überall im Westen Russlands zu schlagkräftigen Trupps organisiert und machten den kleinen Häufchen der Rus in deren Heimatstädten das Leben schwer. Sie sammelten die Namen ihrer politischen Gegner, suchten ihre Adressen heraus, überfielen ihre Treffpunkte und schüchterten sie erfolgreich mit Drohungen und Gewaltaktionen ein.
Artur reiste Mitte September nach Pskov und gründete dort eine neue Ortsgruppe. Frank und Alfred machten sich erneut, zusammen mit Hunderten von Mitstreitern, auf den Weg ins nördliche Russland und verteilten Zeitungen und Flugblätter. In Ostrov, an der lettischen Grenze, wurden sie von einem kleinen Trupp junger Kollektivisten überfallen. Die Angreifer wussten allerdings nicht, dass sie

hier auf erfahrene Kämpfer stießen und wurden selbst zusammengeprügelt.
Doch letztendlich waren derartige Aktionen lediglich ein Tropfen auf den heißen Stein. Es musste eine weitere, erfolgreiche Demonstration her, um die Demütigung von Smolensk wieder auszumerzen und die verlorene Ehre zurückzugewinnen.
Artur Tschistokjow suchte sich schließlich die Stadt Roslav direkt hinter der weißrussischen Grenze aus und zog mit 10.000 Anhängern durch die Straßen. Die örtliche Polizei war zahlenmäßig kaum in der Lage, die Rus zu stoppen und auch die Kollektivisten wurden kalt erwischt. Die wenigen Hundert, die sich zu einer spontanen Gegendemonstration versammelt hatten, wurden von Tschistokjows Ordnertrupps in die Flucht geschlagen. Wen Frank und seine Leute in die Finger bekamen, dem verpassten sie eine heftige Abreibung.
Die Niederlage von Smolensk war damit zwar nicht gerächt worden, aber zumindest hatten Tschistokjows Leute wieder ein wenig mehr Selbstvertrauen hinzugewonnen. Das weißrussische Fernsehen verklärte den kleinen Protestmarsch in Roslav allerdings zu einem „großen politischen Sieg".
Bald zogen die Rus bei ihren Aktionen in den verfallenen Dörfern entlang der Grenze nun auch selbst mit Wagen voller geschmierter Brötchen los und verteilten diese an die Armen und Verzweifelten.
Peter Ulljewski und sein Geheimdienst hoben derweil eine kollektivistische Gruppe in Wilna aus und Tschistokjows Fernsehsender und Zeitungen schlachteten die Sache bis ins Detail aus.
Von GCF-Truppen, die Weißrussland ursprünglich angreifen sollten, war im September des Jahres 2036 noch immer

nichts zu sehen. Mehr und mehr von ihnen wurden aus Russland in den Iran verlegt, wo die Rebellen langsam wieder in die Berge zurückgedrängt werden konnten.
Weiterhin kriselte es auch in anderen Ländern. In Indien kam es in den größeren Städten zu Tumulten aufgrund von Nahrungsmittelknappheit, welche ebenfalls durch die GCF niedergeschlagen werden mussten. Wieder einmal lief die Rekrutierung neuer Soldaten für die internationalen Streitkräfte auf Hochtouren, denn jene waren als Überwacher zunehmend an vielen Orten der Erde notwendig. Für Kriege gegen abtrünnige Staaten wie Japan oder Weißrussland standen sie derzeit nicht zur Verfügung.
Doch mit den Kollektivisten und den örtlichen Sicherheitskräften hatten die Rus schon genügend Gegner, die ihnen zahlen- und kräftemäßig um ein Vielfaches überlegen waren.
Trotz allem infiltrierten Tschistokjows Anhänger jedoch weiter unbeirrt die nördliche Ukraine und den Westen Russlands. Die Auseinandersetzungen mit den Kollektivisten nahmen nun stetig zu, doch das schreckte die meisten Rus nicht ab.
Weißrusslands Wirtschaftminister Dr. Gugin war es inzwischen nach immensen Anstrengungen gelungen, die Ökonomie des Landes weitgehend zu stabilisieren. Fast sämtliche Steuereinnahmen flossen als Subventionen in die Industrie und Landwirtschaft zurück oder wurden für diverse Aufbaumaßnahmen verwendet. Anfang Oktober schaffte Artur Tschistokjow den Scanchip ab und führte wieder das Bargeld ein. Die wenigen Banken in Weißrussland, Litauen und Lettland wurden nun auch endgültig verstaatlicht, worauf die internationale Presse mit einem Feuer des Hasses und der Verleumdung reagierte.

Frank hatte inzwischen kaum noch Zeit gehabt, um nach Ivas zurückzukehren und sich mit Julia zu treffen. Auf sein Angebot, sich eine Wohnung in Minsk zu nehmen, ging die junge Frau vorerst nicht ein und so sahen sich die beiden immer seltener.

Draußen war es dunkel geworden und Frank saß in einer fast leerstehenden Wohnung im Zentrum von Gomel. Hier war er für ein paar Tage einquartiert worden, denn übermorgen sollte es wieder einmal ins westrussische Grenzgebiet gehen, um Werbung für die Freiheitsbewegung zu machen. Alf und fünf weitere Russen von der Ordnertruppe hausten ebenfalls hier und schliefen auf alten Matratzen oder unbequemen Feldbetten. Gerade war aber niemand außer Frank in dieser ungemütlichen Unterkunft. Bäumer und die anderen waren noch kurz in die Stadt gegangen, um ein paar Lebensmittel einzukaufen.
Gomel, diese Stadt hatte in den Zeiten, als die Freiheitsbewegung Weißrussland eroberte, ein furchtbares Blutbad gesehen. Frank und Alf lief noch immer ein Schauer über den Rücken, wenn sie hier durch die Straßen liefen. Damals hatte die weißrussische Polizei einfach Hunderte von Demonstranten zusammengeschossen und auch Frank und Alf hatten nur mit Glück aus dem blutigen Getümmel entkommen können. Doch derartige Szenarien würde es noch viele geben, wenn sie sich weiter nach Russland vorwagten. Da war sich der junge Mann sicher. Und eines Tages konnte ihn sein ewiges Glück auch einmal verlassen.
„Sisyphusarbeit …“, murmelte Frank leise und starrte die hässliche, vergilbte Tapete an der gegenüberliegenden Wand an.

„Wenn Julia eines Tages wirklich nach Wilna zum Studieren geht, dann bin ich sie auch irgendwann endgültig los“, schoss es ihm durch den Kopf.
Aber was verlangte er auch von ihr? Sollte sie für alle Zeiten in Ivas auf ihn warten und darauf hoffen, dass er eines Tages siegreich zurückkehrte? Nach Jahrzehnten des Kampfes? Vermutlich würde er eher in einer Holzkiste in sein Heimatdorf überführt werden, sinnierte Kohlhaas traurig. Das war viel wahrscheinlicher.
In Ivas hatte er sie jedenfalls „unter Kontrolle“, gestand er sich ein. Dort hatte er sie im Blick, wie einen wichtigen Truppenverband, wie eine Schwadron Ordner. Allerdings war Julia kein Regiment auf einer strategischen Karte, sondern eine sehr intelligente, schöne Frau, die ein Recht darauf hatte, etwas aus ihrem Leben zu machen.
„Das ewig wartende Heimchen am Herd ist nichts für dich …“, sagte Frank, während er Julias Bild vor seinem geistigen Auge betrachtete.
Was würde passieren, wenn sie in Wilna, Minsk oder einer anderen Stadt studierte? Würde ein zweiter „Viktor“ auftauchen? Ein netterer, klügerer und besserer Mann als er selbst? Ein Mann, der sich eher aus allem heraushielt, und kein Held, dafür aber ein normaler Mensch war?
Frank zerbrach sich den Kopf über diese Dinge und seine Stimmung wurde mit jedem neuen Gedankengang schlechter.
„Wenn sie eine gute Frau wäre, dann würde sie mich unterstützen. Ich opfere mich doch auch für sie und alle anderen!“, zischte er plötzlich durch den Raum und ballte die Faust.
Nur Sekunden später wurde ihm jedoch bewusst, dass er so etwas nicht verlangen konnte. Nein, die Tochter des Außenministers war mehr als nur ein Anhängsel ihres

Vaters oder eines von Depressionen geplagten Straßen-kämpfers. Sie hatte nicht nur ein Engelsgesicht zu bieten, sondern auch einen wachen Geist, den sie aus gutem Grund schulen wollte. Auch sie konnte viel aus sich machen und Frank hatte kein Recht, sie daran zu hindern. Zudem konnte er es ohnehin nicht.

„Fuck!“, grollte er und trat gegen ein altes, schäbiges Sofa in der Mitte des Raumes.

Kurz darauf wurde die Wohnungstür aufgeschlossen und ein Haufen laut schwatzender Ordner kam herein. Alf ließ einige blöde Sprüche in gebrochenem Russisch los und die ihn begleitenden Ordner lachten durcheinander. Kohlhaas verzog hingegen sein Gesicht und hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten.

„Jetzt gibt’s erst mal Mampfimampf!“, tönte Bäumer und schwang eine Plastiktüte voller Lebensmittel. Dann kam er dämlich grinsend auf Frank zu.

„Mampfimampf!“

„Ja, schön!“, murrte sein Freund.

„Hast du keinen Hunger, oder was? Hier sind leckere, belegte Brötchen drin, General Frankus …“, nervte Alf.

„Sehr witzig!“

„Was ist denn los, Alter?“

„Nichts, schon gut…“

„He, Alexei! Erzähle Frank mal den Witz mit den Jung-frauen und dem Auto. Der ist echt genial!“, rief Bäumer in Richtung eines Russen.

Sofort kam ein breitschultriger Ordner auf Kohlhaas zu und fing augenblicklich an zu schwatzen. Alf lachte schon im Voraus, obwohl er den Witz schon oft gehört hatte.

„Also, Frank!“, sagte der Rus. „Gehen vier Jungfrauen auf einen Berg, wo ein altes Auto steht. Plötzlich kommt ein Mann vorbei und der hat einen riesigen…“

Erneut stieß Bäumer ein blökendes Lachen aus und der kantige Russe verlor für einen Augenblick den Faden. Dann überlegte er kurz, während Frank ihn nur frustriert anstarrte und die Augen verdrehte …

Während sich die Rus weiter auszubreiten versuchten, waren ihre Gegner ebenfalls nicht untätig und konnten große Erfolge vorweisen. Vitali Uljanin führte in Moskau den „Kampftag der Arbeiter und Entrechteten" durch und versammelte nicht weniger als 300000 Menschen vor dem Kreml. Diesmal geriet die Situation jedoch außer Kontrolle.
Nach der Veranstaltung zogen Tausende von Frustrierten auf eigene Faust durch die Straßen der russischen Metropole und schlugen alles kurz und klein. Bei Zusammenstößen mit der Polizei, die von oben den Befehl erhalten hatte, sich den Demonstrierenden gegenüber nachsichtig und wohlwollend zu verhalten, wurden 23 Beamte getötet.
Uljanins Anhängerschaft stürmte an diesem Tag plündernd durch die Straßen und ließ ihre Wut an allem und jedem aus. Viele Einwanderer aus den Teilrepubliken der alten Sowjetunion, die mittlerweile große Teile Moskaus bevölkerten, schlossen sich der rasenden Horde an und verwüsteten die Innenstadt. Mehrere Tage lang wütete der Mob in Moskaus Straßen und lieferte sich am Ende Straßenschlachten mit den Polizisten, deren Sympathie für die Kollektivisten daraufhin spürbar abnahm.
Die Medien versuchten das Ganze zwar schön zu reden oder zu vertuschen, doch der „Kampftag der Arbeiter und Entrechteten", welcher ursprünglich eine Werbeveranstaltung für den Kollektivismus sein sollte, blieb vielen Moskauer Bürgern nur noch als Schrecken in Erinnerung.

Artur Tschistokjow nutzte die Gelegenheit unverzüglich und verkündete in einer Fernsehansprache, die auch in Russland empfangen werden konnte, dass die Kollektivisten in Moskau ihre „wahre Teufelsfratze" gezeigt hatten.

Die Rus selbst organisierten kurz darauf einige kleinere Versammlungen in den russischen Kleinstädten östlich der Grenze und verschafften sich bei vielen Bürgern Sympathien.
Anschließend zogen sie mit 12000 Demonstranten durch die Kleinstadt Pytalovo und konnten auch dort nicht gestoppt werden. Wenige Tage später redete Artur Tschistokjow in Nowgorod, Percoy, Izborks und Sebez vor mehreren Tausend Menschen.
Die grenznahen Ortschaften waren schnell zu erreichen und notfalls auch zügig wieder zu verlassen, wenn es Probleme gab. Doch die Veranstaltungen verliefen bis auf kleinere Zwischenfälle ruhig. Wo kollektivistische Störer auftauchten, bekamen sie die schlagkräftige Unnachgiebigkeit der Ordnertrupps zu spüren.
Es ging für Tschistokjows Organisation in den westrussischen Gebieten langsam wieder aufwärts und schrittweise gründeten sich in zahlreichen Ortschaften neue Gruppen und Verbände der Freiheitsbewegung.
Artur Tschistokjow machte Sergej Spehar, einen intelligenten und zugleich sehr charakterstarken und kämpferischen Mann Anfang dreißig, zum obersten Leiter aller russischen Ortsgruppen und Verbände.
Seinem jüngeren Brüder Timur übergab er die Leitung der Freiheitsbewegung der Rus in der Ukraine. Damit verfolgte er das Ziel, seine Anhänger unabhängiger und autonomer zu machen, damit sie eigenständig und schneller Kundgebungen und Protestmärsche organisieren konnten. Das

Konzept ging auf. Die beiden Brüder entfalteten einen fieberhaften Aktivismus und dehnten den Einfluss der Freiheitsbewegung weiter nach Süden und Osten aus.
Sie führten einige Demonstrationen im ukrainischen Grenzgebiet und südlich von Nowgorod durch. Als Veranstaltungsorte suchten sie sich hierbei ausschließlich kleinere Ortschaften und Städte aus. Trotzdem stießen sie auch hier des Öfteren mit der Staatsgewalt und kollektivistischen Gruppen zusammen.
Ende Oktober wurden vier junge Mitglieder der Rus in Krestcy von KKG-Leuten erschossen, eine Woche später erstachen Vermummte den Ortsverbandsleiter der Freiheitsbewegung von Jamm. Tschistokjows Anhänger rächten sich daraufhin und erschlugen drei Kollektivisten in Nowgorod. Der Kleinkrieg in den Städten und Ortschaften Westrusslands begann langsam zu eskalieren.

Frank und Alfred hatten sich nach wochenlangem Aktionismus wieder nach Ivas begeben und freuten sich über einige ruhige Tage. Sven Weber und der größte Teil der Dorfjugend waren allerdings noch immer in Russland unterwegs.
In der letzten Woche waren zwei junge Männer aus Ivas beim Flugblätterverteilen von der Polizei aufgegriffen und in Gewahrsam genommen worden, wie Julia erzählt hatte. Seitdem hatte man nichts mehr von ihnen gehört.
Heute hatte Kohlhaas schon den halben Tag im Bett gelegen und ferngesehen. Gegen Mittag stand er auf und schlenderte durch das Dorf. Wie sehr hatte er die Ruhe von Ivas in der letzten Zeit vermisst!
Er aß mit Julia ein leckeres Schnitzel in Steffen de Vries' Cafe und spazierte mit ihr anschließend noch eine Weile

durch den Wald. Gegen Abend stattete er HOK, dem genialen Informatiker, einen unangekündigten Besuch ab.
„Mal sehen, was mein Neffe Nico so macht?“, dachte er sich und beschloss, den korpulenten Computerexperten einen Blick auf Nicos Scanchip werfen zu lassen.
HOKs noch immer nicht renoviertes Haus erschien verlassen. Die Rollläden waren geschlossen und kein Lebenszeichen war von außen zu erkennen.
„Holger, mach mal auf!“, rief Frank und bollerte gegen die Haustür.
Ein Rollladen wurde nach oben gezogen und ein leises Rumpeln war zu vernehmen.
„Wer ist da?“, tönte es aus der oberen Etage.
„Ich! Frank!“
„Komme runter!“
Kohlhaas hörte HOK mit polternden Schritten die Treppe hinabsteigen und der Informatiker öffnete die Tür.
„Ja?“
„Störe ich?“
„Nein, passt schon. Was kann ich für dich tun?“
„Ach, ich wollte nur mal vorbeischauen. Vielleicht gibt es ja etwas Neues von Nico …“
„Nico?“
„Mein Neffe!“
„Ach, der Nico! Soll ich mal auf seinen Scanchip gucken?“
„Ja, wenn es dir nicht zu viel Umstände bereitet.“
„Ach, nein! Seit der Revolution in Litauen bin ich ohnehin nicht mehr sehr beschäftigt“, brummte HOK enttäuscht.
„Und was machst du jetzt den ganzen Tag?“, wollte Frank wissen.
„Alles Mögliche! Rumhängen, im Internet surfen und so weiter“, erklärte der Informatiker.

„Du kannst dich doch auch bei der Freiheitsbewegung engagieren. Das hält fit!“, meinte Frank sarkastisch.
„Und mir ‘ne Kugel einfangen? Nein, Straßenkämpfe sind nicht mein Spezialgebiet. Sorry!“, erwiderte HOK. „Und jetzt komm erst einmal rein!“
Sie gingen in die obere Etage. Der Cyber-Freak hatte sich einen weiteren Computerraum eingerichtet – mit Blick auf seinen verwahrlosten Garten.
„Das ist wahrer Luxus! Zwei Computer! In jeder Etage einen!“, schwärmte HOK. Frank zog die Augenbrauen nach oben und sah sich um.
Plötzlich streifte sein Blick eine verdreckte Glasvitrine, in der seltsame Miniaturen standen. Frank riss verblüfft die Augen auf.
„He, he! Das gibt’s doch nicht! Das sind ja alte Miniaturen von Battle Hammer! Wie geil ist das denn?“, rief er aus.
HOK lächelte. „Ach? Du kennst Battle Hammer noch?“
„Klar! Ich hatte auch eine Menge von den Figuren. Orks, Menschen, Elfen, Zwerge und so weiter!“, antwortete Kohlhaas entzückt.
„Die kennst du ja dann!“, meinte HOK und zeigte auf einige hervorragend bemalte Zinnfiguren.
„Äh, das sind Ritter des Goldordens, oder?“
„Bingo! Du kennst dich ja richtig aus. Ich habe fast 6000 Miniaturen. Eine riesige Menschenarmee, eine Orkhorde, ein paar hundert Zwerge …“
„Genial!“, rief Frank und freute sich wie ein Kleinkind.
„Komm mit!“ Der Informatiker zog seinen Gast mit sich und führte ihn in einen anderen Raum.
Frank quollen die Augen über. Hier standen noch mehr Vitrinen voller Figuren herum.
„Wahnsinn!“, brachte Kohlhaas nur heraus.

„Ich habe die Fantasy- und Science-Fiction-Version von Battle Hammer. Und auch die Zusatzboxen. Letzte Woche habe ich mir noch ein paar Untote im Internet bestellt. Da werden die Sachen mittlerweile hoch gehandelt!“, bemerkte HOK stolz.
„Untote hatte ich früher auch ein paar …“, sagte Frank.
„Da! Vampire! Normale Untote! Zombies, Gruftkrabbler!“, brabbelte der korpulente Zeitgenosse vor sich hin und zeigte seinem erstaunten Gast eine riesige Armee von Miniaturen auf der Fensterbank.
„Ich musste meine geliebten Orks und den Rest meiner Sammlung zurücklassen, als sie mich nach Big Eye geschleppt haben“, meinte Frank betrübt.
„Kennst du die alten Regeln von Battle Hammer noch?“, fragte HOK.
„Naja, das ist schon verdammt lange her …“
„Ich habe alle Regelbücher da! Wir können mal ‘ne Runde zocken. Endlich habe ich mal einen gefunden, der Battle Hammer kennt. Und das hier in Ivas!“
„Ja, das ist eine brillante Idee!“, rief Kohlhaas mit strahlenden Augen.
„Was wollen wir denn spielen? Battle Hammer Fantastic oder Space Battle Hammer?“, drängte HOK glücklich.
„Ist mir eigentlich egal. Schauen wir mal. Ich komme morgen Mittag mal vorbei, dann machen wir ein Spielchen!“, erwiderte Frank.
„Hach!“ Der verdrehte Cyber-Freak streichelte mit seinen dicklichen Fingern zärtlich ein Monster aus Zinn, das schon gehörig Staub angesetzt hatte und betrachtete es liebevoll wie einen Goldschatz. „Mein Kleiner, ich dachte schon, dass du nie mehr zum Einsatz kommst!“
Wenig später hatten sich die beiden vor dem Computer niedergelassen und HOK tippte sich wieder einmal mit

unfassbarer Geschwindigkeit durch die geheimen Datenbanken der Registrierungsbehörde des Verwaltungssektors „Europa-Mitte“.
„Da haben wir ihn ja, deinen Neffen!“, murmelte er.
Frank starrte gespannt auf den Bildschirm. Es dauerte nur noch wenige Minuten, bis HOK einen Zugang zu den Sub-Dateien von Nicos Scanchip gefunden hatte.
„Ach, du Scheiße!“, stieß er plötzlich aus.
„Was ist denn?“, fragte Frank und versuchte die winzigen Buchstaben auf dem Bildschirm zu entziffern.
„Nico Günther, ‚GCF Junior Academy of Officiers, Berlin’. Du kannst ja selber lesen”, sagte der Informatiker verstört.
Frank schluckte und traute seinen Augen nicht. Das alles überforderte seinen Verstand jetzt ein wenig …

Nachdem Kohlhaas verwirrt nach Hause gelaufen war, ging er noch einmal ins Internet und besuchte die Homepage der Berliner „Junior GCF Academy of Officiers“.
Hier fand er tatsächlich ein Foto von seinem Neffen. Darauf lächelte der zehnjährige Junge in Uniform stolz und hielt ein Zeugnis in der Hand. „Jahrgangsbester 2036, Nico Günther“ stand unter dem Foto. Frank schüttelte den Kopf und schaltete enttäuscht den Computer aus.
„Das ist schon übel!“, bemerkte Alf, kam ins Wohnzimmer und klopfte seinem Freund auf die Schulter.
„Er ist sogar Jahrgangsbester, der Kleine“, sagte Kohlhaas mit einem tiefen Seufzen.
„Ich wollte es nicht glauben, als du es mir erzählt hast, Alter!“, kam von Bäumer, der ebenfalls verdutzt war.
Frank setzte ein zynisches Lächeln auf. „Da liquidieren sie seine Mutter, stecken ihn in ein Waisenhaus und machen

den Jungen dann zu einem GCF-Offizier. Diese Rattenbrut!“
„Waisenkinder sind bei der GCF gerne gesehen!“
„Ich weiß. Das ideale Menschenmaterial …“
„Nimm es nicht so tragisch!“, sagte Alf.
„Mein letzter noch lebender Verwandter wird GCF-Offizier. Das ist doch ein schlechter Witz!“, murmelte Frank.
„Es ist nicht zu ändern!“
„Eines Tages knallt er vielleicht seinen alten Onkel Frank über den Haufen und glaubt auch noch, dass er damit etwas Gutes getan hat!“
„Wer weiß, was sie ihm über seine Mutter erzählt haben?“
„Lügen! Was sonst!“, schnaubte Frank.
Alfred schwieg und betrachte seinen Mitbewohner, der betrübt aus dem Fenster blickte.
„Willkommen im Irrenhaus! Diese Welt ist doch ein großer Haufen Scheiße!“, murmelte Kohlhaas und ging in sein Zimmer. Alf sah ihn den Rest des Tages nicht mehr.

Obwohl er die letzte Nacht kaum Schlaf gefunden hatte und von Zweifeln und Depressionen geplagt worden war, sagte Frank das Battle Hammer Spiel gegen HOK nicht ab. Immerhin war es eine hervorragende Möglichkeit, ein wenig Ablenkung zu finden und für ein paar Stunden gelang es ihm auch, in eine andere Welt abzutauchen und die wenig erfreuliche Realität in seinem Kopf zurückzudrängen.
HOK hatte Hunderte von Miniaturen auf einem wundervoll eingerichteten Spieltisch aufgebaut. Frank befehligte eine liebevoll bemalte Orkarmee, sein Gegner eine Streitmacht aus Menschen.

„Ich zaubere mit meinem Orkschamanen die „Magische Kopfnuss“ auf deinen General!“, erklärte Frank und würfelte.
„Ha, ha! Klappt nicht!“, höhnte HOK.
Kohlhaas überlegte. „Gut, dann lass uns mal die Nahkampfphase machen! Ich fange mit meinem Orkhäuptling und seiner Leibwache an!“
„Mist!“, murrte der Informatiker und starrte entsetzt auf die Würfel, die über den Spieltisch kullerten.
„Deine Landsknechte sind platt!“, meinte Frank trocken.
„Gleich bin ich dran …“, brummte sein massiger Gegenspieler und sann auf Rache.
HOK schob seine Truppen vorwärts und setzte ein selbstsicheres Grinsen auf.
„Die Ritter greifen die Kobolde an!“
„Die Schwertkämpfer die Orks hier!“
Erregt würfelte der Informatiker und stieß sofort einen triumphierenden Schrei aus. So ging es noch einige Stunden lang. Letztendlich wurde Frank von seinem erfahrenen Gegner knapp besiegt, aber die Partie hatte trotzdem riesigen Spaß gemacht. Die beiden verabredeten sich für eine Revanche und Frank bat HOK, im Internet nach ein paar Miniaturen für ihn zu suchen.
„Ich fange wieder mit Battle Hammer an. Das ist doch das geilste Spiel der Welt. Wenn du ein paar der alten Figuren im Internet auftreiben kannst, dann bestelle sie für mich!“, sagte Frank und verabschiedete sich.
„Geht klar!“, rief ihm HOK hinterher und schmunzelte.

Schlag ins Leere

Am liebsten wäre Frank in Ivas geblieben, aber Wilden, der Außenminister Weißrusslands, welcher sein Heimatdorf nunmehr seit vielen Wochen nicht mehr besucht und seine Familie ebenfalls komplett vernachlässigt hatte, machte ihm die Hölle heiß und forderte seinen besten Kämpfer mehrfach nachdrücklich auf, wieder nach Minsk zu kommen.
Murrend machte sich Frank Anfang November auf den Weg. Sein Freund Alf folgte ihm wie immer nach. HOK hatte in der Zwischenzeit eine ganze Orkstreitmacht im Internet ersteigert, die nun bei ihm auf ihren neuen Besitzer wartete. Doch Kohlhaas war jetzt wieder in der bitteren Realität gelandet und wurde nach Cernihiv geschickt.
Die Rus hatten sich in Westrussland weiter ausgebreitet und neue Ortsgruppen und Unterorganisationen gegründet. Tschistokjow hatte seine Fäden erfolgreich gesponnen und seine Freiheitsbewegung mit der Woschod Solnza, einer patriotischen Gruppierung aus Russland, zusammengeschlossen.
Gleichzeitig hatten die Konflikte mit dem politischen Gegner stetig zugenommen. Dutzende Tote und Verletzte hatte es in den letzten Wochen auf beiden Seiten gegeben. Ein Protestmarsch durch Brjansk war von Sergej Spehar und seinen Leuten nach kurzer Zeit abgebrochen worden, nachdem eine große Masse wütender Kollektivisten die Demonstrierenden angriffen hatte. Die Polizei hatte an diesem Tag mehrere hundert Rus verhaftet und die Männer wurden nun unter dem Vorwurf des Landfriedensbruches dem Richter vorgeführt. Vitali Uljanin baute seine Bewegung hingegen in großem Stil aus und die Medien

gewährten ihm mehrfach Audienzen. In zahlreichen Großstädten führten die Kollektivisten Massenkundgebungen durch und die Zahl ihrer Anhänger vervielfachte sich innerhalb kürzester Zeit. Oft gingen die Teilnehmer nach den Demonstrationen auf die Polizei los und ließen ihren Frust an den Beamten, die von ihren obersten Dienstherren zum Nichtstun verurteilt worden waren, mit brutaler Gewalt aus.
Uljanin warb nun auch verstärkt um die Gunst der Fremden aus Vorder- und Zentralasien, welche in den Metropolen des Landes einen immer größer werdenden Bevölkerungsanteil stellten. Er versprach ihnen Privilegien und führte sie in großer Zahl seiner Massenbewegung zu.
Vor allem der militante Arm der Kollektivistischen Vereinigung für soziale Gerechtigkeit, der KKG, wurde mit ihnen massiv aufgestockt. In einigen Großstädten und vor allem in Moskau bestanden die KKG-Trupps bald zu einem beträchtlichen Teil aus Aserbaidschanern, Georgiern, Usbeken, Tadschiken, Kasachen, Kirgisen, Chinesen, Türken, Armeniern und anderen Nichtrussen.
Einen anderen Großteil der bewaffneten Kollektivistentrupps machten jedoch auch Russen aus, die vollkommen durch jedes soziale Netz gefallen waren, nichts mehr zu verlieren hatten und in ihrer Verzweiflung jedem hinterherliefen, der ihnen das Blaue vom Himmel versprach.
Die meisten der KKG-Männer verstanden die „Philosophie“ Mardochows und die politischen Weisungen Uljanins nicht einmal ansatzweise, aber die Versprechungen von Gleichheit, Gerechtigkeit und einer rosigen Zukunft klangen wie Musik in ihren Ohren.
Diese von den kollektivistischen Agitatoren geschickt instrumentalisierten Männer konnten extrem gefährlich werden und waren in der Lage, fast jeden Gegner in ihrer

ungezügelten Wut niederzumachen. Allerdings befanden sich in den Reihen der Freiheitsbewegung der Rus vielfach ähnlich strukturierte Anhänger und oft waren auch diese vollkommen verzweifelt und zu allem bereit. So fielen bei den immer wiederkehrenden Straßenkämpfen auf beiden Seiten frustrierte, fanatische und aufgeputschte Männer übereinander her und schlugen, schossen und stachen sich, von verschiedenen Lehren getrieben, gegenseitig nieder.

„Fast 20 Millionen Menschen haben sich mittlerweile in „Europa-Ost" schon mit einem implantierten Scanchip registrieren lassen. In England sind es schon fast 68 Prozent der Bevölkerung, in Nordamerika sind es bereits über 100 Millionen …"
„Aha? Weiter!", sagte der Weltpräsident barsch.
Sein Sekretär, Mr. Morris, sah kurz mit unterwürfiger Miene auf und fuhr dann mit seinem Bericht fort.
„In Deutschland sind es nur 16 Millionen … bisher!"
„In Frankreich sind es jetzt etwa 20 Millionen …"
„In Italien sind es …"
„Gut! Das reicht!", fiel der Vorsitzende des Weltverbundes seinem Sekretär mürrisch ins Wort.
„Ja, Herr Weltpräsident!", gab der grauhaarige Mann zurück.
„Es ging im Jahre 2034 zügig los. Jetzt stagniert die Massenregistrierung gewaltig!", donnerte der Politiker und stand von seinem Bürostuhl auf.
„Ich kann mir das nicht erklären, Herr Weltpräsident!", stammelte Morris.
„Das müssen Sie auch nicht, denn das ist nicht Ihre Aufgabe! Sie müssen sich gar nichts erklären können!"
„Ja, Herr Weltpräsident!"

„Der Implantationschip ist der Schlüssel zur vollkommenen Herrschaft. Und nur Macht und Herrschaft sind die Dinge auf der Welt, die wirklich Bedeutung für uns haben“, erklärte das Oberhaupt der Weltregierung und tigerte durch sein luxuriös eingerichtetes Büro.
„Die Medien fordern die Leute doch jeden Tag mehrfach auf, sich registrieren zu lassen. Warum stagniert es dann in den letzten Monaten?“, fragte der Sekretär.
„Die freiwillige Registrierung war Stufe 1. Bald wird die zweite Stufe folgen: Die Zwangsregistrierung! Zuerst in Nordamerika und dann in Westeuropa!“, bemerkte der Weltpräsident kalt.
Mr. Morris schwieg für einige Minuten und schien zu grübeln. Nervös spielte er mit seinem Kugelschreiber herum, dann holte er tief Luft.
„Manche Leute sagen, dass die Implantationschips Nano-Giftkapseln enthalten. Sie sagen, dass man damit Menschen per Knopfdruck töten kann. Es sieht dann von außen wie ein Herzinfarkt oder so aus …“
Der Weltpräsident schwieg und hatte seinem Mitarbeiter noch immer den Rücken zugewandt. Jetzt drehte er sich langsam um und sah Mr. Morris mit finsterer Miene an.
„Wie bitte?“, knurrte er.
Morris schluckte und versuchte, freundlich zu lächeln. „Ach, nichts! Ich habe da so etwas im Internet gelesen … ich meine gehört …“
„Was haben Sie gehört, Mr. Morris?“
„Diesen Unsinn mit den Nano-Giftkapseln in den Implantationschips. Blödsinn! Verschwörungstheorien!“, sagte der Sekretär mit bebender Stimme.
Der Weltpräsident lächelte. „Warum sollte man den Menschen Implantationschips einpflanzen und dann darin Nano-Giftkapseln platzieren?“

Morris fühlte sich erleichtert, immerhin schaute sein Vorgesetzter jetzt wieder freundlicher und wirkte gelöst.
„Da hat mir tatsächlich einer vor ein paar Tagen erzählt, dass die Weltregierung Personen mit Implantationschips, die sich politisch unkorrekt verhalten, in Zukunft per Knopfdruck töten kann. Die Nano-Giftkapsel wird dann per Fernsteuerung aktiviert, verstehen Sie?"
„Das ist ja abenteuerlich, was?", schmunzelte der Weltpräsident.
„Ja! Es gibt wirklich Spinner!", lachte Mr. Morris.
„Würde eine humanistische und demokratische Weltregierung so etwas tun?", fragte ihn sein Chef.
„Nein! Das ist absurd! Aber es wird immer schlimmer mit diesen Verschwörungstheoretikern im Internet. Was die alles schreiben", meinte Mr. Morris.
„Wie lange haben Sie denn schon Ihren Implantationschip, mein Guter?", wollte der Weltpräsident wissen und setzte ein verschmitztes Gesicht auf.
„Ich? Ich habe mich sofort registrieren lassen. Das ist doch eine tolle Erfindung. Es ersetzt den Zahlungsverkehr, den Personalausweis und so weiter. Bequemer geht es nicht!", erklärte der Sekretär lässig.
„Und sie leben noch! Also tragen Sie auch keine Nano-Giftkapsel in sich, Mr. Morris! Ha, ha!"
Der Weltpräsident hielt sich den Bauch vor Lachen und sein Sekretär nickte zustimmend.
„Ja, das stimmt!", kam von dem grauhaarigen Mann zurück.
„Welchen Logengrad haben Sie eigentlich mittlerweile, Mr. Morris?"
„Wie bitte?"
„Sind Sie inzwischen schon einen Grad weiter?"

Der Sekretär wirkte verwirrt. „Nein, leider bin ich noch immer im 4. Grad, Herr Weltpräsident …"
„Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Tag, Mr. Morris!", sprach der Vorsitzende des Weltverbundes und klopfte seinem Diener auf die Schulter.
Dem gealterten Sekretär fehlten für einige Sekunden die Worte, gerne hätte er mit seinem Herrn noch geplaudert. Auf eine derart gelöste und persönliche Weise hatten sie sich vorher noch nie unterhalten. So nahe war er an das Oberhaupt des Weltverbundes bisher noch nicht herangekommen.
„Ich gehe dann, Herr Weltpräsident!", murmelte Mr. Morris und klappte seinen Laptop zusammen.
„Auf Wiedersehen!", erwiderte sein Chef und starrte ihm mit ausdrucksloser Miene hinterher.
Mr. Morris verließ den Wolkenkratzer und eilte durch die Straßen von New York City, immerhin musste er noch ein Geschenk für seine älteste Tochter kaufen, die heute Geburtstag hatte.
Der Mann feierte im Kreise seiner Familie ein wundervolles Fest und nahm seine Tochter noch einmal liebevoll in den Arm, bevor er zu Bett ging. Der in die Jahre gekommene Sekretär dachte noch kurz an das aufregende und amüsante Gespräch mit dem mächtigsten Mann der Erde, seinem Chef. Dann schlief er mit einem zufriedenen Lächeln ein.
Seine Frau fand ihn am nächsten Morgen tot in seinem Bett. Offenbar hatte er im Schlaf einen Hirnschlag erlitten. Das war allerdings nichts Ungewöhnliches, denn Mr. Morris war immerhin schon 61 Jahre alt.

Artur Tschistokjow und Sergej Spehar bereiteten eine weitere Großkundgebung vor. Diesmal in Velikie Luki. Im

Vorfeld verkündete der weißrussische Präsident dagegen im Fernsehen, dass die Freiheitsbewegung der Rus erneut nach Smolensk kommen wollte. Die Behörden und Kollektivisten liefen dagegen Sturm und Uljanin kam erneut persönlich in die westrussische Großstadt, um vor über 60000 Anhängern zu sprechen.
Ein massives Polizeiaufgebot, diesmal waren auch Elitetrupps der „Global Police“ (GP) dabei, riegelte die Innenstadt hermetisch ab. Letztendlich wurden sogar einige GCF-Soldaten nach Smolensk beordert. Offenbar wurde mit blutigsten Auseinandersetzungen gerechnet.
Doch nichts passierte. Kein einziger Rus tauchte auf – zumindest nicht in Smolensk. Stattdessen zogen über 17.000 von Tschistokjows Mitstreitern durch Velikie Luki und konnten weder von ihren überforderten politischen Gegnern noch von den wenigen Polizisten vor Ort aufgehalten werden.
Die Freiheitsbewegung der Rus triumphierte an diesem Tag und ließ ihre Gegner dumm dastehen. Wie die Zirkustiere wurden diese vorgeführt und als sich in Smolensk keine Rus blicken ließen, entluden einige KKG-Männer ihren Frust an den Beamten.
Es kam zu schweren Straßenschlachten und massiven Zerstörungen in der Innenstadt. Trotz Uljanins Ermahnungen machte sich der Mob nach der Kundgebung selbstständig und zog randalierend durch die Straßen.
Artur Tschistokjow lehnte sich hingegen im Präsidentenpalast von Minsk zurück und sah sich die Fernsehberichte an. Durch ihren erneuten Angriff auf die Polizei hatten sich die Kollektivisten nun auch in Smolensk eine Menge Sympathien bei den Sicherheitskräften verscherzt.
Schließlich nutzte der weißrussische Präsident die Vorfälle, um die Kollektivisten propagandistisch anzugreifen. Er

bezeichnete Uljanin als „Rattenfänger“ und seine Anhänger als „Hunnenhorde“. Die Mächtigen des Weltverbundes interessierten sich allerdings noch immer nicht übermäßig für Weißrussland und die zwei winzigen baltischen Staaten, welche von den Rebellen eingenommen worden waren. Es waren kaum 15 Millionen Menschen, über die Artur Tschistokjow und seine Getreuen herrschten. Von weit über 8 Milliarden Menschen auf Erden lediglich 15 Millionen.

Da hatten die hohen Herren wahrlich andere Probleme als den weißrussischen Dissidenten. Zudem machte dessen Freiheitsbewegung auch nicht gerade den Eindruck, als ob sie morgen Russland und die Ukraine überrennen könnte.

Im Iran hatten die GCF-Truppen inzwischen wieder sämtliche Rebellen aus den größeren Städten des Landes verjagt und ihre Streitkräfte weitgehend zerschlagen. Dort war die Revolution ohne Zweifel gescheitert. Massenverhaftungen und groß angelegte Liquidierungsaktionen folgten.

Die Aufständischen mussten wieder zu ihrer alten Taktik des Guerillakrieges zurückkehren und verschwanden im zerklüfteten iranischen Hochland.

Derweil schickte Japan Militärberater und technisches Gerät nach Weißrussland, um es dem kleinen Land zu ermöglichen, zumindest im Ansatz so etwas wie eine verteidigungsfähige Armee aufzubauen.

Artur Tschistokjow führte wieder die allgemeine Wehrpflicht ein, stellte nun reguläre Regimenter auf und bezeichnete seine neuen Staatsstreitkräfte als Volksarmee der Rus. Eine erste Militärparade fand Ende November in Minsk statt.

In den folgenden Monaten eröffnete Verteidigungsminister Lossov eine erste Industrieanlage, die moderne Schusswaf-

fen und japanische „Gunjin“ Panzer herstellen konnte. Matsumoto lieferte seinen Verbündeten bald darauf sogar Raketen mit Atomsprengköpfen, welche Tschistokjow im Ernstfall zumindest als Drohmittel einzusetzen gedachte.
Alles in allem waren diese Aufrüstungsversuche jedoch bescheiden und hätten bei einem Konflikt mit der GCF nur wenig genützt. Dem weißrussischen Volk zeigten sie allerdings einen Geist der Wehrhaftigkeit und wurden von den meisten Bürgern durchaus begrüßt. Vor allem Tschistokjows Anhänger fühlten sich jetzt stärker, denn ihr Heimatland wurde langsam aber sicher zu einem richtigen Staat. Und dazu gehörte nun einmal auch eine eigenständige Armee.
Damals im Jahre 2018 und in den Jahren danach, waren nicht nur die Nationalstaaten weltweit aufgelöst worden, sondern auch die eigenständigen Streitkräfte sämtlicher Länder. Diese wurden durch die internationale Eingreiftruppe der GCF vollständig ersetzt.
Das hatte Vor- und Nachteile für die Logenbrüder. Der größte Vorteil war natürlich die Tatsache, dass die Völker selbst entwaffnet waren. Einen erheblichen Nachteil stellte jedoch der Umstand dar, dass die GCF als weltweite Armee einer unglaublich schwerfälligen Administration unterworfen war und auf gewisse Situationen nicht sehr flexibel reagieren konnte.
Weiterhin war die GCF eine gewaltige Organisation, die gigantische Regionen und Milliarden von Menschen kontrollieren musste. Ähnlich wie die römischen Legionen wurden auch sie auf der Weltkarte von einem Krisenherd zum nächsten verschoben und waren ständig irgendwo im Einsatz, um die Macht des Weltimperiums mit eiserner Faust durchzusetzen.

Nur in Ausnahmesituationen konnte es vorkommen, dass die hohen Herren der Weltpolitik einem Sub-Gouverneur die Erlaubnis erteilten, im Falle einer Kriegsgefahr eigene Milizen aufzustellen. So war es im iranischen Bürgerkrieg gewesen, als Sub-Gouverneur Kerman zuerst seine von ihm ausgehobenen Bürgermilizen gegen die Rebellen schickte, bevor ausreichend GCF-Verbände eingetroffen waren.
Eine derartige Vorgehensweise schonte die „menschlichen Ressourcen“ der internationalen Streitkräfte, denn wenn irgendwo eine Rebellion oder ein Bürgerkrieg ausbrach, wurden zuerst die entbehrlichen Milizionäre vor Ort geopfert.

„Ich hatte gedacht, dass die revolutionäre Stimmung aus Weißrussland weiter nach Süden oder Osten schwappen würde, aber ich habe mich wohl getäuscht“, erklärte Wilden und schlenderte neben Frank Kohlhaas durch einen herbstlichen Park in Minsk.
„Da haben uns die Kollektivisten wohl einen Strich durch die Rechnung gemacht. Russland ist so unfassbar groß. Man weiß gar nicht, wo man anfangen soll!“, antwortete Frank zerknirscht.
„Uns vorerst in den ländlichen Regionen auszubreiten ist die einzige Möglichkeit. Die Großstädte sind noch zu sehr in der Hand des Systems und der Kollektivisten. Uljanins Bewegung ist mittlerweile wirklich riesig. Er hat Millionen Menschen für sich gewonnen. Davon können wir nur träumen.“
Die beiden ließen sich auf einer Bank nieder und betrachteten einen kleinen Teich voller quakender Enten. Frank lächelte und warf den Tieren einige Brotkrumen zu.

„Wir werden uns nie in Russland festsetzen können oder das Volk dort für unsere Sache gewinnen. Das ist Irrsinn!", sagte er dann.
„Irrsinn? Es ist für uns die einzige Möglichkeit zu überleben! Als nächstes werden wir uns übrigens Estland vornehmen. Artur plant da so einiges. Dann haben wir wenigstens schon einmal im gesamten Baltikum das Sagen", bemerkte der Außenminister.
„Das könnte vielleicht klappen …", brummte sein junger Freund und warf weitere Brotkrumen ins Wasser. Laut schnatternd fielen die Enten darüber her.
„Weißt du, mein Junge! Wenn ich dir vor ein paar Jahren gesagt hätte, dass wir eines Tages freie Männer in unserem eigenen Staat sind, hättest du das auch für Irrsinn gehalten, oder?"
„Ja, da hast du Recht!", erwiderte Frank.
„Was machen eigentlich deine Schlafstörungen?", fragte Wilden.
Kohlhaas überlegte kurz. „Die haben sich mittlerweile wesentlich gebessert. Es ist nicht mehr so schlimm wie noch vor einiger Zeit."
Der ältere Herr lächelte väterlich. „Das freut mich zu hören, mein Junge!"

Artur Tschistokjow schickte bald darauf Tausende seiner Anhänger nach Estland. Seine Gruppen vor Ort hatten schon monatelang vorgearbeitet und riesige Massen von Flugschriften und Datenträgern unter das Volk gebracht. Sogar einen eigenen kleinen Fernsehsender hatten sie in Valka an der Nordgrenze Lettlands eingerichtet, welcher inzwischen täglich ein vielfältiges Programm ausstrahlte.
Die Kollektivisten hatten lediglich in der Hauptstadt Tallinn und in Tarku zwei schlagkräftige Gruppen gebildet,

in den umliegenden Regionen waren sie bisher dagegen nur schwach vertreten. Ein beträchtlicher Teil der estischen Polizeibeamten schien mittlerweile Sympathien für Tschistokjow zu hegen und meistens ließen sie seine Anhänger in Ruhe. Nur in Tarku war das noch anders.
Für den 15. Dezember hatten die Rus einen großangelegten Vorstoß in das winzige Land vorbereitet. Er sollte jedoch eher einem militärischen Angriff als einem politischen Umsturz gleichen. Diesmal begleiteten Artur Tschistokjows bewaffnete Haufen sogar Panzerwagen und Einheiten der neu aufgebauten Volksarmee der Rus. Frank war bereits seit Tagen in Parnu im Westen Estlands mit einer großen Truppe von Mitstreitern unterwegs gewesen und hatte Flugblätter verteilt und Plakate aufgehängt.
Am Morgen des 15.12.2036 besetzten mehrere hundert Männer die Polizeiwache der Kleinstadt und das Rathaus. Es gab bei dieser Aktion kein Blutvergießen, denn die Beamten ließen sich ohne Gegenwehr entwaffnen oder schlossen sich gar den Freiheitskämpfern an.
Nach einigen Stunden machte sich Frank zusammen mit Alf auf den Weg nach Tarku, wo Tschistokjow selbst eine Massenkundgebung vorbereitet hatte.
Die kleine Garnison der GCF-Soldaten hatte sich bereits aus der Stadt zurückgezogen und die Polizisten liefen auch hier zu den etwa 20000 Rus, die wichtige strategische Ziele besetzt hatten, über. Im Laufe einiger Stunden schlossen sich etwa 50000 weitere Menschen Arturs Demonstration vor dem Verwaltungsgebäude an.
Tschistokjow rief vor der jubelnden Menge die Revolution aus und erklärte die Großstadt zum „befreiten Gebiet“. Die Männer lagerten über Nacht in den Straßen der Stadt und schlugen einige halbherzige Angriffe von Kollektivis-

ten zurück. Am nächsten Tag stießen sie weiter nach Tallinn vor.
Kurz vor dem Stadtrand machten sie jedoch Halt und zogen sich wieder zurück. Mehrere tausend GCF-Soldaten hatten sich inzwischen in Tallinn versammelt und einige weitere Verbände aus St. Petersburg und Helsinki waren Gerüchten nach noch auf dem Weg dorthin.
Tschistokjow fluchte. Die Operation hatte zu lange gedauert und ein Angriff auf die estische Hauptstadt hätte zu einem zu verlustreichen Kampf geführt.
Der Gegner ging jetzt allerdings selbst zum Gegenangriff über und trieb die Rus in den folgenden Tagen wieder aus Estland hinaus. Dann besetzten GCF-Truppen, die von Polen aus über die Grenze kamen, die weißrussische Stadt Grondo und, von der Ukraine kommend, die Städte Mazyr und Pinsk im Süden.
Artur Tschistokjow rief im weißrussischen Fernsehen zur Verteidigung des Heimatlandes auf und schickte mehrere Regimenter seiner Volksarmee los, um die Eindringlinge zurückzuschlagen.
General Frank Kohlhaas führte daraufhin eine zehntausend Mann starke Garnison nach Grodno. Als die weißrussischen Verbände näher kamen und sich die rebellischen Volksmassen unter Führung der politischen Funktionäre in den Straßen der besetzten Städte zusammenrotteten, zogen sich die GCF-Truppen wieder hinter die Grenze zurück.
Alles in allem war es nicht mehr als ein gegenseitiges Abtasten gewesen. Tschistokjow erklärte im Fernsehen, dass „die Volksbewegung der Rus gegen ihre Unterdrücker gesiegt hatte“, während sich die internationalen Medien über den gescheiterten Einmarsch seiner Leute in Estland lustig machten.

Nach kurzer Zeit war der Spuk vorbei und alles beim Alten geblieben. Artur Tschistokjow hatte die Drohung durch die Streitkräfte der Weltregierung allerdings verstanden.
Der Rest des Jahres 2036 verlief ruhig und schließlich begann der erste Schnee auf Osteuropa zu fallen. Frank und Alfred kehrten an Heiligabend nach Ivas zurück und feierten ein besinnliches Weihnachtsfest mit Familie Wilden.

„Ein frohes neues Jahr, Artur!“, sagte Frank und setzte sich an den Konferenztisch im Präsidentenpalast von Minsk.
„Danke!“, brummte Tschistokjow und vertiefte sich wieder in diverse Unterlagen.
Außenminister Wilden und einige andere Mitglieder des weißrussischen Kabinetts kamen nun auch in den prunkvoll ausgestatteten Raum und ließen sich auf ihren Stühlen nieder.
Für einige Minuten herrschte betretenes Schweigen, dann erhob sich Tschistokjow von seinem Platz und erklärte einige Dinge auf Russisch. Der Politiker wirkte äußerst gereizt.
„Wir haben ein Niederlage erlebt!“, sagte er zu seinen deutschen Mitstreitern und stierte wütend umher.
Wilden erläuterte den Russen seine Sicht der Dinge und eine angeregte Diskussion entbrannte. Alles in allem waren sich die Männer aber darüber einig, dass ihre revolutionäre Arbeit stagnierte.
„Japan wird uns in den folgenden Tagen einige Maschinen liefern, damit wir Artillerie- und Flakgeschütze herstellen können“, flüsterte der Außenminister Frank zu.
„Das ist ja mal ‘ne gute Nachricht!“, gab Kohlhaas zurück.

„Ja, ein gute Nachricht, aber wenn wir nicht weiter unser Revolution ausbreiten können, dann das nutzt uns auch nichts auf lange Zeit!“, mischte sich Tschistokjow ein.
Juri Litschenko, der Innenminister, erklärte Wilden, dass die Kollektivisten der Hauptfeind wären und nicht die GCF, da erstere das revolutionäre Potential in Russland bisher erfolgreich absorbiert hatten.
Es vergingen noch endlose Stunden voller hitziger Debatten, doch Artur und seine Getreuen kamen zu keinem befriedigenden Ergebnis. Nur eines schien zu diesem Zeitpunkt sicher zu sein: Wenn sie sich noch weiter in Weißrussland einigelten, dann würde ein richtiger Militärschlag der GCF ihre Herrschaft eines Tages blitzartig beenden.
Von Frust und Zweifeln geplagt, gingen die Männer wieder nach Hause und zerbrachen sich weiterhin die Köpfe. Sie wirkten wie wilde Tiere, welche die Jäger erfolgreich in ihren Bau zurückgedrängt hatten.

Straßenschlachten und Spielfiguren

Die schlechte Laune, die Frank seit Tagen quälte, hatte ihn auch nicht verlassen, nachdem er nach Ivas zurückgekehrt war. Noch immer rumorte die Enttäuschung über den Fehlschlag in Estland und die allgemein schlechte Situation der Freiheitsbewegung im Kopf des jungen Rebellen, was ihm auch leicht anzusehen war. Selbst Julia, die ihm heute die vor kurzem eingerichtete, neue Dorfschule von Ivas zeigen wollte, konnte Franks bedrücktes Gemüt nicht von dessen vielfältigen Sorgen befreien.
Die Tochter des Außenministers selbst war allerdings besserer Dinge, denn sie war seit einiger Zeit aktiv dabei, ihren pädagogischen Auftrag bei den wenigen Kindern der Dorfgemeinschaft entschlossen in die Tat umzusetzen. So schritt sie mit Frank über die mit einer dünnen Schneedecke bedeckte, gefrorene Hauptstraße von Ivas und führte ihn zu einem kleinen Haus, in dessen unterer Etage die winzige „Schule" eingerichtet worden war. Eigentlich war es nicht mehr als ein großer, liebevoll renovierter Raum, in dem etwa zwei Dutzend Stühle und einige Holztische aufgestellt worden waren.
„Hier unterrichte ich die Kinder von Ivas!", sagte Julia mit einem stolzen Lächeln und ging durch die Eingangstür des Hauses. Ein Schild mit der Aufschrift „Thorsten-Wilden-Schule" hing über dem Türsims und Frank musste grinsen, als er das sah.
„Gut, dass ihr sie nicht „Artur-Tschistokjow-Schule" genannt habt. Nach ihm sind inzwischen so viele Schulen, Straßen und Plätze in Weißrussland und in Litauen benannt worden, dass es schon fast nervt", meinte Kohlhaas schmunzelnd.

„Mir würde ‚Julia-Wilden-Schule' am besten gefallen", scherzte die junge Frau und knuffte Frank in die Seite.
„Ich schlage ‚Schule-zu-Ehren-des-gutaussehenden-Helden-Frank-Kohlhaas' vor. Wie klingt das?"
„Total bescheuert, Frank!"
Als Julia und ihr Begleiter den Klassenraum betraten, richteten sich die gespannten Blicke von etwa 30 Jungen und Mädchen auf die beiden. Einige Kinder kicherten leise oder flüsterten sich gegenseitig etwas ins Ohr.
„Das ist der Geliebte von Frau Wilden …", glaubte Frank irgendwo gehört zu haben.
Julia schritt nach vorne zur Tafel und setzte einen halbwegs strengen Gesichtsausdruck auf. Frank blieb im hinteren Teil des Raumes stehen und betrachtete die Szenerie.
„Bei so einer Lehrerin wäre ich sogar 20 Jahre lang freiwillig zur Schule gegangen", dachte er sich und lehnte sich gegen die Wand.
„Guten Morgen, Kinder!"
„Guten Morgen, Frau Wilden!"
„Heute haben wir einen Gast! Wer könnte das wohl sein?", fragte Julia in die Runde.
Ein kleines, rothaariges Mädchen meldete sich eifrig und schnipste mit den Fingern.
„Maria!"
„General Frank Kohlhaas! Der größte Held von unserem ganzen Dorf und Land!", erklärte das kleine Mädchen begeistert.
Der „größte Held" hinter ihrem Rücken reagierte mit einem verlegenen Lächeln und zwinkerte Julia zu. Wieder sahen ihn einige der Kinder mit grenzenloser Bewunderung an.

Neben der Tafel war ein großes Porträt von Artur Tschistokjow an die Wand gehängt worden, darunter befand sich eine kleine Tafel mit den wichtigsten Lebensdaten des Anführers der Freiheitsbewegung. Auf der anderen Seite, rechts von einem der großen Fenster, hing eine Drachenkopffahne in leuchtenden Farben.

„Heute wird uns General Kohlhaas aus den ersten Tagen des Freiheitskampfes erzählen. Damals haben Artur Tschistokjow, mein Vater und er, wie auch Tausende von anderen tapferen Männern, den Kampf gegen unseren Feind, die Weltregierung, aufgenommen. Es war eine schreckliche Zeit, in der das weißrussische Volk und auch eure Eltern furchtbar gequält und unterdrückt worden sind."

„Soll…soll ich jetzt nach vorne kommen?", stockte Frank verunsichert. Damit hatte er nicht gerechnet.

„Ja, gleich!", erwiderte Julia fast ein wenig herrisch.

„Wer steht hinter der Weltregierung und will unser Volk zerstören?", rief die junge Frau.

„Die Logenbrüder!", gaben die Kinder im Chor zurück.

„Wer sind die Logenbrüder?"

Fast alle Kinder meldeten sich und tuschelten durcheinander. Julia nahm schließlich einen dicklichen blonden Jungen dran.

„Markus!"

„Die … äh … die Logenbrüder sind eine weltweite Geheimorganisation, die sich über alle Länder der Erde verbreitet und seit 2018 die Weltherrschaft hat", erläuterte der Junge hastig.

Es dauerte noch einige Minuten, denn Julia ließ ihre Schüler dem staunenden Gast noch erklären, welche Gruppe bei den Logenbrüdern das Sagen hatte, wie die Organisation aufgebaut war und was die Ziele der Weltre-

gierung waren. Frank war verblüfft. Die hübsche Lehrerin hatte sich vor seinen Augen in einen weiblichen Tschistokjow verwandelt.
Schließlich winkte sie Frank, der mittlerweile völlig verlegen umherschaute, mit forderndem Blick zum Pult. Kohlhaas überlegte derweil aufgeregt, was er den Kindern alles erzählen sollte.
„General Kohlhaas wird euch jetzt von seinen Erlebnissen erzählen. Es wird mitgeschrieben!", kündigte Julia an.
„Dann … dann … erzähl' ich mal was, ja?", flüsterte der junge Mann.
„Lasse uns alle an deinen Heldentaten teilhaben, mein Schnuckilein …", hauchte ihm Julia leise ins Ohr und fand Franks Unsicherheit offenbar mehr als amüsant.
„Äh, ich bin der Frank, General Kohlhaas, meine ich … äh … und ich bin aus Berlin. Hallo, Kinder …", sagte der für seine Unerschütterlichkeit bekannte Anführer der Ordnertrupps. Julia konnte ihr Lachen kaum noch unterdrücken.

Durch eine deutliche Senkung der Öl- und Gaspreise machte sich Präsident Tschistokjow bei seinem Volk in diesem Winter noch beliebter. Jetzt konnte er schon fast auf ein Jahr seiner Herrschaft zurückblicken und den Bürgern seines Landes ging es so gut, wie seit Ewigkeiten nicht mehr.
Das bedeutete allerdings nicht, dass die wirtschaftliche Krise schon vollkommen bewältigt war, aber nach langen Perioden des Hungerns und Frierens erwies sich das Volk selbst für die kleinsten Verbesserungen seiner Lebenssituation als äußerst dankbar.
Uljanins Kollektivisten beherrschten mittlerweile in ganz Russland die Straßen der größeren Städte. Sie hatten in den

letzten Monaten zahlreiche Massenkundgebungen abgehalten und ihre Bewegung weiter gestärkt.
Einige Industriebetriebe in den russischen Metropolen wurden nach kollektivistischen Protesten erst einmal doch nicht geschlossen oder in andere Länder ausgelagert.
Uljanins Kollektivistische Vereinigung für soziale Gerechtigkeit veranstaltete jetzt zudem Armenspeisungen in gigantischem Ausmaß und entschärfte auf diese Weise erfolgreich den sozialen Sprengstoff, der sich in den letzten Monaten gebildet hatte. Finanziert wurden diese kostspieligen Aktionen von den Großbanken der Weltregierung.
Dem einfachen Mann auf der Straße waren diese Zusammenhänge jedoch nicht bewusst. Er hielt zu dem, der ihn fütterte. Uljanins Reihen füllten sich weiter und seine Beliebtheit beim Volk wuchs.

Auf den Bürgersteigen drängten sich die Schaulustigen. Hässliche, zerfallene Hochhäuser umgaben die laut schreiende Masse der Rus und zahllose Russland- und Drachenkopffahnen wehten über den Köpfen der Demonstranten. Immer mehr Leute kamen hinzu. Bald waren die Hauptstraßen von Orel vollkommen mit Menschen verstopft und der Demonstrationszug näherte sich der Innenstadt. Artur Tschistokjow marschierte an der Spitze seiner Getreuen voran, etwa 10.000 waren heute zu dieser illegalen Versammlung gekommen.
An den Straßenseiten riefen ihm einige Bürger Zuspruch zu, andere schimpften, verwünschten ihn und brüllten: „Uljanin! Uljanin!“
Nach etwa drei Kilometern stürmten den Rus die ersten Schwärme der Kollektivisten entgegen und begrüßten sie mit einem Hagel aus Pflastersteinen. Ihnen folgte die Polizei, welche sie langsam umzingelte.

Bald wurden die Ordner unruhig und einige zogen die Köpfe ein, als Wurfgeschosse über ihnen durch die Luft sausten. Aus einer Nebenstraße ertönte plötzlich ein gellender Schrei, dann griffen die Kollektivisten an und die Polizei schoss dazwischen.
Frank und die anderen Rus hatten sich heute nicht weniger als 250 Kilometer von der weißrussischen Grenze entfernt. Artur Tschistokjow hatte darauf bestanden, die Protestmärsche unbeirrt fortzusetzen und nun auch hier in Orel Flagge zu zeigen.
Die Ordner in ihren grauen Hemden feuerten sofort zurück und die ersten Gegner fielen getroffen zu Boden. Dann brandeten die Kollektivisten wie eine wütende Woge in die vorderen Reihen des Demonstrationszuges und es kam zu einer wilden Prügelei.
Als die ersten Panzerwagen durch die Straßen rollten, löste sich die von Angst ergriffene Masse der Rus auf und wandte sich schließlich zu einer wilden Flucht. Weder Artur Tschistokjow noch Frank konnten die Männer von ihrem panischen Rückzug abhalten. Wie aufgescheuchte Gänse stoben sie auseinander und einige von ihnen liefen der prügelnden, schießenden Polizei und den aufgebrachten Mobs der Kollektivisten direkt in die Arme.
Es war eine furchtbare Schlappe. Nur mit Mühe gelang es Frank und seinen treuesten Ordnern aus der Stadt zu fliehen. Als sie aus dem wilden Chaos in eine kleine Gasse geflüchtet waren, zogen sie sich um und warfen ihre grauen Hemden weg, um nicht doch noch von ihren Feinden erkannt und gelyncht zu werden.
An diesem Tag wurden die Rus bis ins Mark gedemütigt. Arturs Getreue schafften ihren Anführer aus der Innenstadt heraus und versteckten ihn in der Wohnung eines

Mitstreiters. Beinahe hätte ihn die Polizei in die Finger bekommen.
Orel wurde letztendlich zu einer weiteren, schweren Niederlage für die Freiheitsbewegung. Die übermütigen Kollektivisten suchten die Stadt bis in die Nacht hinein nach ihren Gegnern ab und schlugen jeden zusammen, den sie für einen Rus hielten. Es gab an diesem Tag etwa 60 Tote und Schwerverletzte. Der Feind triumphierte.
Alf war nicht mit nach Orel gekommen. Er hatte von Anfang an ein ungutes Gefühl gehabt und Kohlhaas, der sich abgehetzt und verunsichert nach Grondo durchgeschlagen hatte, konnte ihm jetzt nur noch Recht geben. Tschistokjow selbst kehrte bei Nacht und Nebel nach Weißrussland zurück und verkroch sich dort. Die Medien überschütteten ihn mit Häme und Spott und erklärten, dass die Weltregierung mit ihm und seinem Haufen bald Schluss machen würde. „Tschistokjow und seine Leute sind am Ende angelangt!“, frohlockte der New York Star am nächsten Tag.
Frustriert und verzweifelt hatte sich der Anführer der Rus heute in einen unscheinbaren Raum im hintersten Winkel des Präsidentenpalastes von Minsk zurückgezogen und die Tür hinter sich verschlossen. Er wollte in diesen Stunden niemanden sehen und selbst Wilden hatte er wieder ausgeladen. Leise wimmernd sank der blonde Mann an der Wand herunter und hielt sich den Kopf. Wie zerschlagen, als Häufchen Elend, kauerte er in der Ecke des Raumes und erschien aller Hoffnung beraubt.
Der Versuch, in Orel ein Bein auf den Boden zu bekommen, war grandios gescheitert. Am meisten schmerzte ihn aber die Tatsache, dass so viele Bürger seinen Leuten und ihm nur noch Spott und Hohn entgegen gebracht hatten. Man hatte ihn beschimpft und verlacht. Seine Gegner und

die Polizei hatten die Rus innerhalb kürzester Zeit aufgerieben und durch die Stadt gejagt. Anschließend waren sie wie räudige Hunde durch die Gassen geprügelt worden.
Er hatte gerufen, doch war nicht mehr vom Volk erhört worden. Das folgte nämlich jetzt Uljanin und seinen Kollektivisten, die wieder einmal triumphierend durch die Straßen gezogen waren. Der Rebellenführer war furchtbar niedergeschlagen und machte den Eindruck, als hätte ihn seine schon fast sprichwörtliche Zuversicht nun endgültig verlassen. So hätten ihn seine langsam ebenfalls demoralisierten Männer niemals sehen dürfen. Zweifelnd und jammernd hockte er einsam auf dem Boden und gestand sich ein, dass Orel vielleicht der Anfang vom Ende gewesen war.
„Herr, wie soll ich die Diener des Teufels besiegen, wenn du meinen Glauben zerbrechen lässt?“, flüsterte er schluchzend vor sich hin.
Bittere Tränen füllten seine sonst so strahlenden Augen. Tschistokjow wusste keinen Ausweg mehr und versank in einem dunklen Meer des Selbstmitleids.

Vitali Uljanin war für einige Tage in den Nahen Osten geflogen und traf sich dort mit einem führenden Mitglied des Rates der 13 in einem Luxushotel. Heute Morgen waren sie durch einen wundervollen Garten mit prächtigen Ölbäumen spaziert und hatten sich über die Strategien der kollektivistischen Bewegung unterhalten.
Die hohen Herren, die Weisen, schienen große Pläne mit ihm und seiner neuen Massenorganisation zu haben. Der ursprünglich aus Brooklyn in New York stammende Kollektivistenführer war begeistert.

Jetzt hatte er sich mit einem milliardenschweren Konzernboss in einer sonnendurchfluteten Suite eingefunden und wartete gespannt auf dessen weitere Ausführungen.
„Bruder Uljanin, die Spitzen unserer weltweiten Organisation und ich sind fasziniert vom schnellen Anwachsen Ihrer KVSG“, bemerkte das Ratsmitglied und lächelte.
„Das ist erst der Anfang. Ich werde den Kollektivismus zu einer stürmischen Welle ausbauen, welche die ganze Welt überspülen wird!“, erwiderte der spitzbärtige Mann.
Sein Gegenüber runzelte die Stirn und antwortete: „Warten Sie erst einmal ab. Zunächst hat der Kollektivismus die Aufgabe, die unzufriedenen Massen in Russland aufzufangen und damit ihre Kraft zu entschärfen …“
Uljanin wirkte nachdenklich. „Warum gerade Russland, Herr?“
„Warum? Nun, das kann ich Ihnen noch einmal genau erläutern. Brauchen wir den Kollektivismus in Westeuropa?“
„Ich weiß es nicht, Herr!“
„Nein, in West- und Mitteleuropa hat unsere jahrzehntelange Zersetzungsarbeit schon so sehr gefruchtet, dass sich hier keines der alten Völker mehr gegen uns erheben kann. Selbst im Falle einer schweren sozialen Krise würden sich die Reste des deutschen, englischen oder französischen Volkes nicht mehr gegen uns auflehnen können“, meinte der grauhaarige Herr.
„Vermutlich nicht …“, sagte Uljanin.
„Definitiv nicht, Bruder! Vertrauen Sie auf die Weitsicht der Weisen. Die früher einmal mächtigen und wichtigen Völker des Westens sind fest in unserer Hand. Weiterhin sind ihre alten Kulturen, ihre Wertsysteme und auch ihre ethnischen Strukturen schon so sehr zerstört, dass sie zu

schwach sind, um sich noch erfolgreich wehren zu können."
„Sicherlich haben Sie Recht, Herr!", gab der Kollektivistenführer zurück.
„Gehen Sie davon aus", flüsterte das Ratsmitglied und sah seinen Logenbruder mit einem sarkastischen Grinsen an.
Dann fuhr er fort: „Auf den ehemaligen Staatsgebieten der westeuropäischen Nationen sind Vielvölkerstaaten entstanden. Die Franzosen, die Deutschen, die Engländer und so weiter sind längst zu Minderheiten in ihren Großstädten geworden und sterben aus. Die vereinzelten Völkersplitter in diesen Gebieten, die wir aus aller Herren Länder dorthin gebracht haben, sind unfähig, sich zu einer gemeinsamen Front gegen uns zusammenzuschließen. In Russland ist das anders!"
Uljanin nickte. „Das russische Volk ist noch nicht ganz vernichtet. Seine Kultur ist nach wie vor stark und der Patriotismus vielfach noch bei den Einwohnern vorhanden!"
Der ältere Herr in dem schwarzen Anzug hob den Zeigefinger und riss die Augen auf: „Richtig! Das haben Sie genau erkannt und hier hat der Kollektivismus seine Arbeit zu leisten. Die brutale Gewalt der kollektivistischen Revolution soll das russische Volk, das letzte Volk Europas, welches uns noch gefährlich werden kann, mitsamt seiner kulturellen und ethnischen Substanz endgültig zu Boden schlagen.
Sie soll mit Flamme und Schwert die Reste des alten Russlands auslöschen, sie soll den letzten Besitz, den die Russen noch ihr Eigen nennen, in unsere Hände überführen.
Wenn das gelungen ist, dann können Sie das kollektivistische Modell auch auf andere Länder ausdehnen. Beispiels-

weise auf China oder vielleicht auch Indien. Die Weisen beraten noch über die weitere Vorgehensweise."

Vitali Uljanin erschien begeistert: „Das ist großartig, Herr! Was der Kapitalismus an Zerstörungsarbeit im Sinne des großen Plans nicht geschafft hat, das soll jetzt der Kollektivismus tun!"

Das Ratsmitglied schob den Unterkiefer nach vorne und entblößte seine Zähne. Seine Augen funkelten kalt und zynisch: „Ja, genau so ist es!"

„Wir sind unseren Feinden immer einen Schritt voraus, nicht wahr, Herr?"

„Natürlich! Mit unserer Gerissenheit hat es auf Dauer noch niemand aufnehmen können. Wir messen auch dieser Freiheitsbewegung der Rus keine sonderliche Bedeutung zu. Sie ist lächerlich, klein und unbedeutend."

Der Chef der KVSG ballte die Faust und knurrte: „Diesen Tschistokjow und seine Anhänger werde ich zerstampfen. Die Wut der Massen werde ich gegen ihn richten und dann Russlands Totenglocke läuten!"

Der Ratsbruder lehnte sich zufrieden in seinem Sessel zurück und sprach: „So möge es sein! Läuten Sie die Totenglocke! Läuteten Sie, läuten Sie und lassen Sie ihren dumpfen Klang über Osteuropa erschallen. Läuten Sie so lange, bis alles in Trümmern liegt, bis der letzte Funken Hoffnung von den Stiefeln Ihrer Revolutionäre zertreten ist. Sie sind ein wichtiger Diener des großen Plans, Bruder Uljanin! Vergessen Sie das niemals!"

Der spitzbärtige Mann sah seinen Vorgesetzten demütig an und strich sich durch sein schütteres, dunkles Haar.

„Nein, ich bin stolz, einen so großen Beitrag leisten zu dürfen! Ich werde den Rat der Weisen nicht enttäuschen!"

„Was war denn wieder los?“, wollte Julia wissen und starrte Frank an.
„Was meinst du?“
„Bei eurer letzten Demonstration in Orel!“
Frank verzog seinen Mund. „Frag lieber nicht …“
„Eines Tages erschießen sie dich noch“, sagte die junge Frau besorgt.
„Gut möglich …“, hörte sie als lapidare Antwort.
„Na, toll! Hast du da keine Angst vor, Frank?“
Kohlhaas sah sie an: „Doch! Natürlich habe ich das. Die Sache in Orel war furchtbar und ich bin froh, dass ich halbwegs heil davon gekommen bin.“
„Und trotzdem willst du bei den nächsten Kundgebungen wieder mitmachen?“
„Ja, es wird wohl so sein. Ich bin immerhin für einen großen Teil der Ordnertrupps zuständig.“
„Kann denn Tschistokjow keinen anderen für diese Aufgabe einteilen?“
Der Rebell ließ sich auf einen Stuhl nieder und schwieg.
„Rede doch einmal mit ihm!“, forderte Julia.
Frank winkte ab. „Nein, das ist meine Aufgabe. Vielleicht haben wir ja irgendwann doch Erfolg.“
„Vielleicht, vielleicht …“ Die Tochter des Außenministers erschien nicht sehr zuversichtlich.
„Ich sehe im Fernsehen immer nur Krawalle, Verletzte und Tote!“, bemerkte sie.
Kohlhaas wirkte langsam genervt. „Mal eben die Welt befreien geht halt nicht so einfach!“
Die hübsche Blondine schüttelte den Kopf. „Die Welt befreien? Darunter geht es wohl nicht, was?“
„Es ist nun einmal wichtig, dass wir die Revolution weiter bis nach Russland tragen. Artur Tschistokjow hat es genau

erklärt und ich stimme ihm bei seinen strategischen Planungen definitiv zu."
„Das ist doch ein Kampf gegen Windmühlen, Frank. Unsere Gegner sind viel zu stark. Vielleicht sollte Tschistokjow erst einmal weiter sein eigenes Land aufbauen, bevor er versucht, sich in Russland auszubreiten", antwortete Julia.
„Davon verstehst du nichts!", knurrte Frank und sah die junge Frau erbost an.
„Ach, nein? Vielleicht sollte er erst einmal den Menschen helfen, bevor er wieder irgendwo kämpft!", fügte sie verständnislos hinzu.
„Dein Vater sagt auch, dass wir weiter nach Russland hinein müssen", erwiderte der Rebell und hob den Zeigefinger.
Julia winkte ab und sprach: „Mein Vater, der ist doch schon lange mit dem Kopf in den Wolken. Ich würde mir jedenfalls wünschen, wenn endlich einmal Frieden wäre."
„Ich würde mir das auch wünschen, aber es geht halt nicht!", zischte Frank wütend.
Julia wurde jetzt ebenfalls gereizter und machte Kohlhaas weiter Vorwürfe.
„Ich glaube manchmal nicht, dass du dir auch Frieden wünschst, Frank! Du bist mit so einem Eifer dabei und …"
Der Rebell unterbrach sie barsch: „Doch! Ich will auch in Frieden leben, aber unsere Feinde werden uns nicht in Ruhe lassen! Sei doch realistisch!"
„Und wenn ihr es einmal ausnahmsweise mit Verhandlungen versuchen würdet?", schlug sie vor.
Frank lächelte sie nur abfällig an und machte den Eindruck, als ob er sie nicht ganz ernst nähme.

„Verhandeln?“, murrte er leise. „Das kannst du ja mal ausprobieren, Julia …“
Nun stellte sich die Tochter des Außenministers zornig vor ihren Freund und sah ihm tief in die Augen. Dieser versuchte ihrem stechenden Blick auszuweichen und machte ein grimmiges Gesicht.
„Was?“, stieß Frank aus.
„Ich würde es ausprobieren!“, sagte Julia energisch.
Kohlhaas antwortete mit einem Kopfschütteln und ging davon.
„Fehlen dir jetzt die Worte, großer General?“, höhnte sie verärgert.
„Halt die Klappe und kümmere dich um deine Grundschulkinder, Mädchen! Du hast überhaupt keine Ahnung, mit wem wir es hier zu tun haben“, konterte Frank.
„Ja, geh nur, großer Held! Auf zu neuen heroischen Taten! Ich verspreche dir auch, dass ich ab und zu nach deinem Grab sehen werde, General!“, schrie Julia.
Kohlhaas würdigte sie keines Blickes mehr und ließ sie einfach stehen. Die Tochter des Dorfchefs starrte ihm schweigend hinterher, bis er aus ihrem Blickfeld verschwunden war.

Frank kehrte Ende Januar wieder nach Minsk zurück und hörte sich Tschistokjows Pläne für die Zukunft an. Laut dem Rebellenführer, der sich wieder halbwegs gefasst hatte, gab es für sie alle keine andere Möglichkeit, als weiter zu machen und mit Mühe und viel Überzeugungskraft konnte der weißrussische Agitator seine Getreuen in Russland und der Ukraine dazu bewegen, den politischen Kampf fortzuführen.
Sergej Spehar, das Oberhaupt der Freiheitsbewegung der Rus in Russland war vor einer Woche von Kollektivisten

überfallen und fast totgeschlagen worden. Jetzt lag er auf der Intensivstation in einem Smolensker Krankenhaus. Die Behörden warteten darauf, dass er wieder gesund wurde, um ihm den Prozess wegen „illegaler, politischer Aktivitäten“ zu machen. Monatelang waren sie hinter ihm her gewesen. Nun hatten sie ihn endlich dingfest gemacht und auf den Dissidenten wartete mit großer Wahrscheinlichkeit das Todesurteil.

Tschistokjow bestimmte Andrej Luschenko, einen arbeitslosen und äußerst fanatischen Akademiker, zu seinem Nachfolger.

Doch die Ausbreitung in Russland ging nach wie vor nur äußerst schleppend voran und die Zahl der Anhänger der Freiheitsbewegung nahm Anfang 2037 sogar leicht ab.

Tschistokjows Mitstreiter traten nur noch in den Kleinstädten und Dörfern öffentlich auf und beschränkten ihre Aktivitäten lediglich auf den westrussischen Teil. In den Großstädten konnten sie noch immer kaum Boden gewinnen und liefen jederzeit Gefahr, von den Kollektivisten angegriffen zu werden.

Die Mächtigen sahen zu diesem Zeitpunkt keinen Anlass mehr, die Rus noch übermäßig hart zu bekämpfen. Kollektivistische Gruppen versuchten sich jetzt sogar in Weißrussland, Litauen und Lettland im Untergrund auszubreiten. Peter Ulljewski und seine Männer hoben fast jede Woche geheime Zirkel von ihnen aus und bekämpften sie unerbittlich.

Glücklicherweise eröffneten sich im Frühjahr 2037 neue Konfliktherde, welche die Aufmerksamkeit der Weltregierung auf sich zogen. In Bolivien gelang es rebellischen Gruppen beinahe, die Vasallenregierung zu stürzen, in Palästina nahmen die Auseinandersetzungen zwischen Israelis und einheimischen Arabern in größerem Maße zu

und im Iran waren die Freischärler noch immer nicht ganz besiegt.
So wurde der Militärschlag gegen Weißrussland durch den Weltverbund erneut vertagt, da man Tschistokjows Untergang allein durch die kommende kollektivistische Revolution als sicher ansah.
In China und Indien verbreitete sich die Lehre Mardochows nun auch mit rasender Geschwindigkeit und bereits im Februar hatte sich dort eine aufstrebende kollektivistische Bewegung gebildet.
Uljanin führte derweil weiter Massendemonstrationen durch und riesige Menschenmengen mit schwarz-roten Fahnen, den Farben der Kollektivisten, wälzten sich durch die Straßen der russischen Städte. Die Medien unterstützten die KVSG nach Leibeskräften und berichteten fast jeden Tag über ihre neuesten Forderungen und Aktionen.

„Wir werden alle unsere Kräfte auf Estland konzentrieren. Wenn wir nicht bald Erfolgsmeldungen vorweisen können, dann schläft unsere Revolution endgültig ein“, erklärte der weißrussische Präsident.
„Aber was ist, wenn die Sache noch einmal schief geht? Du hast doch Erfolge, hier in Weißrussland. Das Volk ist sehr zufrieden mit deiner Aufbauarbeit“, erwiderte Peter Ulljewski.
„Wir können uns hier auf Dauer keine sichere Burg schaffen. Dafür sind wir einfach zu schwach und unser Land zu klein, auch wenn uns Japan Waffen liefert und die Bürger glücklich sind!“, knurrte der Anführer der Rus verbittert.
Artur Tschistokjow tigerte zerknirscht durch seine Wohnung und überlegte.
„Mitte März muss Estland fallen!“, rief er und schlug mit seiner Faust auf den Wohnzimmertisch. „Ich möchte, dass

wir alles mobilisieren, was noch kriechen kann. Die Aktion muss innerhalb eines Tages erfolgreich sein!“
„Unsere Leute vor Ort werden morgen mit den Vorbereitungen anfangen. Ich sage den Männern in Tallinn Bescheid“, gab Peter zu verstehen.
„Die Esten müssten doch langsam begriffen haben, dass es unserem Volk mittlerweile wesentlich besser geht als ihnen!“, sagte Tschistokjow mit einem Anflug von Ungeduld und Wut.
Peter Ulljewski nickte und verabschiedete sich. Er gab noch am selben Tag einige wichtige Informationen an seine Mitstreiter in Estland weiter und ein neuer Ansturm wurde vorbereitet.

Frank, Alfred, Sven und viele andere machten sich daraufhin auf den Weg ins nördliche Baltikum und unterstützten die dortigen Rus bei ihren Werbeaktionen. Sie führten kleinere Kundgebungen in einigen Dörfern durch und verteilten wieder einmal unzählige Flugschriften.
Ende Februar zogen etwa 8000 Demonstranten durch den Süden von Tartus und überrumpelten die örtlichen Sicherheitskräfte. Nur wenige Kollektivisten tauchten an diesem Tag auf und zogen sich schnell wieder zurück, als die Rus Anstalten machten, sie anzugreifen.
Dann war es soweit: Die Freiheitsbewegung der Rus und der weißrussische Staat mobilisierte alles, was möglich war, und setzte zum Sturm auf den baltischen Zwergstaat im Norden an.
Mehrere Tausend bewaffnete Ordner drangen im Morgengrauen in den Süden Estlands vor und besetzten wichtige Knotenpunkte und Gebäude in Tartu. Die dortige Gruppe der Freiheitsbewegung der Rus führte daraufhin einen Protestmarsch durch die Innenstadt durch, wobei sich

ihnen auch zahlreiche estische Polizisten und viele Tausend Bürger anschlossen. Nennenswerter Widerstand formierte sich hier nicht.
In Tallinn, der größten Stadt Estlands, sah das schon anders aus. Polizeitrupps und eine kleine GCF-Streitmacht lieferten sich in den Vororten Schießereien mit Tschistokjows Ordnertrupps und versuchten diese am Betreten der Großstadt zu hindern. Bald jedoch mussten sie sich zurückziehen und flüchteten bis zum Hauptverwaltungsgebäude.
Der Anführer der Rus und seine Mitstreiter rückten daraufhin mit Verbissenheit weiter vor. Fahnenschwingend zog eine große Anzahl von Aufständischen gegen Mittag durch die Straßen von Tallinn und versammelte sich auf dem Rathausplatz. Innerhalb weniger Stunden war die Menge auf mehrere Zehntausend Menschen angeschwollen und Artur Tschistokjow beschwor die Ablösung der estischen Vasallenregierung unter tosendem Beifall.
Als ihr der Rebellenführer bis 16.00 Uhr ein Rücktrittsultimatum stellte und ein von ihm organisierter Streik von Fabrikarbeitern für weiteres Chaos in der Hauptstadt sorgte, gab der Sub-Gouverneur Estlands, Lew Danilski, seine Abdankung bekannt und ließ die Ordner das Rathaus ohne Gegenwehr besetzen.
Die estische Polizei leistete daraufhin keine Gegenwehr mehr und legte die Waffen nieder. Alle GCF-Soldaten, zahlenmäßig zu gering vertreten und nun auf sich allein gestellt, zogen sich nach Finnland zurück und gaben Tallinn auf. Die Soldaten der internationalen Besatzungstruppen waren diesmal sichtlich überrumpelt worden und auch aus den umliegenden Ländern marschierten keine weiteren Truppen der Weltregierung ins Baltikum oder gar nach Weißrussland ein.

Das Oberkommando der internationalen Streitkräfte war in diesen Tagen mit anderen Dingen beschäftigt und erfuhr von den Ereignissen in Estland erst einige Zeit später.
Die Freiheitsbewegung der Rus hatte über Nacht einen wichtigen Erfolg errungen und war diesmal auch vom estischen Volk wesentlich stärker unterstützt worden als beim ersten Versuch.
Frank und seine Ordner atmeten auf. Heute hatte es kaum Blutvergießen in den Straßen gegeben und sie konnten ihren Erfolg in Tallinn ohne Blessuren feiern.

Artur Tschistokjow schlachtete die Abdankung des estischen Sub-Governeurs in bisher nie gekannter Weise aus. Über 200.000 Menschen versammelten sich zwei Tage später in Minsk, um den Sieg der Freiheitsbewegung in Estland zu feiern. Sogar der japanische Außenminister Akira Mori überbrachte eine Grußbotschaft seines Volkes. Das weißrussische Fernsehen und die Staatszeitung berichteten tagelang vom erfolgreichen „Ansturm der Revolution“. Auch in Tallinn führten die Rus eine berauschende Massenveranstaltung durch und erklärten die Befreiung des winzigen Landes zu einem überwältigenden Sieg.
Walter Vogel, ein ursprünglich aus St. Petersburg stammender Freiheitskämpfer mit deutschen Vorfahren, wurde von Tschistokjow zum neuen Statthalter Estlands gemacht. Weiterhin proklamierte der Revolutionsführer vor dem estischen Volk die Wiedergründung seines alten Staates. Allerdings wurde dieser dem von ihm neu geschaffenen Nationenbund der Rus hinzugefügt und zur Bündnistreue verpflichtet. Peter Ulljewskis Trupps stürzten sich anschließend sofort auf die wenigen kollektivistischen Gruppen im Land und machten sie unschädlich.

Hatten die internationalen Medien sich bisher eher selten mit Tschistokjow befasst, so änderte sich das mit dem politischen Umsturz in Estland nachhaltig. Die in letzter Zeit weitgehend ignorierte Freiheitsbewegung der Rus wurde nun von der weltweiten Medienwelt mit immer größerer Aufmerksamkeit bedacht.
Die internationale Presse beschimpfte Tschistokjow als „Kriegstreiber" und „Psychopathen" und forderte lauthals politische und militärische Gegenschläge. Sie goss einen Schwall des Hasses und der Diffamierung über dem weißrussischen Präsidenten aus und lenkte den Blick der Weltöffentlichkeit diesmal intensiv auf den neu entstandenen Nationenbund der Rus.
Bösartige Fernsehberichte beschuldigten den Anführer der Freiheitsbewegung des Massenmordes an Teilen der Bevölkerung und der aus der Versenkung geholte ehemalige Sub-Gouverneur von Weißrussland, Medschenko, behauptete sogar, dass Tschistokjow schon über 150.000 Menschen habe erschießen lassen und das weißrussische Volk brutal terrorisiere.
Selbst der Weltpräsident ließ es sich jetzt nicht nehmen, Artur Tschistokjow im Fernsehen zu drohen und versprach ihm, dass seine „antidemokratischen Machenschaften" bald aufhören würden und sich die internationalen Streitkräfte sofort Weißrussland und dem Baltikum widmen würden, nachdem andere Krisenherde befriedet seien.
Die Freiheitsbewegung der Rus hatte mit dem Erfolg in Estland zwar lediglich ein Gebiet mit kaum 1,4 Millionen Einwohnern, nicht viel mehr als in der deutschen Großstadt Köln lebten, einnehmen können, doch hatte dies weitreichende psychologische Folgen.
Das weißrussische Volk und die Menschen im Baltikum standen nun fester denn je hinter Tschistokjow und die

Reihen seiner Organisation füllten sich wieder – auch außerhalb seines Herrschaftsgebietes.
Mit gesteigerter Moral gingen seine Anhänger erneut in Russland und der Ukraine auf die Straße. In Luck, im Norden der Ukraine, zogen etwa 12.000 Rus durch die Innenstadt und setzten sich gegenüber den dortigen Kollektivisten durch. Einige kleinere Kundgebungen, beispielsweise in Nowgorod, folgten.

Kohlhaas biss sich leicht auf die Zunge und schlitzte mit einem Küchenmesser das Klebeband an der Seite des Päckchens auf. Endlich hatte er die Zeit gefunden, HOK noch einmal zu besuchen und sich die Battle Hammer Figuren, die der Informatiker für ihn im Internet ersteigert hatte, abzuholen. Wie ein kleines Kind war er mit strahlenden Augen und einem gut verpackten Karton unter dem Arm durch die Straßen von Ivas nach Hause gelaufen.
Mit einem leisen Knirschen riss der junge Mann die Verpackung auf und wühlte einen Berg Styroporkügelchen hervor, dann ertastete er einige Miniaturen aus Zinn und Plastik.
„Geil!“, stieß er aus, lachte laut und hielt einen kleinen Ork in den Händen. „Ein Eberreiter!“
Er postierte Dutzende von kleinen Miniaturen auf dem Küchentisch und murmelte gedankenverloren vor sich hin.
„Ein Orkhäuptling, ein Orkschamane, Kobolde mit Speeren, Orks mit Hackebeilen …“
In Minsk hatte sich Frank Sekundenkleber und einige Farben zum Bemalen besorgt. Angesichts der Battle Hammer Armee, die hier vor ihm auf dem Tisch lag, war er sicher, dass er in den nächsten Tagen einiges zu tun hatte.

Nach etwa zwei Stunden kam Alf nach Hause und fand seinen Freund, hoch konzentriert, mit dem Pinsel in der Hand, in der Küche vor. Bäumer wunderte sich.
„Was machst du denn da?“, fragte der Hüne.
„HOK hat mir eine ganze Battle Hammer Orkhorde im Internet ersteigert. Das sind eine ganze Menge Miniaturen, aber er wird mir noch mehr besorgen“, erklärte Frank glücklich und bemalte einen grimmig dreinschauenden Troll aus Zinn.
„Was? Was ist denn das für ein Zeug?“ Alf stutzte.
„Battle Hammer! Kennst du das nicht?“, erwiderte Kohlhaas.
„Nein! Ich spiele nicht mit kleinen Figuren. Bin doch nicht im Kindergarten“, spottete der Mitbewohner.
„Das ist kein Kinderspiel, sondern ein hoch komplexes Strategiespiel. Einfach nur geil. Das habe ich früher in Berlin oft gespielt“, verteidigte sich der Bastler.
„Jetzt räum mal den Krempel vom Tisch. Ich will was essen!“ Bäumer schob einen Haufen Kobolde zur Seite.
„Vorsichtig! Sonst brechen die Schilde ab, die habe ich eben erst angeklebt!“, murrte Frank.
„Guck, mal! Ein Lindwurm für meinen Orkhäuptling. Der kann auf ihm reiten oder auch zu Fuß gehen …“
Alf bekam ein geflügeltes Monster aus Zinn unter die Nase gehalten.
„Na, toll!“, gab dieser nur zurück und verdrehte die Augen. Frank ließ sich nicht beirren. Bis in die Nacht hinein bemalte er seine neuen Battle Hammer Figuren und schlief erst in den frühen Morgenstunden ein.

Am nächsten Tag bereiteten HOK und Frank wieder eine große Schlacht mit ihren Miniaturen vor. Diesmal spielten sie die Science-Fiction-Version von Battle Hammer. Der

korpulente und leicht verschrobene Informatiker hatte einen neuen Spieltisch mit tollem Gelände gebastelt und darauf zwei liebevoll gestaltete Armeen postiert. Für die nächsten Stunden wollten die beiden Spieler ihre strategischen Fähigkeiten miteinander messen. Frank befehligte eine Horde außerirdischer Monster und HOK spielte erneut eine Streitmacht aus Menschen.

„Die Lasergewehre von diesem Trupp schießen auf deinen Riesenkäfer!“, erklärte HOK und richtete seinen dicken Zeigefinger auf eine größere Zinnminiatur. Dann würfelte der Cyber-Freak. „Ha! 6 Treffer! Vier Lebenspunkte weg! Das dicke Vieh ist platt!“

„Mist!“, zischte Frank und entfernte den Riesenkäfer vom Tisch.

Jetzt war er am Zug. Zahllose kleinere Modelle wurden in Richtung von HOKs Menschen bewegt und lieferten sich einige Nahkämpfe. Allerdings war das Würfelglück heute erneut nicht ganz auf Franks Seite.

„Die kleinen Krabbelkreaturen treffen ja gar nichts!“, schimpfte er.

„Ja, so ein Pech aber auch“, kam von HOK.

So ging es noch eine Weile weiter. Letztendlich gelang es dem Informatiker seinen Gegenspieler noch einmal zu besiegen und der füllige Mann stieß einen lauten Jubelschrei aus.

„Ich habe aber auch mal wieder nur Mist gewürfelt!“, erklärte der Verlierer des Spiels.

„Wohl wahr, Frank!“

„Was soll’s …“

„Du hättest mit dem Riesenkäfer und dem Schwarmkönig meine Panzer angreifen sollen“, dozierte HOK.

„Ist ja egal. Es hat auf jeden Fall wieder Spaß gemacht. Wie spät ist es denn?“

„Wir haben 18.13 Uhr!"
Frank riss die Augen auf. „Was? So spät schon?"
„Ja, du wolltest doch heute eine große Schlacht machen!"
„Ersteigere mir noch ein paar Orks im Internet, HOK. Alles, was du kriegen kannst. Das Geld gebe ich dir dann. Ich muss jetzt los!", rief Frank hektisch.
„Hast du noch etwas vor?"
„Ja, ich wollte mich um 17.30 Uhr mit Julia treffen. Wir hatten eigentlich vor, in Steffens Cafe essen zu gehen."
„Ei, ei, ei!" HOK winkte mit seiner speckigen Hand, als ob er sich verbrannt hätte.
Kohlhaas hastete durch das Dorf und erreichte das Haus der Familie Wilden nach einigen Minuten. Mit einem vielsagenden Blick öffnete ihm Julia die Tür und räusperte sich.

„Tut mir wirklich leid, aber das hat sich alles so lange hingezogen. Mein Riesenkäfer ist schon in der zweiten Runde draufgegangen und dann hat HOK …", stammelte Frank verwirrt.
Julia verzog ihren Mund und schüttelte den Kopf. „Riesenkäfer?"
„Ja, hätte er noch länger ausgehalten, dann wäre es anders gelaufen. Die kleinen Krabbelkreaturen haben allerdings auch nichts gebracht!"
„Habt ihr eine Insektenplage im Garten oder wie?", fragte die junge Frau und war verwundert.
„Nein! Wir haben Battle Hammer gespielt. Normalerweise habe ich Orks, aber heute habe ich mal die „Hyperraum Termiten" bei Space Battle Hammer ausprobiert", versuchte Kohlhaas der hübschen Frau zu erläutern.
„Und deshalb bist du zu spät gekommen?", kam von Julia.
„Ja, also …"

„Riesenkäfer? Termiten?“, murrte die Schönheit, winkte ab und fasste sich an den Kopf. „Und die sind dir wichtiger als ich?“
Frank stutzte. „Nein, natürlich nicht! Tut mir echt leid, ich habe nur einfach die Uhrzeit vergessen.“
Die blonde Frau musterte Kohlhaas eingeschnappt. „Männer!“, stöhnte sie.

Künstliche Krise

Während die kollektivistische Bewegung weiter an Stärke zunahm und unzählige Russen unter den schwarz-roten Fahnen vereint wurden, begannen sich die ersten Anzeichen einer massiven Wirtschaftskrise im ganzen Sektor „Europa-Ost" zu zeigen. Dieser soziale Einbruch war von den Mächtigen geplant, sollte Uljanins Revolution anheizen und verschärfte sich nun stetig.

Der Kollektivismus hatte sich mittlerweile auch in Polen, Tschechien, der Slowakei und weiter bis auf den Balkan ausgebreitet. Überall waren neue Vereinigungen und Organisationen, die sich Mardochows Ideologie verschrieben hatten, ins Leben gerufen worden.

Der polnische Kollektivistenführer Gregor Wainizki führte eine Großdemonstration mit 80000 Menschen in Warschau durch und wetterte nicht nur gegen die kapitalistischen Ausbeuter, sondern auch vor allem gegen die Freiheitsbewegung der Rus im benachbarten Weißrussland. Er beschwor die Gefahr eines „großrussischen Imperialismus" und bezeichnete Artur Tschistokjow als „Völkermörder" und „Kriegshetzer".

In den großen Supermarktketten, wie etwa „Globe Food", die seit einigen Jahren auch Osteuropa dominierten, wurden die Lebensmittelpreise jetzt immer weiter angehoben, während die Medien der Bevölkerung erklärten, dass Missernten und Transportprobleme diese Maßnahmen notwendig machten.

Weiterhin wurden dem Verwaltungssektor „Europa-Ost" Schritt für Schritt die Gelder durch den „Global Trust Fond" entzogen, was auf Dauer zu dessen völliger Zahlungsunfähigkeit führte. Die Medien berichteten von

geplanten Schließungen und Stilllegungen großer Industrieanlagen, was die Angst der Bevölkerung vor dem Verlust des Arbeitsplatzes ins Unermessliche steigerte. Innerhalb eines Monats erschütterte „Europa-Ost“ eine Welle aus Unsicherheit und Wut. Den Kollektivisten spielte das jedoch in die Hände und so hatten es die Hintergrundmächte auch vorhergesehen.
Uljanin entfaltete in dieser Zeit eine fieberhafte Aktivität und schwarz-rote Fahnenmeere wälzten sich durch ganz Russland. Allerdings profitierten auch die Rus von der allgemeinen Unzufriedenheit, wobei sie nicht ansatzweise so frei wie ihre Gegner agieren konnten.
Tschistokjows Anhänger setzten ihre ständigen Werbeaktionen trotzdem beharrlich fort und gingen, wo es möglich war, ebenfalls auf die Straße. Die üblichen Zusammenstöße mit ihren Rivalen, die einmal mehr eine Reihe von Menschenleben forderten, gehörten dazu.

Der Mai des Jahres 2037 brach an und mit ihm eine noch verschärftere Krise. Die Lebensmittelpreise verdoppelten sich auf einen Schlag und die Zahl der Erwerbs- und Obdachlosen kletterte mit rasender Geschwindigkeit nach oben.
In vielen Regionen Russlands versanken die Menschen in einem Zustand aus Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung. Millionen Menschen sahen Uljanin inzwischen als ihren Erlöser und dieser trieb die verwahrlosten Massen wie Schafherden in seine Organisation. KKG-Trupps übernahmen die Macht auf den Straßen der großen Metropolen und die Polizei musste sie auf Befehl von oben gewähren lassen.
Wo die Rus auftauchten, fielen die Kollektivisten mit rasender Wut über sie her und blieben in den meisten

Fällen aufgrund ihrer größeren Anzahl siegreich. Am 15. Mai redete Vitali Uljanin schließlich vor einer gewaltigen Menschenmenge in Moskau.

„Wir sind bald stark genug! Es dauert nicht mehr lange, dann wird ganz Russland von der Volksrebellion überrannt und der Kapitalismus vernichtet werden!“, predigte er und unzählige Moskauer jubelnden ihm überschwänglich zu.
„Unsere Lehre werden wir in jeden Winkel der Welt tragen! Dann gibt es nur noch Gleichheit, Freiheit und Gerechtigkeit – das Himmelreich auf Erden! Nie mehr Armut! Nie mehr Hunger! Nur noch Frieden und Glück!“, rief Uljanin den Verzweifelten zu.
Die Menschen hoben die Fäuste und schwangen ihre Fahnen. Viele von ihnen schienen inzwischen bereit zu sein, dem Kollektivistenführer selbst bis in die Hölle zu folgen.
„Wir werden alle gleich machen! Ungerechtigkeit kann es nur geben, weil es noch Unterschiede gibt. Es gibt noch immer verschiedene Klassen, Kulturen, Völker und Religionen. In einer Welt des Kollektivismus wird es nur noch Gleichheit geben! Gleichheit und ewiges Glück!
Wir werden keine sozialen Unterschiede mehr dulden und kein Privateigentum mehr zulassen! Alles wird nur noch Euch gehören! Euch, dem Volk!
Die Völker der Erde werden wir zu einer Einheit zusammenschmelzen lassen, die verschiedenen Religionen werden wir beseitigen, die vielen Kulturen werden wir zu einer einzigen Weltkultur machen!
Ihr, die Armen und Unterdrückten, werdet nicht nur alle Macht erringen, nein, ihr werdet die Reste der alten Welt in Russland mit Stumpf und Stiel ausreißen. Und dann wird

alles gut sein! Dann errichten wir die neue Ordnung der ewigen Gleichheit und Gerechtigkeit!“
„Gleichheit und Gerechtigkeit!“, antwortete die Masse im Chor und der Asphalt erbebte unter dem Donnerhall tausender Kehlen. Er erbebte unter endloser Verzweiflung und brutaler Entschlossenheit.

„Sie dir das an! Wieder Uljanin, wieder riesige Menschenmassen!“, sagte Frank und deutete auf den Bildschirm.
Wilden schritt durch seine Wohnung in der Minsker Innenstadt und überlegte. „Die Revolution in Russland wird kommen …“
„Allerdings nicht unsere!“, fügte Kohlhaas hinzu.
„So ist es! Der Kollektivismus soll dem russischen Volk den Todesstoß versetzten und es aus der Geschichte tilgen. Dann fällt auch der Osten Europas und sein letztes Volk, dessen Substanz noch nicht ganz zerstört ist, endgültig. Es ist alles von oben geplant!“, fauchte der Außenminister.
Der ehemalige Unternehmer setzte sich in seinen Sessel und versank wieder in Gedanken. Frank schwieg und verfolgte mit Abscheu den Fernsehbericht über die Kollektivisten, dann schaltete er das Gerät wütend aus.
„Es gibt zwei Möglichkeiten …“, sagte Wilden.
„Ach, ja? Und welche?“
„Die erste Möglichkeit ist, dass Uljanin an die Macht gebracht wird und sich nichts verbessert. Das Volk wird weiter hungern und es wird noch mehr Chaos entstehen, sein Kollektivismus wird sich als jene Seifenblase entpuppen, die er in Wirklichkeit ist.
Die zweite Möglichkeit: Die Kollektivisten werden Erfolg haben und sich durch die finanzielle Unterstützung der Weltregierung etablieren und ihren schwarz-roten Ansturm in alle Nachbarländer ausdehnen. Dann werden auch wir

fallen, denn gegen die Macht der Weltregierung und der Kollektivisten haben wir keine Chance."
Frank schob die Augenbrauen nach oben. „Was ist mit Japan?"
„Japan? Außenminister Mori hat mir deutlich gesagt, dass sich Matsumoto nicht in die internen Angelegenheiten Russlands einmischen wird. Das hätte einen weiteren Krieg mit der Weltregierung zur Folge", antwortete der ältere Herr.
„Und wenn es in Russland einen Bürgerkrieg geben würde? Wir gegen die Kollektivisten und die GCF?"
„Das kann ich nicht sagen", gab Wilden zu verstehen. „Vielleicht würden uns die Japaner dann helfen. Aber zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist unsere Kraft viel zu gering, um in einem Bürgerkrieg auch nur im Ansatz Erfolg zu haben."
„Und wenn uns die GCF in Weißrussland angreift?", fragte Kohlhaas aufgeregt.
„Ich weiß es nicht! Japan kann uns außerhalb seiner Inseln kaum helfen. Wir sind hier auf uns allein gestellt", gab der Außenminister zurück.
Frank starrte nachdenklich durch den Raum. Ihm fiel keine befriedigende Lösung ein und auch Wilden blieb verunsichert zurück. Derweil nahmen die Dinge in Russland ihren Lauf.

Artur Tschistokjow beschäftigte sich in diesen Tagen weiter mit dem Wiederaufbau seines gebeutelten Landes. Er rief unter anderem eine staatliche Jugendorganisation ins Leben, die Kinder der Rus.
Die jungen Weißrussen waren begeistert und strömten in Scharen zur Freiheitsbewegung. Das staatliche Fernsehen

berichtete mit größtem Enthusiasmus darüber und zeigte den Präsidenten bei einer Massenveranstaltung in Minsk.
Einige Zeit später machte sich Tschistokjow auf den Weg nach Tallinn und unterstützte seinen Mitstreiter Walter Vogel bei der Sanierung der maroden Land- und Forstwirtschaft Estlands. Der Anführer der Rus hatte auch in diesen Tag keine Ruhepause. Er schlief lediglich vier bis fünf Stunden und machte sich dann wieder an die Bewältigung seiner vielfältigen Aufgaben als Staatsoberhaupt. Der Stress zehrte an seinem Körper und mehr noch an seinem Geist. Oft wirkte er gereizt und überfordert. Manchmal schien er gar einem Nervenzusammenbruch nahe zu sein.

In den Morgenstunden des 4. Juni 2037 besetzten KKG-Trupps die Großstadt Niznij Nowgorod und kurz darauf Rjazan. Die wichtigsten Verwaltungsgebäude wurden von den Kollektivsten okkupiert, Polizeistationen eingekesselt und die Beamten entwaffnet. Die wenigen GCF-Soldaten vor Ort ließen den Revolutionären freie Hand.
Uljanin kam nach Niznij Nowgorod und rief auf dem Marktplatz der Stadt die kollektivistische Revolution aus. Sein Angriff auf Russland hatte jetzt ein noch größeres Ausmaß angenommen.
Die Großstädte Kazan und Samara wurden als nächstes von den Aufständischen in ihre Gewalt gebracht. Hier und da versuchten sich die russischen Polizeibeamten gegen die aggressiven schwarz-roten Trupps zur Wehr zu setzen, doch gegen ihre zahlenmäßige Übermacht konnten sie nichts ausrichten. In Samara wurden über 40 Polizisten getötet, während die Besatzungstruppen die gesamte Region westlich des Uralgebirges längst geräumt und den Kollektivisten das Feld überlassen hatten.

Die führenden Funktionäre der KVSG riefen ihre Anhänger eine Woche später auch in Ekaterinburg und Ufa auf die Straße und Zehntausende von Menschen forderten stürmisch den Umsturz. Nach kurzer Zeit wehten die schwarz-roten Fahnen auch dort auf den Rathäusern der beiden Großstädte und Uljanin kam nach Ekaterinburg, um den jubelnden Massen den sicheren Sieg des Kollektivismus zu verkünden.
Seine Anhänger nahmen Perm und Celjabinsk bald darauf ebenfalls im Handstreich ein. Dann folgten die Kleinstädte Ostrusslands.
Am 12. Juni begab sich Uljanin nach Kasachstan und rief in Astana den „Sieg des Volkes" aus. Seine KKG-Verbände hatten das Land wie ein Heuschreckenschwarm überschwemmt, schlugen jeden Widerstand mit brutaler Gewalt nieder und führten ihren Feldzug bis nach Usbekistan. Die nichtrussische Bevölkerung dort strömte dem Kollektivistenführer mit besonderer Begeisterung zu und schloss sich seinen KKG-Trupps an, immerhin hatte ihr der spitzbärtige Mann zahlreiche Privilegien und bevorzugte Siedlungsgebiete in Russland versprochen.
Die Medien berichteten über den Umsturz im Osten des Verwaltungssektors „Europa-Ost" verblüffend sachlich und emotionslos. Obwohl Uljanin den Mächtigen des Landes immer wieder gedroht hatte, wurden seine revolutionären Maßnahmen und die vielfachen Gewalttaten seiner Anhänger in den Fernsehberichten kaum verurteilt. Wenn sich ein Reporter „besorgt" zeigte, so wirkte sein angeblicher Schrecken über die herannahenden Revoluzzer lediglich aufgesetzt und gespielt.
Bis Ende Juni waren die sibirischen Metropolen Omsk, Novosibirsk und Krasno-Jarsk in den Händen der Kollektivisten. Hier kam es im Vorfeld zu schweren Unruhen

zwischen Russen und Asiaten, die jedoch von KKG-Verbänden niedergeschlagen wurden.
Alle wichtigen Zentren Ostrusslands waren Anfang August schließlich unter die Kontrolle Uljanins gebracht worden. Dann nahm er sich den Rest des Landes vor. In Jaroslavl und Tver, nördlich von Moskau, stürmten die schwarzroten Massen in diesen Tagen durch die Straßen und machten Jagd auf ihre politischen Gegner und jene Polizisten, die sich nicht rechtzeitig zur Flucht gewandt hatten. Kein GCF-Soldat ließ sich während der Unruhen blicken, denn sie waren alle abkommandiert worden.
Hunderte von Menschen wurden von den außer Kontrolle geratenen KKG-Männern in Jaroslavl und Tver getötet und die beiden Städte verwüstet. Uljanin störte das nicht.
„Das gehört eben zu einer Revolution dazu!“, verkündete er zynisch.

Frank und Alf befanden sich wieder in Minsk. Kohlhaas hatte sich nun endlich auch eine Zweitwohnung im Westen der Hauptstadt besorgt und diese notdürftig eingerichtet. Er nannte sie seine „Arbeitswohnung“, denn er fühlte sich nach wie vor in Ivas zu Hause.
Die beiden verharrten nunmehr bereits seit Tagen mit Entsetzen und Verwunderung vor der Fernsehkiste und verfolgten die Vorgänge in Russland.
„Uljanin überrennt das ganze Land und sie werden ihn in Ruhe die Macht übernehmen lassen!“, schnaufte Frank und nippte an seiner Bierflasche.
„Das ist alles ein verlogenes Spiel!“, brummte Alf.
„Es hat gestern sogar in Paris eine Kundgebung von Kollektivisten gegeben und die Bullen haben sie gewähren lassen. Kannst du dich noch erinnern, was sie dort nach

unserem Anschlag auf Wechsler mit den aufständischen Bürgern gemacht haben?“
„Ja, natürlich kann ich das!“, spie Bäumer zornig heraus.
„Was sollen wir denn jetzt tun? Warten bis ganz Russland und morgen auch der Rest Europas von den Kollektivisten überschwemmt wird?“, jammerte Kohlhaas.
Bäumer wusste keine Antwort. Allerdings wusste Artur Tschistokjow eine und ließ seinen General am nächsten Tag zu sich rufen.

Frank ging durch die Eingangstür des pompösen, alten Hotels „Sonnenblick“ im Herzen von Minsk. Ein Portier in blauer Uniform nickte ihm lächelnd zu und geleitete ihn in die obere Etage. Der junge Mann näherte sich einem großen Konferenzsaal und hörte Artur Tschistokjow schon von draußen auf Russisch wettern.
„Ah, General Kohlhaas!“, bemerkte der Revolutionsführer als Frank zur Tür hinein kam. Das war alles, was er zu dessen Verspätung zu sagen hatte.
Die anderen waren schon da. Das gesamte Kabinett des Staates Weißrussland und der drei baltischen Zwergstaaten, sowie die komplette Führungsspitze der Freiheitsbewegung der Rus.
Artur redete heute nur Russisch. Diesmal gab es keine Sonderbehandlung für seine beiden deutschen Mitstreiter. Franks Sprachkenntnisse waren allerdings mittlerweile so gut, dass er kaum noch Verständigungsprobleme hatte.
„Russland befindet sich im Chaos. Die kapitalistisch-kollektivistische Seilschaft arbeitet Hand in Hand, Uljanins Massenbewegung bewegt sich von Ost nach West und rollt langsam das ganze Land auf.

Bald wird die schwarz-rote Flut sogar in Moskau und St. Petersburg allen Widerstand hinweggespült haben. Aufhalten wird sie außer uns keiner!“, donnerte er.
Dr. Gugin meldete sich: „Herr Tschistokjow, sollten wir nicht noch warten, wie sich die Sache entwickelt?“
Ein bulliger, älterer Mann mit kantigem Gesicht fuhr dazwischen: „Wie soll sich die Lage denn entwickeln? Uljanin wird ganz Russland und dann die Ukraine mit seinen Leuten überrennen!“
Der weißrussische Präsident fuchtelte mit dem Zeigefinger. „Es ist jetzt an der Zeit, dass wir selbst eine Offensive starten. Russland ertrinkt im Chaos, die Polizei weiß nicht, was sie tun soll. Die GCF-Truppen haben die Großstädte weitgehend geräumt, um den Kollektivisten freie Hand zu lassen. Das ist auch für uns eine Chance!“
„Aber die GCF-Verbände werden sofort wiederkommen, wenn wir auftauchen!“, bemerkte ein Funktionär.
„Ja, das mag sein! Die Kollektivisten werden in den nächsten Wochen überall für heillose Anarchie sorgen und viele von ihnen werden auch die russische Polizei attackieren, obwohl diese den Befehl hat, sie in Ruhe zu lassen! Wir sollten zumindest versuchen, uns im Norden und Westen Russlands in einigen Städten festzusetzen!“, dozierte der Präsident.
Wilden gab ihm Recht und auch der eine oder andere Anwesende stimmte ihm zu. Frank hörte sich alles an und überlegte.
„Ich halte nichts davon. Wir werden unsere Leute gegen einen überlegenen Gegner verschleißen!“, warnte Gregori Lossov, der Verteidigungsminister.
Artur Tschistokjow wurde jetzt immer hektischer und versuchte seinen Standpunkt klarer darzustellen: „Wenn sich Uljanins Bewegung erst einmal überall gefestigt und

Zugriff auf den gesamten Machtapparat in Russland hat, dann wird es für uns wesentlich schwieriger werden, die Kollektivisten noch irgendwo zurückzudrängen.
Millionen Russen sehnen sich nach Erneuerung und nicht jeder, vor allem im Westen Russlands, ist von Uljanin begeistert. Wir müssen jetzt handelt, denn jetzt herrscht überall Chaos!"
Lossov meldete sich, doch Tschistokjow würgte ihn ab und sagte: „Ich befehle es! Wir werden alle unsere Kräfte auf die politische Eroberung der größeren Städte im Westen Russlands und im Norden des Baltikums konzentrieren. Vielleicht gelingt es uns sogar, St. Petersburg zu nehmen."
Einige der Anwesenden trauten ihren Ohren nicht und schwatzten aufgeregt durcheinander.
„St. Petersburg? Das ist doch Wahnsinn!", riefen sie ungläubig aus.
„Einen Versuch ist es wert! Ich befehle es! Ab morgen beginnt unser Gegenschlag!", donnerte Tschistokjow und brach die Konferenz ab.
Einige seiner Gefolgsleute schüttelten verwirrt die Köpfe und gingen nach draußen, während der weißrussische Präsident Frank zu sich nach vorne winkte.
„Du wirst anführe die Warägergarde, Frank!", sagte Tschistokjow auf Deutsch zu ihm.
Kohlhaas stutzte. „Wie? Was ist denn die Warägergarde?"

Die Warägergarde

Am folgenden Tag wusste Frank Kohlhaas, was die Warägergarde war, nämlich eine von Artur Tschistokjow und Peter Ulljewski neu geschaffene Eliteeinheit der Volksarmee der Rus, sie bestand aus 1000 Mann.
Die besten und fanatischsten Kämpfer aus Weißrussland und dem Baltikum waren in ihr zusammengefasst worden und nun sollte ausgerechnet Frank sie anführen.
Die Männer hatten sich in Reih und Glied auf dem Hof der größten Kaserne von Minsk versammelt und warteten schon auf ihn. Früh morgens hatte man Kohlhaas zu ihnen gebracht. Der General sprang aus einem Armeejeep und musterte lächelnd seine Untergebenen.
Viele von ihnen kannte er, denn sie waren ihm schon früher als Ordner unterstellt gewesen. Die hochgewachsenen Soldaten gaben ihm ein Lächeln zurück und standen stramm.
„Ja priwjestowaju was, Soldati!", brüllte Frank.
„Mej priwjestowajem wüj, General Gollchaas!", riefen die Kämpfer zurück.
Frank grinste. „Chorochow!"
Der General und seine Männer machten sich noch am gleichen Tag auf den Weg nach Pskov, einer russischen Stadt nahe der Grenze zu Lettland, wo sich bereits eine große Masse von Rus am Stadtrand versammelt hatte. Artur Tschistokjow selbst führte den wachsenden Demonstrationszug bis vor das Rathaus. Viele Bürger schlossen sich ihm an und nach einigen Stunden war die Menge auf etwa 30000 Menschen angeschwollen.
Franks Truppe kam auf Lastwagen von Süden her in die Stadt und jagte einige Haufen verdutzter KKG-Männer in

die Flucht. In der Nähe des Stadtzentrums wurden die Waräger kurz darauf von einigen Kollektivisten beschossen. Sie hielten an und gingen sofort auf ihre Gegner los. Nach wenigen Minuten flüchteten diese direkt in die Arme der Männer auf den nachfolgenden Transportern. Schüsse knallten, zwei Dutzend Kollektivisten wurden niedergestreckt, der Rest rannte davon.
Die örtlichen Ordnungshüter waren auf den blitzartigen Vorstoß vollkommen unvorbereitet gewesen und hatten offenbar auch keine Lust, jetzt auch noch gegen Tschistokjows Leute zu kämpfen. So wurde die Polizeistation der Stadt problemlos besetzt und die überrumpelten Beamten entwaffnet. Schließlich rückte Tschistokjow unter dem Jubel seiner Mitstreiter ins Rathaus ein und verkündete die Befreiung der Stadt.
Sämtliche Ortschaften zwischen Pskov und Velikie Luki waren zeitgleich von den Rus besetzt worden und Peter Ulljewskis Männer begannen sofort mit der Verhaftung der kollektivistischen Anführer in dieser Region.

In Velikie Luki war hingegen das Chaos ausgebrochen. Einige KKG-Trupps und der örtliche kollektivistische Verband bereiteten gerade selbst ihre Einnahme der Stadt vor, als sie, nur einen Tag nach dem Vorstoß nach Pskov, von den Rus überrascht wurden.
Die verunsicherten KKG-Männer errichteten hastig Barrikaden in der Innenstadt, doch Franks motorisierte Warägergarde umzingelte sie und zwang sie zur Aufgabe.
Mehrere tausend bewaffnete Ordner zogen anschließend durch die Straßen und Tschistokjow folgte ihnen. Die meisten Polizisten schlossen sich ihnen an und waren sogar dankbar dafür, dass sie mit den Kollektivisten aufgeräumt hatten. Letztendlich versammelten sich die Rus vor

dem zentralen Verwaltungsgebäude und besetzten es. Alfred Bäumer kam an der Spitze eines bewaffneten Haufens in grauen Hemden herangelaufen und begrüßte seinen besten Freund mit lautem Rufen: „Frank! Du hättest mir mal Bescheid sagen können, wann es losgeht!“
Kohlhaas sprang aus dem Lastwagen und fiel Alf in die Arme. „Mensch, Alter! Du bist auch hier?“
Bäumer grinste hämisch. „Klar, du glaubst doch nicht, dass mich Wilden in Ruhe gelassen hätte. Keine Revolution ohne Onkel Alf!“
„Wir haben es geschafft! Velikie Luki ist jetzt auch in unserer Hand!“ Kohlhaas reckte siegesgewiss die Fäuste gen Himmel.
„Demnächst bin ich auch bei eurer mobilen Truppe dabei. Das kannst du Artur sagen!“, bemerkte Alf und wirkte etwas eifersüchtig.
„Da wird er nichts gegen haben. Immerhin weiß er ja, was du drauf hast“, erwiderte der General.
„Ja, das hoffe ich auch. Ich kann es mit jedem Russen dort auf den Lastwagen locker aufnehmen“, tönte Bäumer und knuffte seinen Freund in die Seite.
„Na, dann, Herr Bäumer! Willkommen in der Warägergarde, den Besten der Besten!“, tönte Kohlhaas und sprang mit Alf auf die Ladefläche des Fahrzeugs.
Sie brausten mit dröhnenden Motoren davon, während die übrigen Rus singend durch die Stadt marschierten und anschließend Tschistokjows Rede lauschten.
Die Lastwagenkolonne fuhr an diesem Tag noch durch eine Reihe von Ortschaften und jagte kleinere kollektivistische Grüppchen durch die Straßen. Eine Drachenkopffahne hing von jedem der Lastwagen herab und zahlreiche Einwohner begrüßten die Waräger mit zustimmendem Jubel.

Während die öffentliche Ordnung in Russland weiter vor sich hin zerbröckelte, setzten sich die Rus auch in den umliegenden Ortschaften rund um Smolensk durch. In Pocinok wurden drei von ihnen Ende August von den Kollektivsten erschossen. Einige Hundert Rus zogen daraufhin wütend durch die Ortschaft und suchten sie nach den Tätern ab. Sie stürmten das Haus des örtlichen Kollektivistenchefs und erschlugen ihn. Anschließend erschossen sie noch acht junge Männer, die ihnen von den eingeschüchterten Bewohnern ebenfalls als Mitglieder der KVSG genannt worden waren.
Artur Tschistokjow wies seine Leute daraufhin energisch zurecht und geriet mit einigen seiner Funktionäre in Streit, da jene diesen brutalen Gegenschlag befürwortet hatten.
Nachdem sie das Umland unter ihre Kontrolle gebracht hatten, begaben sie sich am 5. September nach Smolensk. Hier hatten sie bereits früher eine schwere Schlappe erlitten, doch diesmal waren sie besser vorbereitet.

„Glaub mir, die Kollektivisten sind hier im Westen Russlands noch nicht so stark wie rund um Moskau oder vor dem Uralgebirge. Hier befindet sich die KVSG noch im Aufbau und Uljanin ist heute auch nicht da“, bemerkte Frank zuversichtlich und strich sich über seinen verdreckten Uniformmantel.
Alf wirkte nervös und sein Freund klopfte ihm auf die Schulter. „Mach dich nicht verrückt. Diesmal ist es anders“, sagte er ruhig.
Ihr Lastwagen brauste durch die Morgendämmerung und ihm folgte eine ganze Kolonne. Mehrere tausend Rus bewegten sich strahlenförmig auf Smolensk zu. Eine Atmosphäre bitterer Aufgewühltheit war heute über die Straßen der Großstadt gekommen. Irgendwo hatten sich

auch die Kollektivisten und die Polizei postiert. Sogar GCF-Trupps waren, wenn auch nicht in großer Zahl, eilig nach Smolensk gerufen worden. Diesmal wurde es ernst. Manche Menschen hasteten verängstigt durch die Gassen, als sie die Lastwagen mit den Drachenkopffahnen an sich vorbeidonnern sahen, andere grüßten freundlich und ein paar junge Mädchen warfen sogar Blumen aus den Fenstern.

An einigen Häusern im Stadtzentrum hingen Russland- und Drachenkopffahnen, an anderen jedoch die schwarz-rote Flagge des Kollektivismus. Die stickige Luft des heutigen Tages verhieß eine Entladung in Rauch und Tod.

Franks Handy klingelte, es war Artur Tschistokjow.

„Aha? Wir werden sehen!", hörte ihn Alf nur nach einer halben Minute sagen, dann drückte Kohlhaas den Anruf weg.

„Einige Hundert GCF-Soldaten sind auch vor Ort – in der Innenstadt. Sie haben sogar ein paar Panzerwagen dabei", erklärte Frank.

„Panzerwagen?", stammelte Alf und schluckte.

„Ja, aber wir haben etwas dagegen!", antwortete Kohlhaas und starrte über die Straße.

Tschistokjows Anhängerschaft schwoll auf fast 20.000 Menschen an. Viele Männer und Frauen mit Russlandfahnen in den Händen stießen von den Bürgersteigen zu ihnen.

Um 9.00 Uhr morgens hatten sich etwa 20.000 Rus im Südviertel und etwa 17.000 im Osten von Smolensk versammelt. Artur führte selbst eine der Gruppen an. Laut brüllend und singend zogen die Demonstranten durch die Gassen, während sich die Warägergarde jedoch von ihnen fernhielt und unabhängig operierte. Die Lastwagenkolonne

stoppte kurz und Franks Männer suchten die Straßen nach Gegnern ab. Dann fuhren sie weiter in Richtung Innenstadt, wo sie sofort auf Uljanins Anhänger stießen.
„Da sind die Schweine!“, grollte Kohlhaas. „Dawaj! Dawaj!“
Die Waräger sprangen von ihren Lastwagen und erblickten einige hundert Kollektivsten, die Beschimpfungen schrieen und wüste Drohungen ausstießen. Kohlhaas gab per Funk einige Befehle durch und drei der Lastwagen brausten durch eine Seitenstraße davon.
„Wir nehmen das Saupack in die Zange!“, bellte er Alf entgegen.
Nur Sekunden später prasselten Pflastersteine gegen die Front ihres Lastwagens und ein Schuss schnitt durch die Luft. Mit einem lauten Klirren zerbarst die Windschutzscheibe des LKWs und noch mehr Schüsse folgten.
„Runter!“
Bäumer hechtete hinter das Fahrzeug. Frank und einige Männer folgen ihm.
„Dreckiger Rus-Abschaum! Heute machen wir euch fertig!“, grölten ihnen die Kollektivisten entgegen. Jetzt flogen ganze Wolken von Pflastersteinen durch die Luft und ein Molotow-Cocktail erwischte einen der Lastwagen, dessen Vorderseite sofort in Flammen aufging.
„Warum schießen wir nicht zurück?“, schrie Alf.
„Warte, die anderen kommen gleich!“, gab ihm Frank zu verstehen und lud sein Gewehr durch.
Drei Lastwagen hielten nur Minuten später mit quietschenden Reifen im Rücken des kollektivistischen Mobs an und die Gegner verstummten für einen kurzen Moment.
„Nastuplänje!“, brüllte Frank aus voller Kehle und die Waräger sprangen von den Ladeflächen, um hinter den Fahrzeugen hervorzustürmen.

Ein Kugelhagel aus Schnellfeuerwaffen hämmerte in den Haufen der überraschten Feinde und mehrere von ihnen brachen zusammen.
Laut schreiend stoben die Kollektivsten auseinander und flüchteten in alle Richtungen. Frank und die anderen trieben einige direkt in die Arme der Rus in ihrem Rücken, die sie mit ihren Maschinenpistolen niedermachten. Einen Augenblick später waren die Feinde aufgerieben und suchten das Weite. Keuchende Verwundete und mehrere Tote blieben in Blutlachen liegend auf dem Asphalt zurück.
Franks und Alf hasteten mit versteinerten Gesichtern vorwärts. Ein Russe kam heran. „Was jetzt, General?"
Kohlhaas sah ihn mit kampfeslustigem Blick an, hob sein Gewehr in die Luft und befahl seinen Soldaten wieder in die Lastwagen zu steigen.
Sie fuhren weiter durch einige menschenleere Straßen und näherten sich dem Zentrum von Smolensk. Eine laut schreiende Menge mit Drachenkopffahnen wälzte sich durch die Gasse vor ihnen, diesmal waren es die eigenen Mitstreiter. Die demonstrierenden Rus jubelten, als sie die Waräger erblickten und machten den Lastwagen ehrfürchtig Platz. Hupend brausten diese weiter.
Nach einer Weile hatten sich etwa 40.000 Menschen im Zentrum von Smolensk vereint und die GCF-Soldaten rückten vor, sobald sie die Masse ankommen sahen. Ihnen folgten Tausende von Kollektivisten und einige Trupps bewaffnete KKG-Männer.

„Hier sind wir jetzt!" Alf arbeitete sich durch den Stadtplan auf seinem DC-Stick.

„Gut, wir greifen sofort an! Zuerst die GCF-Truppen!", knurrte Kohlhaas und fummelte aufgeregt an den Knöpfen seiner Uniformjacke herum.
Lautes Gebrüll erschallte derweil aus der linken Nebenstraße, doch die Lastwagenkolonne sauste weiter und brach durch eine Polizeisperre. Die Beamten sprangen zur Seite und warfen sich auf den Boden.
„Wir kommen durch den Novo Park, über die Flanke!"
General Kohlhaas gab einige Funksprüche durch, dann rasten die Transportfahrzeuge durch eine verwahrloste Grünanlage. Die Menschenmenge war in Sichtweite gelangt.
„Runter von den Wagen!", schrie Alf und winkte einige junge Russen zu sich. Die 1.000 Elitekrieger rannten los und postierten sich unweit der GCF-Soldaten, die aufgrund des plötzlichen Erscheinens der Waräger verunsichert zu sein schienen.
„Feuer!", brüllte Frank und sie knallten los.
Wie mit einer gewaltigen Sense wurden Dutzende von GCF-Soldaten auf einen Schlag dahingemäht, noch bevor sie richtig in Deckung gegangen waren. Der Gegner versuchte sich nun zurückzuziehen, doch die Waräger setzten ihm grimmig nach und richteten ein Blutbad an.
Dann fielen sie über die Masse der Kollektivisten her, die bereits begonnen hatte, den Demonstrationszug der Rus vor sich anzugreifen.
Frank und Alf schossen ein Magazin nach dem anderen leer, schleuderten Handgranaten in die Menge und wüteten wie von Sinnen. Die anderen Waräger taten es ihnen gleich und innerhalb kürzester Zeit waren die Kollektivisten und GCF-Soldaten zurückgeschlagen worden.
Wild flohen sie durch die Gassen und ließen ihre schwarzroten Fahnen zu Boden fallen, während die Freiheitskämp-

fer der Rus mit brennendem Hass die Verfolgung aufnahmen. Mit Knüppeln, Eisenstangen, Äxten und Gewehren droschen und schossen sie die Schwärme der Flüchtenden zusammen.
Nach kaum zwei Stunden hatten sie die mit zahlreichen Toten und Verwundeten bedeckten Straßen der Innenstadt in ihre Gewalt gebracht. Wenig später besetzten die bewaffneten Ordnertrupps das Rathaus und andere wichtige Gebäude der Stadt, um anschließend jubelnd durch Smolensk zu ziehen. Artur Tschistokjow selbst hatte ein derartiges Blutvergießen bisher nur in Gomel erlebt. Heute hatten jedenfalls seine Rus gesiegt.

Der Einsatz der Waräger hatte wie ein gezielter Hammerschlag gesessen. Weder die Kollektivisten noch die GCF-Soldaten hatten dem Ansturm der 1000 bestens ausgebildeten und hoch motivierten Elitesoldaten Tschistokjows in Smolensk widerstehen können.
Der Gegner musste schwere Verluste beklagen. Etwa 80 GCF-Soldaten waren getötet worden und um die 500 Kollektivisten. Peter Ulljewskis Truppe begann noch am gleichen Tag mit Verhaftungen, besetzte das KVSG-Hauptquartier der Stadt und ließ einige gegnerische Funktionäre aufhängen.
Smolensk hatte die Vorstufe zum Bürgerkrieg erlebt und die brutale Vorgehensweise der Rus, die den kollektivistischen Methoden diesmal durchaus gleichgekommen war, entsetzte Tschistokjows Rivalen im westlichen Teil Russlands erheblich.
Doch Uljanins Bewegung hatte sich ansonsten unbeirrt nach Westen vorgearbeitet und ihre Anhänger entfalteten auch weiterhin eine ungezügelte Aggression. Im Norden Moskaus, etwa in Vologda und Kostroma, fielen seine

bewaffneten Trupps über die Polizisten her und schlugen in tagelangen Straßenkämpfen alles kurz und klein.
Die kollektivistische Rebellion breitete sich nun auch entlang der Wolga aus. Massendemonstrationen fegten Anfang September durch Uljanovsk und Syzran. Einige Tage später hatten die Aufständischen die Macht an sich gerissen. Vitali Uljanin kam wenig später auch nach Balakovo und redete vor über 100000 Menschen. Niemand stellte sich seinen Leuten hier in den Weg, als sie die Stadt besetzten und alle auf offener Straße erschlugen, die sie für „Feinde der Gerechtigkeit" hielten.
Die internationalen Medien berichteten mit verhaltenem Protest über die Ereignisse und begannen die Methoden der KVSG zu rechtfertigen und schön zu reden. Nur bezüglich der Rus fanden sie wieder die üblichen Worte. Sie sprachen von „Terroristen" und „Mördern".
Als nächstes wurde Zarizyn zur Bühne der kollektivistischen Revoluzzer. Ohne jeden Widerstand konnten sich die schwarz-roten Trupps über die Stadt ergießen und die Kontrolle an sich reißen.
Uljanins Revolution breitete sich schließlich bis zum Schwarzen Meer aus und kam dann nach Rostov, wo KKG-Verbände einrückten und den Straßenterror brachten. In der strategisch wichtigen Küstenstadt wüteten sie besonders schlimm und gingen voller Hass auf die zur Zurückhaltung verdammte Polizei und vermeintliche politische Gegner los. Innerhalb eines einzigen Tages gab es mehrere hundert Tote und Verletzte. Ende September war die kollektivistische Woge schon bis an die ukrainische Grenze und vor die Tore Moskaus geschwappt.
Die Rus hatten sich ihrerseits inzwischen auch in Brjansk festgesetzt und ihre Gegner aus der Stadt vertrieben. Frank und zahllose andere Kämpfer trugen die Drachenkopffah-

nen jetzt weiter nach Süden und nahmen mehrere kleinere Ortschaften ein.
Anfang Oktober rückten einige Regimenter der Volksarmee der Rus in Klincy und die umliegenden Dörfer ein. Tschistokjows Anhänger setzten ihren Vorstoß schließlich bis nach Orel und Kursk fort und der weißrussische Präsident nutzte das allgemeine Chaos und die lethargische Haltung der Sicherheitskräfte, um auch in diesen beiden Städten eine starke Position zu gewinnen.
Weiter nach Osten kamen die Rus jedoch nicht. Zu weit waren die übrigen Regionen von der sicheren Heimat entfernt und zu groß war hier bereits die Übermacht der kollektivistischen Gegner.

„In Nowgorod sind die Kollektivisten noch nicht sehr stark, ihre Hochburgen liegen in Ost- und Zentralrussland“, erläuterte Frank und schaute Artur Tschistokjow erwartungsvoll an.
„Vielleicht du hast Recht!“, gab der Rebellenführer zurück und kratzte sich am Kopf.
„Wir dürfen keine Zeit verlieren. Die ländliche Region rund um Nowgorod ist sehr groß und die Kollektivisten werden Probleme haben, sie einfach zu überrennen, wenn wir uns dort vorher ausbreiten“, betonte Kohlhaas.
Der Präsident dachte nach: „Das ist gute Strategie, Frank! Wir müssen starke Stellung in St. Petersburg gewinnen, davor liegt Nowgorod!“
„Ja, genau! Und rund um Nowgorod ist ein riesiger ländlicher Raum, der sich bis nach Rybinsk erstreckt. Ihn müssen wir zuerst einnehmen!“
„Uljanin wird Macht in Moskau erringen. So oder so!“, sagte Tschistokjow verärgert.

„Ja, das wird er! Aber wir müssen den Westen Russlands erobern. Das ist alles, was wir zurzeit tun können!"
„Und dann wir breiten uns in nördliche Ukraine aus. Erst Nowgorod, dann Ukraine", meinte das weißrussische Staatsoberhaupt.
„Die Kollektivsten werden das Gebiet rund um Donez besetzen und vermutlich auch noch weitere Regionen im Westen. Wir können es schaffen zumindest bis Kiew zu kommen, um ihnen die Stirn zu bieten", fügte Kohlhaas hinzu und deutete auf die Landkarte.
„Kiew!" Artur blickte ein wenig melancholisch zu seinem deutschen Mitstreiter herüber. „Da ich bin geboren. Mein Heimatstadt. In Kiew wir haben eine sehr aktive Gruppe von unsere Organisation, Frank!"
„Alle Gruppen in der Ukraine sollen sofort mit Aktionen anfangen. Demonstrieren, Flugblätter verteilen und so weiter. Wir müssen dort so viel Sympathien wie möglich gewinnen."
Tschistokjow lächelte gequält. „Es wird Bürgerkrieg geben in Russland. Ich bin sicher. Aber wie sollen wir ihn gewinnen?"
General Kohlhaas zuckte mit den Schultern. „Das weiß ich auch nicht, Artur! Die Übermacht unserer Feinde ist gewaltig, aber wir müssen es trotzdem versuchen."
„Gut, dann wir gehen zuerst nach Nowgorod. Ich verlasse mich auf dich und die Waräger", bemerkte der Anführer der Rus und setzte sich erschöpft auf einen Stuhl.

Frank war glücklich, dass Alf da war. Etwa hundert Männer der Warägergarde und er schliefen heute Nacht in einer leeren Turnhalle. Wenn alles ganz still war und man nur noch das leise Atmen und Schnarchen der Soldaten hörte, kam der General manchmal ins Grübeln. Diese Nacht

erschien ihm wieder einmal bedrückend. Der in den letzten Monaten, ja in den letzten Jahren, nur mit einem nie enden wollenden Kampf beschäftigte junge Mann, starrte an die brüchige Decke der Halle und ließ die Gedanken durch seinen Kopf wandern. Den Zustand des Sinnierens hatte Kohlhaas in letzter Zeit immer stärker zu unterdrücken versucht, doch in diesen Stunden gelang es ihm nicht. Seine geistigen Scheuklappen, die er sich selbst verpasst hatte, waren für einen Moment abgefallen, so dass er es diesmal nicht verhindern konnte, über sich und sein Leben nachzudenken.

Er hatte nicht zuletzt Julias Bild vor Augen und machte sich Vorwürfe, weil er sie in letzter Zeit so sträflich vernachlässigt hatte. Frank hätte sie haben können und er liebte die junge Frau aus ganzem Herzen, doch er war immer fort. Heute schlief er in Pskov, einer ihm vorher vollkommen unbekannten Stadt in Russland, und wartete darauf, mit seinen Männern in Nowgorod einzurücken. Nowgorod selbst war ihm bisher ebenfalls vollkommen fremd.

„Am Ende haben alle etwas von mir und ich habe von allen nichts“, dachte er sich und wälzte sich unruhig in seinem Schlafsack herum. Mit dieser Aussage hatte er nicht Unrecht und es schmerzte ihn, sich das eingestehen zu müssen. Am morgigen Tag wollte er Julia allerdings auf jeden Fall anrufen und freute sich schon darauf, wieder ihre Stimme zu hören.

Doch so war es bereits in Japan gewesen, als er an der Sapporo-Front gestanden hatte und so würde es immer weiter gehen, wie er fürchtete. Traurig und frustriert lag Frank da und seufzte in sich hinein. War das der Preis seines angeblichen Heldentums? War er denn überhaupt so heldenhaft, wie er manchmal glaubte? Vielleicht erwies sich

schon morgen alles als Illusion, als Seifenblase, die zerplatzte und von der nichts übrig bleiben würde…

Artur Tschistokjow, der in diesen Tagen mehr Feldherr als Staatsmann war, und seine Männer nahmen Nowgorod ein. Diesmal verlief alles unblutig. Die Kollektivisten leisteten keinen Widerstand und der größte Teil der Polizisten lief zu den Rus über. Die motorisierte Elitetruppe der Waräger und die entschlossenen Ordnertrupps mit ihren Pistolen und Sturmgewehren wirkten heute abschreckend genug auf ihre Feinde. Die gewöhnlichen Bürger jubelten und erhofften sich endlich Ordnung und Frieden. Schüchtern hingen einige Russlandfahnen aus ihren Häusern und erleichterte Frauen warfen den Rus Blumensträuße zu. Ungeduldig schob sich das Volk durch die Hauptstraßen, um den Rebellenführer aus Weißrussland zu erblicken.
Vor den Kollektivisten schienen viele der Einwohner Nowgorods hingegen Angst zu haben und sahen in Tschistokjow, der schließlich vor 70.000 Menschen eine flammende Rede hielt, einen Beschützer und Befreier.
Frank und Alf atmeten am Ende dieses Tages auf. Es hatte heute keine Kämpfe gegeben und von den kollektivistischen Gegnern war nichts mehr zu sehen.
In den eingenommenen Städten Westrusslands blieben sowohl Soldaten der Volksarmee der Rus als auch Ordnertrupps zurück, um die Stellung zu halten. Ihre Führung übernahm jeweils ein von Artur Tschistokjow ausgewählter Funktionär der Freiheitsbewegung.
Die Besetzung der grenznahen Städte im Westen war ein erster Erfolg, doch angesichts der Tatsache, dass die Kollektivisten den übrigen Teil Russlands mit jedem

weiteren Tag ein wenig mehr in ihre Gewalt brachten, war er kaum erwähnenswert.
Mitte Oktober kam Uljanin nach Moskau und brachte seine Leute auf Vordermann. Zahlreiche Kundgebungen und Aufmärsche, Meere von schwarz-roten Fahnen und aufgebrachte Massen erschütterten die Hauptstadt und ihre über 16 Millionen Einwohner. Gelegentlich versuchte die russische Polizei noch, entgegen ihrer Befehle von oben, die Kollektivisten in Schach zu halten und wehrte sich. So brachen in Moskau am 20. Oktober Barrikadenkämpfe aus und etwa 50000 Mitglieder der KVSG begannen auf die Polizei loszugehen. Es folgte eine wütende Auseinandersetzung, die sich bis tief in die Nacht hinzog und einige Menschenleben forderte. Nicht ein GCF-Soldat wurde zum Schutz Moskaus abgestellt und nicht ein Panzer oder Skydragon war zu sehen. Die Verbände der internationalen Streitkräfte hatten sich längst zurückgezogen und ließen die unglücklichen Polizisten, auf die jetzt die Wut der Kollektivisten herniederschlug, einfach im Stich. Letztendlich kapitulierten die Beamten vor Uljanins Anhängern und überließen seinen KKG-Trupps die Straßen der russischen Metropole.
Kuluga und Tula im Süden Moskaus wurden ebenfalls von der schwarz-roten Revolution überrannt, während sie sich auch in Moskau weiter wie ein Lauffeuer ausbreitete. Die Mitglieder der KVSG warteten jetzt nur noch auf Uljanin, der seine Machtübernahme den Massen persönlich verkünden wollte und noch bis zum 25. Oktober in Tula verweilte.
KKG-Verbände rückten derweil auch in Serpuhov und Kolomna ein und rissen die Kontrolle im gesamten Moskauer Süden an sich, schließlich folgte ihnen der Kollekti-

vistenführer und machte sich auf den Weg in die Hauptstadt.
Am 30. Oktober besetzten die Kollektivisten den Kreml und der Gouverneur des Verwaltungssektors „Europa-Ost“, Maxim Blumenew, dankte stillschweigend ab. Uljanin ließ ihn und seinen Führungsstab in den nächsten Tagen nach Nordamerika ausreisen.

„Artur Tschistokjow – Der Retter Weißrusslands gibt auch dir Arbeit und Sicherheit!“ stand unter dem Bild des Anführers der Freiheitsbewegung, das auf die kleine Datendisk in Franks Hand gedruckt worden war. Der General betrachtete gedankenverloren das Foto des entschlossen dreinschauenden Mannes. Wer ihn ansah, konnte erahnen, welche unheimliche Kraft und Stärke in ihm liegen musste. Den Inhalt der Datendisk, wovon die Waräger Tausende in ihren Lastwagen mit sich herumfuhren, war Frank wohl bekannt. Er hatte die Texte und Bildpräsentationen unzählige Male gelesen und angesehen. Die Erfolge des Tschistokjows-Regiments wurden dem Leser vor Augen geführt, während gleichzeitig vor dem „Totengräber Russlands“, also Uljanin, und seinen Kollektivsten gewarnt wurde. Das Gleiche stand, nur etwas komprimierter, auf den Flugblättern, welche die Rus in endloser Zahl in ganz Westrussland verteilten.
Artur Tschistokjow war der „Erlöser“ und „Retter“, Uljanin der „Teufel“ und der „Agent der Logenbrüder“. Die Freiheitsbewegung wollte Russland retten, die Kollektivsten wollten es vernichten. Schwarz und Weiß, Gut und Böse – so hatte Propaganda immer funktioniert und so würde sie auch immer funktionieren, dachte sich Frank. Er selbst hatte sich Tschistokjow inzwischen verschrieben, wie ein Jünger seinem Heiland. Frank hatte für ihn getötet

und warf nach wie vor sein Leben ohne Rücksicht auf das eigene Wohl für ihn in die politische Waagschale. Das Gleiche taten sein Freund Alf und die vielen Tausend anderen Rus.
„Ich kenne dich jetzt seit einigen Jahren, aber du bist mir trotzdem noch immer fremd, mein Freund“, flüsterte Frank in sich hinein und starrte Tschistokjows Foto an.
Dann sah er sich kurz um. Lediglich einige laut schwatzende Soldaten standen am anderen Ende der Lagerhalle und rauchten. Kohlhaas saß auf einem breiten Pappkarton und war froh, wenn ihn heute niemand mit irgendwelchen neuen Befehlen oder Nichtigkeiten belästigte.
„Ich vertraue dir, wie ein Kind seiner Mutter“, schoss es dem General durch den Kopf als er Tschistokjows feine und doch kantige Gesichtszüge näher betrachtete. „Enttäusche mich nicht, Artur!“
Als das Wort „Mutter“ in seinem Geist aufblitzte, musste Frank kurz an sie denken. Er hatte sie schon fast vergessen, gestand er sich schuldbewusst ein. Genau wie seinen Vater und seine Schwester, die nun schon seit einigen Jahren tot waren. Konnten sie ihn jetzt sehen? Jetzt gerade, wo er hier still in dieser grauen Lagerhalle in der Kaserne von Minsk auf einem Karton hockte? Was würde sein Vater sagen? Wie würde seine Mutter über ihn denken? Was würden die Eltern von all dem hier halten? Wollten sie einen Sohn haben, der dafür verehrt wurde, dass er gut töten konnte?
Frank kam zu keinem Ergebnis und letztendlich, so erklärte er es sich selbst, musste er allein die Verantwortung vor sich selbst und vor Gott tragen. Diese Welt war zu einem Jammertal geworden, sie hatte sich in ein riesiges Schlachtfeld verwandelt und Frank schärfte sich immer wieder ein, dass er für ein besseres Morgen kämpfte.

„Killing today, for a better tomorrow …“, murmelte Kohlhaas und entsann sich der Textzeile aus einem alten Heavy Metal Lied aus seiner Kindheit. Verstört schüttelte er den Kopf wegen seiner absurden Gedanken.
„Diese Welt hat den Verstand verloren! Du bist das einzige Leuchtfeuer in dieser Nacht aus Wahnsinn und Hass“, sprach er laut zu sich selbst und hielt sich Tschistokjows Bild vor die Augen. Er bohrte seinen Blick förmlich in das Poträt hinein und studierte akribisch jeden Gesichtszug des Rebellenführers.
„Das Gute ist, dass sich das Bild nicht verändert. Niemals kann es sich verändern, es wird immer so sein. Eine unveränderbare Größe. So muss es erhalten bleiben, ewig und unveränderbar. Genau so soll das Bild bleiben. Ja, so ist es gut und richtig“, wisperte Kohlhaas.
„Enttäusche mich nicht, Artur! Wenigstens einmal soll etwas auf diesem verfluchten Planeten wahr und unverfälscht sein …“

Der Vorsitzende der Kollektivistischen Vereinigung für soziale Gerechtigkeit blickte auf die riesige Masse herab. Er stand mitten in ihr auf einer kleinen Bühne, eingebettet in den brüllenden, schwarz-roten Menschenbrei, der an seinen Lippen hing. Der listige Mann hatte seine Aufgabe nun schon zum großen Teil erfüllt, Moskau ertrank in der von ihm entfachten Flut. Jetzt musste nur noch der Westen Russlands genommen werden. Dann ging es weiter in die Ukraine und dann bis tief nach Innerasien. Irgendwann vielleicht sogar bis nach Polen, Tschechien und letztendlich Westeuropa.
Er hoffte, dass es ihm die Mächtigen erlauben würden, den Kollektivismus noch weiter in alle Erdteile zu tragen. Doch es kam darauf an, wie die Weisen entschieden. Es musste

zum großen Plan passen und musste ihm dienen. Uljanin selbst war auch lediglich ein Lakai, ein Agent, aber er hatte begonnen, seine Rolle zu lieben.

„Wir werden herrschen! Für immer! Die Völker der Erde sollen uns dienen und demütig vor uns kriechen. Wir werden sie verschlingen, mit Haut und Haar“, sagte der Kollektivistenführer leise zu sich selbst und lächelte in sich hinein.

Vor ihm schrie, brüllte und kreischte der wabernde Menschenteig und wälzte sich durch die Hauptstraßen Moskaus. „Freiheit! Gleichheit! Gerechtigkeit!“, tönte es aus Zehntausenden von Kehlen.

Der Herr der kollektivistischen Bewegung sah die Masse mit einem leichten Anflug von Verachtung an. Viele seiner Anhänger, die ihm heute zujubelten, waren verzweifelte, traurige Gestalten. Verhungerte Gesichter hatten sie, ausgemergelt, ausgepresst, unrasiert, ungewaschen, bleich und schmutzig trotteten sie seinen Befehlen hinterher.

Andere jedoch, allerdings nicht der größte Teil der kollektivistischen Masse, waren aber auch Angehörige der höheren Schichten. Viele Studenten aus besserem Hause waren unter ihnen, denn es war an der Moskauer Universität „chick“ geworden, bei den Kollektivisten zu sein und sich für die Armen einzusetzen. Sie redeten und theoretisierten gerne, rezitierten wieder und wieder die Lehren Mardochows.

Oft wurden diese frechen, selbstgerechten Jungakademiker zu Unterführern der Kollektivisten, ließen sich herab und erzählten den Verzweifelten um sich herum, wie Mardochow und Uljanin ihre Not beseitigen würden. Meistens begriffen die Ungebildeten nicht viel von dem, was ihnen gepredigt wurde, aber das Versprechen einer besseren Zukunft verstanden sie alle.

„Die Revolution hat Moskau erobert!“, rief Vitali Uljanin mit bebender Stimme und hob die Arme in die Höhe.
Tosende Zustimmung erschallte aus dem Menschenteppich um ihn herum und das Meer der schwarz-roten Fahnen wogte hin und her.
„Jetzt ist es vollbracht! Ihr werdet frei sein! Ihr werdet gleich sein! Gleichheit! Gleichheit! Gleichheit!“ Uljanin streckte die Siegerfaust wie ein Triumphator gen Himmel.
Seine Anhänger antworteten ihm mit der gleichen Geste und brüllten „Gleichheit! Gleichheit!“ zurück.
„Aber bevor ich Euch erlösen kann, meine kollektivistischen Mitkämpfer, müssen wir auch den Rest Russlands von den kapitalistischen Ausbeutern und den reaktionären Mörderbanden Tschistokjows befreien!
Diese Wanzen haben einige Städte im Westen besetzt und wir werden sie daraus verjagen! Wir werden diese Verbrecherbrut ausmerzen, mit Stumpf und Stiel! Sie ist schuld daran, dass ich euch noch nicht helfen kann! Sie ist schuld daran, wenn ihr noch immer hungern müsst und ich mein Werk der großen Gleichheit noch nicht vollbringen kann! Die Rus sind die Feinde unseres Kampfes für ein gerechtes Russland!“
Die tobende Masse antwortete mit einem hasserfüllten Getöse, schwang die Fäuste und hob Knüppel und Gewehre in die Luft.
„Wir fangen heute an, alles, was uns an der ewigen Gleichheit hindert, zu vernichten! Folgt mir, meine kollektivistischen Brüder! Folgt mir, wohin ich Euch auch führe, denn ich führe Euch in eine bessere Welt!“
Die Menschen um ihn herum verfielen in eine fiebrige Ekstase und ihre Begeisterung überschlug sich. Uljanin lächelte zufrieden auf sie herab. Wie einfach ihre Geister doch waren.

Sven lächelte und schüttelte Frank die Hand, dann setzte er sich ins Wohnzimmer. Alf lagerte schon seit Tagen auf dem Sofa in Franks Zweitwohnung und nickte dem Gast zu.
„Sven! Na, das ist ja eine Überraschung!“, sagte Bäumer, richtete sich auf und stellte den dröhnenden Fernseher aus.
„Ich war in den Dörfern rund um Nowgorod unterwegs, mit Lautsprecherwagen. Bin ganz schön platt!“, erklärte Sven, während ihm Frank ein Mineralwasser brachte.
„Schön, dass du dich mal wieder sehen lässt. Wir waren in letzter Zeit auch nur noch unterwegs und gar nicht mehr in Ivas“, sagte Kohlhaas. „Was machen die anderen denn?“
„Die sind auch ständig nur für die Rus tätig. Flugblätter verteilen, Werbung machen, Lautsprecherfahrten, Demonstrationen und so weiter“, antwortete der junge Mann, den der Krieg in Japan so furchtbar verstümmelt hatte.
Sein verbliebenes Auge starrte Frank und Alfred fragend an: „Was habt ihr denn in Smolensk veranstaltet?“
Kohlhaas grinste. „Du hast ferngesehen, was?“
„Ja!“
„Ach, wir haben ein paar Kollektivisten und GCF-Soldaten aufgerieben. Meine Warägergarde und ich“, bemerkte Frank stolz.
„Das war wirklich ein großer Erfolg!“, meinte der Gast.
„Sven?“
„Ja!“
„Ich hätte dich auch gerne bei den Warägern dabei!“
Der Entstellte überlegte kurz und antwortete dann: „Nein, Frank! Ich habe schon ein Auge und drei Finger im Krieg verloren. Es reicht, wenn ich auf jeder zweiten Demo mit

dabei bin, das ist schon gefährlich genug. Ich leite die Jungs aus Ivas an. Wir sind mittlerweile ein eingespieltes Team."

„Sind die Kleinen, die damals diesen Mist im Nachbardorf gemacht haben, auch noch dabei?", wollte Alf wissen.

Sven lachte. „Ja, alle sind noch dabei. Die Kurzen sind jetzt auch schon ein wenig älter geworden und haben sich hervorragend bewährt!"

„Der Ziegler auch?"

„Ja, der Michael ist nicht mehr so ein Weichei. Er war bei der ersten Demonstration in Smolensk dabei und hat von den Kollektivisten schwer die Nase eingeschlagen bekommen. Man kann sich auf ihn mittlerweile wirklich verlassen!"

Frank seufzte. „Ich vermisse Ivas so sehr! Manchmal glaube ich, dass mein Hintern irgendwann in der Mongolei landet. Demo hier und Einsatz da – das macht mich manchmal richtig krank!"

Bäumer schien es nicht anders zu ergehen und er nickte. Sven tätschelte mit seiner Hand, an der er nur noch zwei Finger hatte, aufmunternd Franks Schulter und sagte: „Das ist auch bei mir so. Seit Monaten fahren wir die Dörfer und Städte in Russland und im Baltikum ab. Es ist schon hart!"

„Hast du Julia mal gesehen?", erkundigte sich Kohlhaas.

„Ich war auch selten in Ivas. Habe sie nur einmal kurz in Steffen de Vries Lädchen gesehen", antwortete der Gast.

„Aha, ich rufe sie heute Abend mal an …", brummte Frank und wirkte missmutig.

Sven Weber blieb die Nacht über da und die drei Männer genehmigen sich eine gehörige Portion Alkohol. Am nächsten Tag verabschiedete sich der junge Mann und fuhr

mit einigen jungen Leuten aus Ivas nach Kromy, einer Ortschaft südlich von Orel, um die von Wilden entworfene Broschüre „Wer sind die Mächte hinter Vitali Uljanin?“ unter das Volk zu bringen.
Zu diesem Thema hatte es in den letzten Tagen sogar einige Berichte im weißrussischen Fernsehen gegeben, welche die Bevölkerung über Uljanins wahre Identität und seine Auftraggeber aufklärten. Der Kollektivistenführer wurde hier als Agent der Weltregierung bloßgestellt und seine Ideologie mit stichhaltigen Argumenten zerrissen.
Mit Zehntausenden von Datendisks und Flugblättern, die überall im Westteil Russlands verteilt wurden, und auch im Internet, startete die Freiheitsbewegung der Rus eine groß angelegte Kampagne gegen den Vorsitzenden der KVSG.
Die Aktion fand bei vielen Russen großen Zuspruch und die Stimmung in den von den Rus besetzten Städten wandte sich zunehmend gegen die Kollektivisten.
Als Frank und Alfred ihren Freund am nächsten Morgen zur Tür brachten, konnten sie nicht ahnen, dass sie ihn niemals mehr wiedersehen würden. Sven Weber bezahlte für die Teilnahme an der Aufklärungsaktion mit seinem Leben.
Der rastlose Kämpfer, der bereits in jungen Jahren so viele Opfer gebracht hatte, wurde nahe Kromy in den Abendstunden von einer Gruppe Kollektivisten überfallen und erschossen.
Die Mörder trafen ihn dreimal in die Schläfe und zwei seiner russischen Begleiter wurden schwer verletzt. Einer von ihnen starb auf dem Weg ins Krankenhaus.
Sven Weber war sofort tot, wie Frank und Alfred später von dem russischen Freiheitskämpfer, der das Attentat überlebt hatte, erfuhren.

Thorsten Wilden überbrachte Kohlhaas die schreckliche Nachricht und dieser blieb für einige Minuten mit weit aufgerissenen Augen fassungslos stehen. Frank wollte es zuerst nicht glauben und hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Kurz darauf erfuhr es auch Bäumer, der ebenfalls ungläubig ins Leere starrte und schwieg. Ihr bester Freund aus Ivas war ermordet worden. Man hatte sein Leben in einem Örtchen, dessen Namen sie vorher noch niemals gehört hatten, einfach ausgelöscht. Irgendwo in Russland.

„Was zum Teufel heißt „ubogij“ denn?“, fragte Alf mürrisch und arbeitete sich durch den kyrillischen Text auf dem Computerbildschirm.
„Wieso?“, hörte er aus dem Nebenraum. Frank kam herein.
„Ich bin hier auf der Internetseite der kollektivistischen Vereinigung von Kursk. Hier steht etwas über den Mord an Sven!“
Kohlhaas warf einen Blick in sein digitales Wörterbuch auf dem DC-Stick und betrachtete dann ebenfalls den Bildschirm.
„Ubogij? Das bedeutet „verkrüppelt“. Da steht: „Hässliches, verkrüppeltes Rus-Schwein in Kromy erschossen!“. Diese verdammten Hunde!“, zischte er.
Kurz darauf übersetzte Frank noch einen Teil des Textes und las ihn seinem Freund vor: „Einige der reaktionären Hetzer Tschistokjows hatten sich der Illusion hingegeben, dass sie in unserer Stadt unbehelligt ihre Lügenpropaganda verbreiten können, und kamen nach Kromy.
Nachdem sie den halben Tag diverse Hetzschriften an Passanten verteilt hatten, bekamen sie die wohl verdiente Quittung für diese Frechheit. Ein paar kollektivistische

Mitstreiter wollten sie zur Rede stellen, worauf es gegen Abend zu einer Rangelei mit den Rus kam. Es blieb unseren Leuten nichts anderes übrig, als sich mit den erforderlichen Mitteln gegen die Schlägerbande der Rus zu wehren.
Dabei wurden zwei Mitglieder der Freiheitsbewegung, darunter ein besonders hässliches Exemplar, das Artur Tschistokjow offenbar extra zu unserer Abschreckung nach Kromy geschickt hatte, tödlich verletzt. Dieser Vorfall ist dem reaktionären Pack hoffentlich eine Lehre, sich in Zukunft von unserer Stadt fern zu halten! Wir dulden keine Rus in Kromy! Nieder mit Artur Tschistokjow und seiner Lügenhetze!“
„Sie machen sich über die Ermordung Svens auch noch lustig!“, knurrte Bäumer und schloss die Internetseite wieder.
„Denen wird das Lachen schon noch vergehen! Wir sollten mit den Warägern nach Kromy fahren und ein paar von diesen Bastarden aufschlitzen!“, sagte Frank wütend.
„Vergiss es! Das wird Artur nicht zulassen. Die Waräger sind nicht für unsere persönliche Rache geschaffen worden …“
„Ja, ja!“, brummte Frank zurück und ging aus dem Zimmer.

Der Leichnam von Sven Weber war nach Ivas gebracht worden. Frank und Alfred hatten sich auf den Weg in ihr Heimatdorf gemacht, um ihrem Freund die letzte Ehre zu erweisen.
Es war ein trüber Morgen. Die beiden Rebellen hatten sich von einigen Bekannten Anzüge und Krawatten ausgeliehen, denn heute erwartete sie Svens Beerdigung. Eine unruhige Nacht hatte sie gequält und Frank war wieder

einmal in hässlichen Gedanken und Trübsal versunken. Er hatte kaum ein Auge zugetan. Alf erging es nicht besser.
Zu traurig und verstört waren die beiden heute, um schon wieder Hass und Rachsucht empfinden zu können. Sie sahen Svens Gesicht wieder und wieder vor ihren geistigen Augen und meistens war es sein jugendliches, schönes Antlitz vor dem Kriegseinsatz in Japan.
Wilden klopfte an der Tür und holte sie ab. Julia und Agatha waren auch dabei und begrüßten sie verhalten. Alle machten sich schließlich mit schweren Schritten auf den Weg zum kleinen Friedhof außerhalb von Ivas. Dort erwartete sie fast das ganze Dorf und Hunderte von Mitstreitern aus Weißrussland, Russland und dem Baltikum, die Sven Weber im Laufe seiner unermüdlichen Aktivitäten kennen gelernt hatten. Artur Tschistokjow war auch dabei und schüttelte ihnen wortlos die Hände.
Irgendwo zwischen den Trauernden in ihren schwarzen Anzügen hörte man Svens Mutter und seinen Vater leise schluchzen. Dort lag er nun, in der mit Blumen geschmückten Holzkiste, der geliebte Sohn, kalt und tot, mit drei Einschusslöchern im Kopf.
Frank und Alfred hatten ihn gestern Abend noch einmal aufgebahrt in der alten Kirche von Ivas gesehen. Grau und blutleer ruhte der Freund in seinem Sarg und sein einziges Auge starrte glasig ins Nichts. Die erstarrten Hände waren auf die Brust des Toten gelegt worden, das getrocknete Blut an seiner Schläfe klebte noch immer in seinen blonden Haaren.
Die beiden harten Kerle hatten wie die Kinder geweint, als sie ihn so sahen und kaum mehr ein Wort über die Lippen gebracht. Sie strichen ihm ein letztes Mal über den Kopf und dankten ihm für die vielen frohen Stunden, die er ihnen geschenkt hatte. Eine gute Fahrt zur anderen Seite,

wo die Ahnen auf ihn warteten, wünschten sie ihm noch. Dann war der Sarg geschlossen geworden.
Thorsten Wilden hielt die Trauerrede vor der versammelten Dorfgemeinschaft, seltsam stockend und immer wieder von Tränen unterbrochen. So kannten ihn die meisten nicht.
Schweigend ging der endlose Zug der Trauernden durch die Straßen von Ivas und immer wieder unterbrach ein leises Weinen die grausame Stille. Frank und Alfred warfen eine Schaufel Erde auf den Sarg des guten Freundes, dann gingen sie heim. Mit gesenkten Häuptern, zu Tode betrübt.
„Ohne Sven wären wir beide in „Big Eye“ verreckt“, murmelte Frank und wandte seinen Blick Alf zu.
Der Hüne nickte lediglich und versuchte seine Tränen vor seinem Freund zu verbergen. Schweigend lief er voraus und Kohlhaas trottete ihm langsam hinterher.

Julia gab ihr Bestes, um Frank und Alfred zu beruhigen. Die beiden sprachen seit Tagen von nichts anderem mehr als von blutiger Vergeltung.
„Das bringt uns Sven auch nicht zurück!“, sagte sie immer wieder, doch die Geister der zwei Rebellen waren mittlerweile von der Gier nach Rache besessen.
Gelegenheiten zum Blutvergießen sollten die zwei allerdings noch reichlich bekommen und besonders weise waren ihre ständigen Anfälle von Trauer und Wut auch nicht, aber das war nun einmal ihre Art, mit dem Tod ihres besten Freundes fertig zu werden.
„Sein Opfer darf nicht umsonst gewesen sein!“, hämmerte sich Kohlhaas immer wieder ein, doch diese Phrase konnte seine Verzweiflung kaum lindern.

Mitte November kehrten die Rebellen nach Weißrussland zurück. Julia Wilden reiste mit und verbrachte zusammen mit ihnen einige Tage in Minsk.
Frank bat sie mehrfach, endlich auch in die Hauptstadt Weißrusslands zu ziehen und die junge Frau versprach ihm, es sich zu überlegen. Er wünschte sich ihre Nähe so sehr, doch Julias Sorgen um ihn waren berechtigt und Kohlhaas wusste tief in seinem Inneren auch, dass sie mit vielen ihrer bösen Vorahnungen richtig lag.
Indes wartete der politische Kampf in Russland und der Gegner rückte immer weiter vor. General Kohlhaas zog erneut seine Uniform an, biss die Zähne zusammen und machte weiter.
Etwa 8.000 Anhänger Tschistokjows zogen in den folgenden Tagen durch die Straßen von Kursk und demonstrierten ihre Macht. Es gab zwar wieder einige Auseinandersetzungen mit den dortigen Kollektivisten, aber insgesamt konnten die Rus nicht von ihren Kundgebungen abgehalten werden.
Wenig später kamen Frank und Alfred mit den Warägern in die Großstadt und verhafteten in einer Blitzaktion einige kollektivistische Agitatoren, die sie nach Weißrussland in ein Gefängnis brachten.
Anschließend kehrten sie zurück und beschützten ihre Mitstreiter bei den Werbeaktionen im Norden der Ukraine. In der Nähe von Cernihiv kam es zu einem kurzen Schusswechsel mit einer Gruppe KKG-Männer, ansonsten verlief alles ruhig.
Die Weltregierung hatte mittlerweile so gut wie alle GCF-Verbände aus Russland abgezogen und vor allem in den Nahen Osten, den Iran und andere Regionen verlegt. Die Kollektivisten hatten nun vollkommen freie Hand. Ihre KKG-Trupps ersetzten die entwaffnete russische Polizei in

den von der KVSG kontrollierten Regionen und Uljanins bewaffnete Anhänger setzten ihre neue Ordnung mit allen Mitteln durch.
Eine umfassende Liquidierungswelle, der Tausende von missliebigen Personen zum Opfer fielen, erschütterte zuerst den Osten Russlands und es kam zu Zwangsenteignungen in großem Stil.
„Aller Besitz wird in die Hände des Volkes überführt!“, tönte Vitali Uljanin. Das bedeutete allerdings in Wirklichkeit, die Überführung allen Vermögens in die Hände der neuen Machthaber.
Die Großbanken selbst wurden von den Kollektivisten in Ruhe gelassen und nur auf dem Papier verstaatlicht. Die alten Besitzer, die selbst Mitglieder der Logen waren, verblieben in ihren Positionen. Der Führer der kollektivistischen Bewegung offenbarte derweil immer mehr seine großen und zerstörerischen Pläne für Russland. Unter anderem galt es, die Reste der alten Kultur des Landes vollständig zu vernichten und so begannen seine Anhänger auch gegen historische Bauwerke und die wenigen noch verbliebenen Kirchen, Denkmäler und Relikte vorzugehen.
„Das russische Volk und seine Kultur müssen aufgelöst werden! Nur so ist die neue Ordnung der ewigen Gleichheit zu verwirklichen!“, hämmerte Uljanin seinen Funktionären wieder und wieder ein. Diese machten sich mit destruktivem Eifer ans Werk und hinterließen Trümmer und Chaos.

Uljanins ungezügelte Zerstörungswut führte allerdings dazu, dass sich mehr und mehr Russen langsam fragten, ob ihnen die kollektivistische Revolution wirklich den erhofften Segen bringen würde. Wer jedoch öffentlich Kritik

äußerte, wurde von den fanatischen KKG-Männern schnell mundtot gemacht.
Artur Tschistokjows Freiheitsbewegung breitete sich inzwischen im Westen des Landes weiter aus und festigte ihre Positionen. Die Aufklärungskampagne über den politischen Gegner und seine Hintermänner hatte gefruchtet.
Tausende von neuen Mitgliedern und Sympathisanten strömten in die Reihen der Rus und die Wucht des kollektivistischen Ansturms gegen den Westteil Russlands schien langsam ein wenig nachzulassen.
Eine Massenversammlung schwarz-roter Aktivisten in Brjansk konnte Anfang Dezember durch die Anhänger Tschistokjows verhindert werden. Ähnlich verlief es in Nowgorod.
Die Warägergarde war ebenfalls weiterhin pausenlos im Einsatz und vertrieb die Kollektivisten aus den Kleinstädten zwischen Orel und Kursk. In Kolpny rückte die 1000 Mann starke Truppe in einer Nacht und Nebel Aktion in die Ortschaft ein und verhaftete mehrere Funktionäre der KVSG, die an Ort und Stelle erschossen wurden. Das Zusammenspiel zwischen den bewaffneten Verbänden der Freiheitsbewegung und den Aktivistentrupps, welche die Dörfer und Städte mit Flugblättern und Datendisks überschwemmten oder Kundgebungen abhielten, funktionierte inzwischen hervorragend und beide Seiten ergänzten sich.

Die soziale Lage in Russland wurde währenddessen immer desolater. Nicht nur die Preise für Lebensmittel stiegen weiter an, sondern auch jene für Gebrauchsgegenstände oder Heizmaterial. Die kollektivistischen Eingriffe in die Wirtschaft und die kompletten Enteignungen von unzähligen Bürgern, verschärften die soziale Not bis zu einem

unerträglichen Maß. Es kam zu Hungersnöten und Unruhen, zuerst in Zentralrussland und im Osten, während die Infrastruktur des Landes nun vollkommen zu kollabieren drohte.
Dass es den Weißrussen und Balten hingegen wesentlich besser ging, hatte sich mittlerweile auch in Russland und der Ukraine herumgesprochen. So gab es in den von Tschistokjow und seinen Getreuen verwalteten Regionen weder Hungersnöte noch chaotische Zustände. Im Gegenteil: Die politischen und wirtschaftlichen Maßnahmen des weißrussischen Staatsoberhauptes trugen langsam immer mehr Früchte.
Eine notdürftige soziale Absicherung war etabliert worden, viele Industriebetriebe hatten dank großzügiger staatlicher Subventionen vor der Schließung bewahrt werden können und selbst die Landwirtschaft hatte sich wieder ein wenig erholt. Weiterhin befanden sich die Weißrussen und Balten auch geistig und kulturell wieder in einer Heilungsphase. Die Kriminalität und Verwahrlosung in den Großstädten war rapide zurückgegangen und selbst die Geburtenrate stieg wieder dank der massiven staatlichen Förderung einheimischer Familien leicht an.
An dem schwerfälligen, aber stetigen Wiederaufstieg Weißrusslands, änderte auf Dauer auch der durch die Weltregierung veranlasste Warenboykott nichts. Er erschwerte zwar die Genesung der Wirtschaft, aber er verhinderte sie nicht. Zudem existierten Japan und die Philippinen auch noch als ausländische Absatzmärkte. Das war zwar nicht viel, aber besser als nichts war es allemal.

Vitali Uljanin hatte sich heute in sein Büro im Kreml zurückgezogen und beriet sich mit seinen obersten KVSG-

Funktionären über den Fortgang der kollektivistischen Revolution.
„Ich habe einen Stahlarbeiterstreik in Luhansk organisiert. Wenn wir Luhansk haben, dann nehmen wir in Folge auch Donez und die restlichen Städte ein. Damit hätten wir den Osten der Ukraine endgültig unter Kontrolle!“, erklärte Roman Chazarovitsch, der KVSG-Führer der Ukraine.
„Gut!“, knurrte Uljanin und musterte seine Mitarbeiter mit grimmiger Miene.
Ein dicklicher Mann setzte an: „Im Westen Russlands …“
Doch der Kollektivistenführer unterbrach ihn barsch. „Was ist mit dem Westen Russlands? Warum stagniert unser Vormarsch dort auf einmal?“
„In Brjansk haben diese verdammten Rus unsere Kundgebung verhindert!“, fauchte der Funktionär.
Uljanin lehnte sich nachdenklich in seinem Ledersessel zurück und sagte: „Dieser Tschistokjow ist scheinbar stärker als ich gedacht habe!“
„Sie haben einige unserer Unterführer verhaftet oder erschossen. Diese Schweine haben motorisierte Trupps, die aus dem Nichts auftauchen!“, schimpfte ein anderer KVSG-Leiter.
„Die haben wir auch. Wie auch immer …“ Uljanin winkte ab. „Unser Ziel muss es sein, St. Petersburg einzunehmen. Wenn wir auch noch die zweitgrößte Stadt Russlands haben, dann wird uns auch im Westen des Landes niemand mehr aufhalten können! Daher habe ich mich entschlossen, Theodor Soloto, einen unserer besten Redner und Agitatoren, zum Leiter der KVSG-Gruppe in St. Petersburg zu ernennen!“
Die übrigen Anwesenden redeten durcheinander. Einer von ihnen, ein mittelgroßer Mann mit Brille, schwarzem

Lockenkopf, langen Kotletten und undurchdringlichem Blick stand auf und lächelte.
„Vielen Dank, Herr Uljanin!“, sagte er.
Der Vorsitzende der KVSG nickte, erhob sich aus seinem Ledersessel und stellte sich vor seine Untergebenen.
„Ich verlange, dass dieser Tschistokjow und seine Brut entschlossener zurückgedrängt werden. Stellt im Westen Russlands mehr KKG-Trupps auf! Führt mehr Demonstrationen durch!
Lasst keinen Rus unbehelligt! Sucht ihre Anführer! Findet heraus, wo sie wohnen! Knallt sie ab! Verstärkt den Terror und den Straßenkampf!“, donnerte Uljanin verärgert.
Die Funktionäre murmelten ihre Zustimmung und verließen den Raum. Der wütende Blick ihres Anführers verfolgte sie.

Noch bevor der Winter des Jahres 2037 über Russland hereinbrach, hatten die Rus ihre Aktionen bis in die Vororte von St. Petersburg ausgedehnt. Die letzte größere Demonstration dieses Jahres fand Mitte Dezember in Kolpino statt. Es kam zu einigen Überfällen durch die Kollektivisten, die selbst eine Massenversammlung abhielten und auf beiden Seiten gab es wieder einmal Verwundete und insgesamt 14 Tote.
Frank und Alfred hatten diesmal nicht an der Demonstration teilgenommen und waren in Minsk geblieben. Wenige Tage später fuhren sie nach Ivas und freuten sich auf ein ruhiges Weihnachtsfest mit gutem Essen und viel Schlaf.

Frank wischte eine Ladung Schnee von der alten Holzbank in der Nähe des kleinen Waldstücks am Dorfrand, legte eine weiche Wolldecke darüber und setzte sich hin. Julia Wilden ließ sich neben ihm nieder.

Sie schwiegen eine Weile und betrachteten die verschneiten Baumwipfel über sich. Irgendwo in der Ferne ertönte das Geschrei eines Tieres, ansonsten hörten sie nur den Wind ab und zu leise durch den Wald streichen.
Die junge Frau schmiegte sich an Franks Schulter und wärmte sich. Er strich ihr sanft durch das weiche, blonde Haar und war in Gedanken versunken.
„Was ist? Du bist heute wieder so verschlossen, Frank“, bemerkte Julia und sah ihn an.
„Ach, schon gut. Mir geht es nur nicht so besonders“, antwortete der Rebell.
„Freust du dich denn nicht, wieder bei mir zu sein?“
„Doch! Sehr sogar! Und am liebsten würde ich auch hier in Ivas bleiben …“
Julia umarmte ihn. „Das wäre schön!“
„Aber es geht nicht. Bald muss ich wieder fort!“
„Ich weiß, du treibst dich immer weiter voran“, sagte die Tochter des Außenministers mit einem gewissen Unverständnis.
Frank starrte auf den schneebedeckten Boden und schnaufte: „Wenn es so weiter geht, dann komme ich bald nie mehr nach Ivas zurück.“
Julia war verwundert und stand von der Bank auf.
„Wie meinst du das?“, fragte sie verwirrt.
Der Anführer der Warägergarde blickte sie mit zynischer Miene an: „Weil ich dann tot bin! Irgendwann wird es mich wohl auch einmal erwischen, so viel Glück hat auf Dauer niemand …“
Von einer Sekunde auf die andere wurde Julia ungehalten. Eigentlich hatte sie vorgehabt, mit Frank ein wenig über ihr beginnendes Pädagogikstudium und ihre Arbeit in der Dorfschule zu plaudern. Dass er jetzt schon wieder mit der alten Leier anfing, machte sie rasend.

„Dann lass endlich einmal die anderen ganz vorne mitkämpfen!“, schimpfte sie.
Der Mann winkte ab und schwieg. Kurz darauf sagte er: „Die anderen kämpfen ja schon. Und sterben auch. Genau wie ich. Sven ist schon tot und bald …“
„Du kannst mich langsam mal, General!“
„Ich tue das doch auch für dich, Julia …“
„Ja, natürlich! Ich freue mich schon darauf, wenn du endlich für mich ins Gras beisst. Genau das habe ich mir immer gewünscht, Frank!“
„Aber …“
„Aber was? Du bist unfähig, ein normales Leben zu führen. Das ist eine Tatsache! ‚Wenn sich der Einzelne für die Gemeinschaft opfert, so ist das die größte Tat, die ein Mensch vollbringen kann!‘ Ja, höre nur auf deinen Heiland Tschistokjow und stirb den Heldentod, du Dummkopf!“, wetterte die Tochter des Dorfchefs.
Ihr junger Freund sprang daraufhin zornig von der Bank und stieß einen Fluch aus.
„Rede nicht so mit mir, Julia! Ich bin keiner deiner kleinen Schüler, kapiert? Du hast mir Respekt zu zollen, verstanden!“, brüllte Kohlhaas und baute sich drohend vor der hübschen Frau auf.
Julias blaue Augen funkelten ihn an, dann musterte sie ihn herausfordernd. „Und? Willst du mich jetzt auch zusammenschlagen?“
Frank stockte. „Nein! Natürlich nicht …Ich …“
„Es ist besser, wenn ich jetzt gehe. Ich hatte mich heute eigentlich darauf gefreut, dich zu sehen, aber dieses Theater…“, sagte Julia enttäuscht. Die blonde Schönheit schüttelte den Kopf und ging schließlich wieder in Richtung Dorf zurück.

„Du bist ein Narr, Frank! Offenbar ist das einzige Glück in deinem Leben der Erfolg in deinen ewigen Kämpfen. Alles andere willst du nicht sehen!“, rief sie ihm noch wütend zu und verschwand.
Kohlhaas blieb noch eine Weile auf der Bank sitzen und betrachtete den wolkenverhangenen Himmel über sich. Er grübelte vor sich hin. Vielleicht hatte Julia Recht.

Frust und ein seltsamer Professor

In der nördlichen Ukraine hatten sich die Rus bis zum Beginn des neuen Jahres stark ausgebreitet und ihre Zahl war angewachsen.
Der Gegner hatte nach Streiks und zahlreichen Massendemonstrationen im Industriegebiet rund um Donez die Macht ergriffen und kontrollierte die Straßen der Städte. Wen die Kollektivisten als Anhänger von Tschistokjows Freiheitsbewegung in die Finger bekamen, den verhafteten oder erschossen sie.
Vitali Uljanin war mit dem Vorwärtskommen seiner Männer in der Ukraine weitgehend zufrieden. Jetzt galt es nur noch Kiew und ein paar weitere Großstädte zu besetzen, dann war auch die Region nördlich des Schwarzen Meeres in kollektivistischer Hand. Seine KVSG-Funktionäre und KKG-Verbände entfalteten daher eine rastlose Aktivität und ließen ihren Gegnern keine Ruhe.
Viele Ukrainer standen allerdings weder den Kollektivisten noch den Rus mit übergroßer Sympathie gegenüber. Sie fürchteten, dass ihr Land in Zukunft entweder von Uljanin oder Tschistokjow beherrscht würde. Bei letzterem wussten sie allerdings, dass es ihnen unter seinem Regiment zumindest wirtschaftlich besser gehen würde, außerdem war Tschistokjow zwar russischer Abstammung, aber immerhin in Kiew geboren. Der blonde Politiker wurde daher auch nicht müde, diese Tatsache in seinen Reden und Ansprachen immer wieder zu betonen.
„Ich fühle mit dem ukrainischen Volk und werde ihm die Freiheit wiedergeben!“, versprach er.
Nun galt es abzuwarten, wer sich auf Dauer durchsetzen konnte. Frank und Alfred machten sich in der zweiten

Januarwoche wieder auf den Weg nach Minsk. Eine dicke Schneedecke verstopfte die endlosen Landstraßen in den russischen Weiten. Deshalb stagnierte der politische Aktivismus erst einmal und bis sich der Schnee zurückzog, blieb es ruhig.
Anfang Februar 2038 ging der Kampf jedoch weiter und beide Seiten setzten ihre öffentlichen Kundgebungen und Demonstrationen unermüdlich fort.
Im westlichen Teil Russlands gingen die Kollektivisten nun noch aggressiver gegen die Rus vor und lieferten sich mit ihnen einen blutigen Kleinkrieg in den Städten.
Die russische Polizei hielt sich inzwischen aus den Konflikten weitgehend heraus und die Beamten zeigten wenig Motivation, sich mit den bewaffneten Trupps der beiden Revolutionsbewegungen auseinander zu setzen. Dafür fehlte ihnen auch die zahlenmäßige Stärke.
Insgesamt empfanden die frustrierten Polizisten, die teilweise seit Wochen keine Gehaltszahlungen mehr erhalten hatten, jedoch deutlich mehr Sympathien für Tschistokjow als für die Gefolgsleute Uljanins. Aus diesem Grund gingen die Rus nun auch gezielt auf die russischen Polizisten zu und versuchten sie für ihre Sache zu gewinnen. Sie versprachen ihnen die Beendigung des kollektivistischen Chaos und die Wiederherstellung von Recht und Ordnung.

Frank betrachtete sich im Spiegel. Er glaubte, dass seine Haare im letzten Jahr noch ein wenig grauer geworden waren und suchte sein Gesicht nach Falten ab. Einige verwachsene Schrammen und Kratzer liefen seine Backe hinunter und thronten auf seiner Stirn. Man sah sie allerdings meist erst auf den zweiten Blick. Kleine Schatten hatten sich unter seinen grünen Augen gebildet. Waren sie

schon länger da? Er rätselte vor sich hin und kam zu keinem Ergebnis.
„Vielleicht bilde ich mir das alles auch nur ein“, dachte er sich und starrte weiter in den Spiegel.
Kohlhaas war jetzt 36 Jahre alt. Verdammt alt oder zumindest nicht mehr jung, wie er meinte. General der Volksarmee der Rus war er geworden, zum Anführer der besten Einheit der kleinen, weißrussischen Armee hatte er es gebracht. Er war ein großer Krieger, vielleicht auch ein talentierter Schlächter. Viele Feinde waren durch seine Schüsse und Hiebe gefallen. Dafür verehrte man ihn.
Dumm war er ebenfalls nicht. Sein Verstand war scharf und strategisch. Die ihm ergebenen Waräger schätzen seine Kraft, seinen eisernen Willen und seinen großen Mut. Frank schätzte sich selbst jedoch häufig nicht.
„Ich hangele mich von Kampf zu Kampf. Das ist mein Schicksal. Irgendwann bin ich ein alter Mann, wenn sie mich nicht vorher töten, und werde nichts haben, außer einem Berg von Orden“, sinnierte er in den stillen Stunden.
Er sah vor seinem geistigen Auge kleine Jungen, die irgendwann vor seinem Haus stehen und sagen würden: „Da wohnt der alte Herr Kohlhaas! Er war früher ein großer Kämpfer. Er war wie Achilles, wie Siegfried, wie Leonidas! Ach, wären wir doch wie er!“
Doch seine eigenen Kinder würden es nicht sein. Nein, fremde Kinder. Eigene Kinder würde er niemals haben, wenn er weiter mit Scheuklappen vor den Augen von Kampf zu Kampf zog. Was würde sein, wenn doch alles umsonst war? Wenn ihre Rebellion scheitern und sie im Nichts der Geschichte verschwinden würden?
Er wurde zunehmend unzufriedener, trauriger und lustloser. Artur Tschistokjow sollte ihn bald wieder rufen. Heute

jedoch wollte er mit Alfred Bäumer in die Stadt gehen, die Kneipen durchstreifen und abends in einen Schuppen gehen, wo sie manchmal „New Iron Metal“, Franks harte Lieblingsmusik, spielten. Heute wollte der General trinken, feiern und vergessen.

Bis um fünf Uhr morgens zogen die beiden durch die Straßen von Minsk. Bäumer hatte mit einer hübschen Russin geflirtet, Frank derweil wieder an Julia gedacht. Einige junge Russen waren ehrfürchtig an ihren Tisch gekommen und hatten gefragt, ob er „General Gollchaas“ sei. Er hatte genickt und schmunzeln müssen.
Plötzlich war der Besitzer des Ladens höchstpersönlich zu ihnen gekommen und hatte ihnen lachend die Hände geschüttelt. Er ließ sie umsonst trinken und fühlte sich durch ihren Besuch geehrt.
„Ich bin auch bei den Rus, Herr Gollchaas!“, hatte er bemerkt. „Wir sind stolz, dass Sie heute hier bei uns sind!“
Frank und Alfred hatten sich angesehen und gegrinst. So war es nun einmal. Offenbar bedeutete er vielen Menschen etwas. Zwar löste das seine inneren Probleme nicht, aber es war trotzdem ein Grund zur Freude.
Verkatert wachten die beiden Freiheitskämpfer am nächsten Tag auf und machten sich in den Abendstunden für die Fahrt zur Kaserne am Stadtrand fertig. Hier warteten bereits die Waräger auf sie.
Es ging nach Norden. Die motorisierte Truppe sollte in die ländliche Gegend östlich von Nowgorod vorstoßen. Mit wehenden Drachenkopffahnen fuhren die Lastwagen durch die Dörfer und Ortschaften, um Präsenz zu zeigen. Wie stark waren die Kollektivisten hier? Sie wussten es nicht und ihre tagelange Fahrt diente vor allem dazu, das Gebiet auszuspähen.

Es kam in den teilweise winzigen Siedlungen zu keinen nennenswerten Zwischenfällen. Insgesamt reagierte die Landbevölkerung aber positiv auf ihr Erscheinen und häufig verteilten die Waräger Datendisks und Flugblätter mit Titeln wie „Was will Artur Tschistokjow?“ oder „Uljanin führt Russland in den Untergang!“ an die Einwohner der vielen, kleinen Ortschaften.
Die Fahrt nach Osten brachte Frank in trostlose, verarmte Gebiete. Hier fanden sie manchmal zerfallene und schon halb aufgegebene Dörfchen vor. Abgemagerte und traurige Gestalten schauten ihnen aus den Fenstern der heruntergekommenen Häuser nach. Alte Mütterchen hinkten über regennasse, schlammige Dorfstraßen und würdigten sie oft nur eines flüchtigen Blickes, um dann lethargisch fortzugehen. Fuhr man noch weiter, so kam man in wildes Land. Wiesen, Wälder und sonst nur kleine Gehöfte. Russland erschien ihnen endlos.
Ständig wehte den Männern ein kalter Wind um die Ohren und in einige Dörfer kamen sie aufgrund des sich erst langsam zurückziehenden Winters kaum hinein, denn Schneematsch und tiefer Schlamm versperrten vielerorts die Weiterfahrt.
Nach Rybinsk selbst fuhr die Kolonne nicht. Hier hatten die Kollektivisten die Straßen fest in ihren Händen. Es wäre eine sinnlose Provokation des Gegners gewesen und sie hätten nur unnötig ihre Gesundheit riskiert. Wenig begeistert fuhren sie schließlich wieder nach Nowgorod zurück und machten sich dann auf den Weg nach St. Petersburg.

„Es geht los! Artur hat gesagt, wir sollen erst in den Außenbezirken Datendisks verteilen. Vor Schulen und an die

Anwohner“, erläuterte Frank und wippte auf einem Plastikstuhl herum.
„Was? Wir Waräger auch?“, wunderte sich Alfred.
„Ja, jeder Mann ist notwendig. Wir bleiben in Gruppen zusammen, falls die schwarz-roten Herrschaften auftauchen! Die Ortsgruppe der Freiheitsbewegung der Rus ist seit Wochen pausenlos dabei, Werbematerial zu verteilen. Sie haben uns gewarnt, denn in den meisten Stadtteilen von St. Petersburg haben die Kollektivisten das Sagen.“
Bäumer lachte hämisch. „Ich dachte, wir sind eine Elitetruppe und keine Zeitungsjungen …“
„Tja, das Verteilen von Werbematerial an die Bevölkerung ist nun einmal auch wichtig. St. Petersburg ist ohnehin nicht eben mal im Handstreich zu nehmen!“, gab Kohlhaas mürrisch zurück.
„Das hast du aber auch mal anders gesehen, Alter“, meinte Bäumer und sah seinen Freund lustlos an.
„Ich habe inzwischen eingesehen, dass die geistige Vorbereitung der Bevölkerung und die gezielte Vorarbeit durch den Einsatz von Werbematerial …“, dozierte Kohlhaas, während Alf hilfesuchend die Hände erhob.
„Ja, ist gut, Frank! Komm jetzt!“, murrte er.
Die ganze Lastwagenkolonne donnerte kurz darauf durch den Westen der russischen Großstadt. Die Männer verteilten sich auf verschiedene Straßenzüge und drückten jedem Passanten Flugblätter oder Datendisks in die Hand. Viele Bürger schienen aufgrund der uniformierten Waräger verängstigt zu sein und kaum einer wagte es, die „Geschenke“ der Rus nicht anzunehmen.
Von den Kollektivisten ließen sich heute draußen in den Vororten kaum welche blicken. Einige Männer riefen ihnen zwar Beschimpfungen hinterher und rannten dann weg, doch ansonsten blieb alles ruhig. Offenbar warteten

die Anhänger Uljanins auf eine bessere Gelegenheit für eine Auseinandersetzung.
Anderen Trupps der Freiheitsbewegung der Rus erging es dagegen schlechter. Im Gegensatz zu den respekteinflößenden, bewaffneten Warägern waren die übrigen Anhänger Tschistokjows, die heute in St. Petersburg zu Tausenden Werbematerialien verteilten, gewöhnliche Mitglieder. Einige bewaffnete Ordner waren zwar auch dabei, um ihnen einen gewissen Schutz zu gewährleisten, aber in der Masse streiften heute nur normale, junge Männer und manchmal sogar Frauen durch die Straßen der Vororte und verteilten ihre Flugblätter und Datendisks.
Im Norden der Metropole wurden vier Rus an einer U-Bahn-Station von etwa 40 Kollektivsten überfallen und übel zugerichtet. An anderen Orten der Stadt kam es ebenfalls zu Schlägereien mit Mitgliedern der örtlichen KVSG. Ein Aktivist der Rus wurde durch einen Messerstich lebensgefährlich verletzt, ein anderer durch einen Schlagring schwer verwundet.

Obwohl die Kollektivisten St. Petersburg schon weitgehend in der Hand hatten und vor allem die Innenstadt kontrollierten, waren sie in der zweitgrößten Metropole Russlands noch nicht so zahlreich und gut organisiert wie in Moskau oder in den Städten des Ostens. Trotzdem nahm ihre Zahl auch hier stetig zu.
Die Werbeoffensive in den Vororten St. Petersburgs stellte die bisher größere Aktion der Freiheitsbewegung der Rus dar. Fast 200000 Flugblätter und Datendisks konnten an die Bewohner der Großstadt verteilt werden oder wurden in die Briefkästen der Häuser geworfen. Vor allem die digitale Dokumentation „Wer sind die Mächte hinter Vitali Uljanin?“, die als Datendisk verteilt wurde, fand unter den

Bewohnern der Stadt großes Interesse. Bei den Kollektivisten war dieses vom weißrussischen Fernsehen produzierte Aufklärungsvideo, das auch im Internet abrufbar war, selbstverständlich zutiefst verhasst. So hatten die kollektivistischen Ortsgruppenführer ihren Untergebenen ausdrücklich befohlen, jede Datendisk zu zerstören, derer sie habhaft werden konnten. Insgesamt war die Kampagne allerdings ein großer Erfolg und stärkte das Selbstbewusstsein von Tschistokjows Gefolge. Für den 10. März plante der Anführer der Freiheitsbewegung der Rus schließlich eine Demonstration durch den St. Petersburger Stadtteil Puschkin, eine Hochburg der Kollektivisten.

„Durch Puschkin?", stöhnte Frank und hielt das Telefon verkrampft in der Hand.
„Ja! Wir müssen alle von unser Männer mobil machen. Die Polizei wird uns in Ruhe lassen. Sie sind mehr auf unsere Seite als auf die von den Kollektivisten!", betonte Artur Tschistokjow am anderen Ende der Leitung.
„Gut, ich weiß Bescheid!", gab Kohlhaas zurück und wirkte besorgt.
„Wir sehen uns, Frank!", sagte Tschistokjow und legte auf.
Alf wollte bezüglich des Telefonats Details wissen und quälte seinen Freund mit immer neuen Fragen. Dieser verdrehte lediglich die Augen und meinte: „Ich brauche mal wieder Urlaub!"
„Sei doch froh, dass die gewöhnliche russische Polizei uns langsam mit einer solchen Sympathie gegenübersteht. Glaube mir, die hassen das kollektivistische Pack nach den ganzen Ausschreitungen in der letzten Zeit auch inzwischen!", meinte Bäumer und grinste.
„Das gibt wieder nur Stress. Ich kann langsam nicht mehr. Dieser Kampf frisst mich auf", jammerte Kohlhaas.

„Reiß dich zusammen, Frank!“, donnerte Alf und türmte sich vor ihm auf, während seine muskulösen Arme unter dem Hemd zuckten.
„Bald gibt es hier in Russland Bürgerkrieg. Ich darf gar nicht daran denken!“, gab Frank müde zurück.
„Nach der Demo gönnen wir uns erst einmal ein paar Tage in Ivas, okay?“
„Eine gute Idee! Ich muss mich endlich mal wieder mit Julia treffen und wollte auch mit HOK …“
Bäumer unterbrach ihn. „Svetlana hat mich gestern angerufen, Alter!“
„Svetlana?“
„Ja, die süße, brünette Russin aus dem Laden, wo wir einen Trinken waren.“
„Aha? Ja, die war echt süß!“
„Ich treffe mich morgen mit ihr zum Kaffee!“, tönte Alf stolz.
„Was?“ Frank wirkte verstört.
„Ja, wieso auch nicht? Die mag mich scheinbar!“
„Glückwunsch!“, sagte Kohlhaas mit einer Spur von Eifersucht in der Stimme.

Alfred Bäumer war einen Tag später mit Svetlana in der Stadt unterwegs. Sie wollten in einem Restaurant am Stadtrand gemütlich essen gehen, wie der Hüne erklärt hatte.
Inzwischen war es bereits 22.00 Uhr, Frank hockte gelangweilt auf der Couch in seinem Wohnzimmer und sah fern. Das weißrussische Fernsehprogramm war oftmals noch nicht ganz auf den neuesten Stand gebracht worden und bisweilen ganz schön langweilig. Eben hatte sich der Mann noch eine Reportage über die Neuansiedlung junger Familien in den ländlichen Regionen angesehen. Sein Freund Artur Tschistokjow war als Präsident wieder

einmal kurz interviewt worden und hatte betonte, dass er den kollabierten Bauernstand wieder aufzurichten gedachte.
Dann folgte ein Spielfilm. Ein alter Schinken aus den letzten Jahren des 20. Jahrhunderts namens „Braveheart". Frank gefiel er allerdings, immerhin ging es hier auch um einen Rebellen.
Anschließend erledigte Kohlhaas in seiner traditionell unaufgeräumten Küche den Abwasch und sorgte notdürftig für ein wenig mehr Ordnung, immerhin wollte Alf heute noch bei ihm übernachten. Plötzlich klingelte sein Handy. Die Uhr zeigte inzwischen schon 1.12 Uhr morgens.
„Was gibt's denn?", meldete sich Kohlhaas.
Alf kicherte am anderen Ende der Leitung und man hörte die helle Stimme von Svetlana im Hintergrund.
„Ich komme heute nicht mehr. Ich gehe mit zu Svetlana nach Hause. Ist doch okay, oder?", sagte Bäumer.
„Ja, von mir aus. Ist doch deine Sache", antwortete Frank.
„Gut, wollte nur Bescheid sagen. Was machst du heute Abend denn noch so?"
„Nichts Besonderes! Ich gehe gleich ins Bett!", kam von Kohlhaas zurück.
„Alles klar. Komme dann irgendwann gegen Mittag vorbei!"
„Ja, viel Spaß!" Frank drückte das Gespräch weg.
Er warf das Handy in die äußerste Ecke des Sofas und ließ sich wieder darauf nieder. Irgendwie fühlte er sich hintergangen, abgehängt, wie das fünfte Rad am Wagen.
„Das ist doch Quatsch!", sagte er dann zu sich selbst. „Alf hat immerhin ein Recht darauf. Stell dich nicht an wie eine besorgte Mama!"

Er blickte aus dem Fenster hinaus und betrachtete die regennassen Straßen vor seinem Wohnhaus. Schließlich musste er wieder an Julia denken. Irgendwann ging er mit einer Flasche Bier ins Bett, starrte die Wand an und leerte sie mit ein paar kräftigen Zügen. Es dauerte noch eine Weile bis er endlich schlafen konnte.

Jetzt waren es nur noch zwei Tage bis zur ersten Großkundgebung der Rus in St. Petersburg. Die Spannung stieg und Artur Tschistokjow wurde zunehmend nervöser. Er gestand sich selbst ein, diesmal wirklich Angst zu haben. Der Protestmarsch durch die 8 Millionen Metropole des russischen Nordens roch förmlich nach Gewalt und blutigen Zuammenstößen.
Nachdenklich tippte der blonde Mann an seinem Laptop vor sich hin und versuchte einen Gesetzesentwurf fertig zu stellen. Plötzlich klingelte das Telefon.
„Ja?"
„Herr Präsident, unten im Foyer steht ein Mann, der Sie unbedingt sprechen möchte, ein Ausländer!", erklärte ein Wachposten.
„Schön für ihn! Es kann mich nicht einfach jeder sprechen! Ich arbeite!", brummte Tschistokjow.
„Der Mann ist aber recht hartnäckig. Er sagt, dass er Wissenschaftler sei und wichtige Informationen für Sie hat. Soll ich den Sicherheitsdienst rufen und ihn hinauswerfen lassen?"
Der Präsident überlegte kurz. „Durchsuchen Sie ihn nach Waffen und Wanzen!"
Einige Minuten später klingelte das Telefon erneut. „Herr Präsident, es ist alles klar. Der Mann ist sauber!"
„Was ist das denn nun für eine Person?"

„Er sagt, dass er Physiker sei und ihnen einige wichtige Erfindungen präsentieren möchte!“
„Aha?“
„Er fleht mich förmlich an, Sie sprechen zu dürfen, Herr Präsident!“
Artur Tschistokjow wusste nicht so richtig, was er davon halten sollte und schwieg für einen Augenblick.
„Schicken Sie ihn hoch! Mit zwei Sicherheitsleuten als Begleitung!“
Nach einigen Minuten traten zwei hochgewachsene, kantige Wachmänner in das Büro des weißrussischen Staatsoberhauptes ein. Ein älterer Herr mit Glatze, Brille und wirrem, weißen Haar folgte ihnen.
Der Anführer der Rus erhob sich von seinem Stuhl und trat dem Mann entgegen.
„What can I do for you? I’m Artur Tschistokjow!”
Der Gast verneigte sich und lächelte. „Prof. Karl Hammer!“
„Ah, sind Sie aus Deutschland, Herr Prof. Hammer?“
„Ja, aus Hamburg. Sie können Deutsch, Herr Präsident?“
Der Rebellenführer schmunzelte. „Ich habe einmal Deutsch gelernt und habe auch Freunde, die sind Deutsche! Außerdem ich spreche sehr gerne Ihre Sprache.“
Der Wissenschaftler erschien erleichtert. „Endlich hat man mich zu Ihnen gelassen!“
„Was kann ich tun für Sie?“, fragte Tschistokjow.
Der ältere Mann öffnete einen Koffer und holte einige DC-Sticks und einen Laptop heraus. Dann antwortete er: „Ich möchte Ihnen etwas zeigen, Herr Präsident!“

Der Anführer der Rus starrte verwundert auf den Bildschirm des Laptops, während Risszeichnungen und Baupläne vor seinen Augen herumschwirrten. Er verstand

allerdings nicht viel von dem, was er da sah, doch Prof. Hammer begann sofort mit seinen Erläuterungen.
„Ich habe die Fakultät für Physik an der Hamburger Universität geleitet, bis vor einem halben Jahr. Seit etwa 30 Jahren befasse ich mich mit Laser- und Plasmatechnologie und behaupte, einer der führenden Köpfe in diesem Bereich im ganzen Verwaltungssektor „Europa-Mitte“ gewesen zu sein. Ich habe an mehreren Universitäten doziert: Berlin, Wien, Paris. Zuletzt in Hamburg, meiner Heimatstadt“, sagte der Wissenschaftler und sah seinen überrumpelten Gesprächspartner an.
„Technologie von Laser und Plasma?“
„Ja, genau! Im Rahmen meiner jahrzehntelangen Forschungen bin ich zu einigen neuen Erkenntnissen gekommen. Unter anderem lässt sich diese Technologie auch im militärischen Bereich anwenden …“
„Was ist das für ein Gewehr dort auf den Computer?“, wollte Tschistokjow wissen und deutete auf den Laptop.
„Das ist ein Plasmawerfer!“, antwortete der weißhaarige Mann.
„Plasmawerfer?“
„Ja, ein Plasmawerfer! Es ist meine Erfindung!“
„An so etwas Sie haben gearbeitet?“, fragte Artur verdutzt.
„So ist es! Und ich arbeitete noch immer daran. Allerdings nicht nur an Waffen. Die Nutzung von Laser- und Plasmatechnologie lässt sich glücklicherweise auch in vielen anderen Bereichen verwenden!
Aber Sie können sich sicherlich denken, dass gewisse Kreise vor allem an meinen militärischen Forschungen interessiert sind. Das, was Sie hier auf dem Bildschirm sehen, ist noch nie zuvor an die Öffentlichkeit gekommen. Diese Pläne und Entwürfe sind mein geistiges Eigentum und ich habe sie bis heute keinem gezeigt!“

„Warum Sie kommen damit zu mir?“, erkundigte sich das Staatsoberhaupt von Weißrussland.
Der Mann schwieg für einen Augenblick und sah sich nervös um. „Das ist eine lange Geschichte. Ich hätte natürlich auch zu Ihren Feinden gehen können. Glauben Sie mir, Herr Tschistokjow, Ihre Gegner sind sehr an diesen Dingen interessiert. Die GSA hat sich in letzter Zeit wieder und wieder nach meinen Forschungen erkundigt, nachdem ich eine wissenschaftliche Abhandlung über die Benutzung meiner Technologie im militärischen Bereich veröffentlicht habe.
Dass ich schon so weit bin und bereits konkrete Pläne für neuartige Waffen entworfen habe, wissen sie nicht. Wie auch immer, sie wollten mich nach Nordamerika holen, damit ich mein Wissen in ihre Dienste stelle. Ich habe es nicht getan!“
„Plasmawerfer! Das ist crazy! Verruckt!“, stieß Tschistokjow aus und lachte.
„Sie haben mich immer mehr unter Druck gesetzt. Sie boten mir riesige Geldsummen an und drohten mir, als ich mich weigerte …“, erzählte der Wissenschaftler.
„Und jetzt Sie wollen mir helfen mit diese Erfindungen?“, hakte der Rebellenführer ein und kratzte sich am Kopf.
Prof. Hammer lächelte und erwiderte: „Naja, vielleicht kann ich Sie damit irgendwie unterstützen, Herr Tschistokjow. Ich tue das aus tiefster Überzeugung, denn Leute wie Sie, und auch Präsident Matsumoto, sind die einzigen Lichtblicke in dieser schrecklichen Zeit!“
Der weißrussische Präsident stand immer noch überfordert neben seinem unerwarteten Gast, während der Deutsche weitere Baupläne präsentierte und ihm aus seinem Leben erzählte. Der alte Herr blieb noch für einige Stunden bei ihm und Tschistokjow verfolgte seine Ausführungen mit ungläubigem Staunen.

Feindesland Puschkin

Der 10. März des Jahres 2037 war ein kalter und verregneter Tag. Frank und Alf waren schon früh auf den Beinen und warteten in einem südlichen Vorort der Metropole St. Petersburg auf die anreisenden Rus.
Schon seit Tagen hatten Schlägereien und Schusswechsel zwischen den Mitgliedern der verfeindeten Organisationen die Großstadt erschüttert und bereits 16 Menschen waren bei den Zusammenstößen im Vorfeld der Massenversammlungen getötet worden.
Vitali Uljanin war heute persönlich nach St. Petersburg gekommen und hatte zu einer Großkundgebung in der Innenstadt aufgerufen. Dass die Freiheitskämpfer der Rus an diesem Tag ebenfalls demonstrieren wollten, war kein Geheimnis. Seit Wochen riefen beide Seiten in Flugblättern und auf Plakaten ihre Anhänger zur Teilnahme an den jeweiligen Veranstaltungen auf.
Eine Atmosphäre der Anspannung hatte sich wie ein schwarzer Nebel in den Straßen niedergelassen. Die örtliche Zeitung und das Fernsehen hatten die Bürger St. Petersburgs bereits vor schweren Unruhen gewarnt, während die von den Kollektivisten kontrollierten Medien in Zentral- und Ostrussland seit Tagen Hass und Gewalt predigten.
„Kein Rus wird St. Petersburg mehr heil verlassen!“, titelte „Die schwarz-rote Flagge“, die offizielle Zeitung der KVSG, am 10. März. Uljanin erwartete zu seiner Rede mindestens 200.000 Menschen. Frank und Alfred hatten vor dem großen Tag kaum geschlafen und erwarteten das Schlimmste.

Gegen 11.00 Uhr strömten die ersten Anhänger Tschistokjows von allen Seiten in die Metropole hinein und schon an den Bahnhöfen der Vororte kam es zu massiven Auseinandersetzungen und infolgedessen einigen Schwerverletzten. Die Demonstration durch Puschkin war für 13.00 Uhr angesetzt worden und als Treffpunkt hatte Tschistokjow ein Einkaufzentrum westlich des berüchtigten Stadtteils angegeben. Tausende seiner Anhänger kamen und es wurden immer mehr.

Letztendlich versammelten sich fast 50000 Menschen unter dem Banner des Drachenkopfes. Hunderte bewaffnete Ordner flankierten den Demonstrationszug mit durchgeladenen Gewehren.
Dann begann es. Fahnenschwingend und singend schritt die riesige Masse, einem gewaltigen Heer gleich, langsam vorwärts. Artur Tschistokjow stand an ihrer Spitze, umgeben von Peter Ulljewski und seinen treuesten Anhängern. Die Rus zogen zuerst durch ein verwahrlostes Plattenbauviertel und ihre Forderungen donnerten gen Himmel.
„Freiheit für Russland! Kommt zu Artur Tschistokjow!", schrieen unzählige Kehlen immer wieder.
Die russische Polizei hatte es offenbar aufgegeben, sich zwischen die verfeindeten Gruppen zu werfen und ließ sich überhaupt nicht sehen. Vielleicht hatten sie auch von oben den Befehl erhalten, sich aus allem heraus zu halten und den Kollektivisten in St. Petersburg die Straßen zu überlassen.
Artur Tschistokjow blickte sich um. Einige Russlandfahnen hingen aus den Fenstern der ärmlichen Wohnungen in den Plattenbauten gegenüber. Daneben aber oft auch die schwarz-roten Flaggen Uljanins. Massen von Bürgern drängten sich von allen Seiten heran, ein Teil von ihnen

jubelte den Rus zu, ein anderer spuckte auf den Boden und stieß furchtbare Flüche aus. Bald näherten sich die Demonstranten Puschkin und drangen in feindliche Gassen ein. Ein großer Mob von Kollektivisten erschien in einer Nebenstrasse und hasserfüllte Rufe prallten ihnen entgegen wie ein kalter Hagelsturm. Die Gegner erhoben die Fäuste und das Gezischel böser Verwünschungen ertönte. Aber die Rus rückten hartnäckig weiter vor, während sich ihre Rivalen um sie herum zusammenrotteten.
Uljanin sprach derweil vor 150.000 Menschen in der Innenstadt. Es waren weniger als er erwartet hatte, aber dennoch schien das Meer der schwarz-roten Banner unendlich weit in die breiten Hauptstraßen St. Petersburgs hineinzureichen. Der Kollektivistenführer versprach einmal mehr „Freiheit“ und „Gerechtigkeit“ und auch hier jubelten ihm wieder zahllose Begeisterte zu.
Artur Tschistokjow und seine Anhänger näherten sich ihrem Ziel, einem großen Marktplatz mitten in Puschkin. Der blonde Mann ergriff das Mikrofon und begann mit seiner Rede.

„Bisher ist alles ruhig!“, erklärte Frank und postierte sich hinter einem PKW. Alf huschte gebückt zu ihm und eine Schar Warägergardisten tat es ihm gleich.
Kohlhaas spähte über die Hauptstrasse. Von weitem konnte er Tschistokjow reden hören. Graue Häuserfronten umringten Frank hier und schienen ihn mit zornigen Fensteraugen anzuglotzen.
„Sichert die Straße dort ab!“, rief er seinen Leuten zu und einige Soldaten in grauen Hemden hechteten davon.
„Da ist offenbar auch niemand!“, sagte Bäumer beruhigt und sie stiegen in einen Lastwagen ein.

Mit einem lauten Brummen setzte sich der Transporter in Bewegung und sie bogen in eine Nebenstrasse ab.
„Ein Teil von uns bleibt in der Nähe der Uliza Miri und wir schauen uns weiter um“, wies Frank die Männer an.
Alfred packte derweil seine Zigaretten aus und steckte sich eine davon an. Erleichtert über den bisher friedlichen Tag atmete er durch. Nur einen Augenblick später ertönte ein lautes Klirren direkt neben dem vorausfahrenden Fahrzeug und eine Flammenwand schoss nach oben. Der vordere Teil des Lastwagens fing sofort Feuer.
„Scheiße! Das kam von links oben!“, brüllte Frank und sprang aus dem Transporter. Die Lastwagen hinter ihnen hielten mit quietschenden Reifen an.
„Da! Das Fenster!“ Bäumer schickte eine Salve aus seinem Sturmgewehr nach oben und irgendwer sprang schreiend in Deckung, während Mörtelstücke auf den Asphalt prasselten.
Jetzt kamen die Gegner angestürmt. Zahlreiche KKG-Männer ergossen sich aus allen Ecken auf die Straße und fingen sofort an zu schießen. Einige Waräger wurden von Kugeln durchsiebt und brachen zusammen.
„In das Haus rein!“, brüllte Kohlhaas und rannte so schnell er konnte durch die Eingangstür eines Wohnblocks. Bäumer und einige seiner Männer folgten ihm.
Sie sprinteten die dunkle Treppe hinauf und sprangen in einen Hausflur. Franks Waräger traten einige Türen ein und stürmten in die dahinter liegenden Wohnungen.
Wimmernde, um ihr Leben bangende Gestalten, erwarteten sie dort. Kohlhaas zerrte ein kleines Mädchen mit sich und beförderte sie in den Hausflur.
„Geh in den Keller!“, sagte er auf Russisch. Die Kleine, der ihre jammernden Eltern folgten, raste die Treppe herunter. Unten auf der Straße versammelten sich die

KKG-Leute. Einige tote Waräger lagen auch dort, der Lastwagen brannte inzwischen lichterloh.
„Hausflur sichern! Wir feuern von hier oben!“
Sofort machte sich ein Dutzend junge Russen daran, die Treppe zu besetzen. Frank und der Rest schossen nun ihrerseits aus den Fenstern zurück.
Während sich die Waräger in den grauen Straßenzügen des Plattenbauviertels heftige Schießereien mit den Männern des KKG lieferten, hatte Artur Tschistokjow seine Rede erfolgreich beendet. Der große Demonstrationszug machte sich auf den Rückweg, der jetzt jedoch von den Kollektivisten versperrt wurde. Die gesamte Rückmarschroute war mittlerweile mit schwarz-roten Mobs verstopft und hasserfüllte Augen starrten den Rus entgegen.
„Verschwindet von hier! Arbeiterverräter! Tschistokjow-Schweine!“, spieen die wütenden Kollektivisten ihren Rivalen entgegen.
„Sklaven der Logenbrüder! Volksbetrüger! Wir kriegen euch!“, brüllten diese zurück. Ihr Anführer konnte seine zornige Anhängerschaft nicht mehr bändigen. Innerhalb von wenigen Minuten bewarfen sich die verfeindeten Gruppen mit Steinen und Brandsätzen. Schließlich donnerten die ersten Schüsse durch die Gassen und beide Seiten fielen übereinander her. Ein wildes Prügeln und Schießen brach aus, als sich 50000 Demonstranten auf die sämtliche Straßen blockierenden Kollektivsten warfen. Tschistokjow hatte allerdings nichts anderes erwartet und hoffte nur, diesen Tag heil zu überstehen.

Einige Dutzend KKG-Männer versuchten den Wohnblock zu stürmen und sprangen in den Hauseingang. Doch sie liefen direkt vor die Mündungen der Waräger, die sie mit lautem Gebrüll niederschossen.

Die schmutzige Häuserfront war mittlerweile mit zahllosen Einschusslöchern übersät und die Kollektivisten deckten das Gebäude weiter mit einem wütenden Kugelhagel ein.
„Es werden immer mehr!“, knurrte Kohlhaas, robbte über den Teppich in einen Nebenraum und suchte sein Funkgerät. Er rief den Rest seiner Truppe, der sich über viele Straßenzüge ringsherum verteilt hatte, mit zitternder Stimme zusammen: „Beeilt euch! Die KKGs haben uns in einen Wohnblock in der Tischinaja Uliza gedrängt!“
Bäumer spähte über den Fenstersims und sah eine große Horde von Angreifern, die sich offenbar zum Sturmangriff auf das Haus entschlossen hatte. Unten im Treppenflur hörte man wieder Schreie. Scheinbar kam die nächste Schar Gegner hochgestürmt. Kohlhaas huschte zu den Russen, die den Treppenaufgang bewachten und sah nach unten. Eine ganze Masse von Männern hastete die Treppen hoch.
„Mal sehen wie euch das gefällt!“, schnaubte Frank und ließ eine Handgranate nach unten fallen.
Ein paar Sekunden später ertönte ein lauter Knall und die Kollektivsten stoben auseinander. Dann rannten sie jedoch unbeirrt weiter nach oben. Kurz darauf waren sie schon im ersten Stockwerk.
„Ihr seid so gut wie tot!“, brüllten sie.
Die Waräger schickten noch ein paar Handgranaten nach unten und trafen diesmal. Schwere Schläge ließen die Hauswand erbeben und Blut spritzte an den grauen Putz des Treppenflurs. Maschinengewehrsalven ratterten den Detonationen hinterher und getroffene Kollektivisten fielen die Stufen hinunter.
Frank und seine Leute setzten den Überlebenden nach und schossen sie in einem dunklen Hausflur zusammen. Dann

kroch Kohlhaas zurück in die Wohnung, um von Alfred und den anderen wieder hinausgestoßen zu werden.
„Die haben auch Handgranaten! Runter!“, brüllte der hünenhafte Bäumer und ein von Staubwolken und Schuttsplittern begleitetes Donnern war aus der Wohnung zu hören.
Inzwischen kamen die übrigen Waräger auf ihren Lastern herangebraust und eröffneten sofort das Feuer auf die überraschten KKG-Männer in den Straßen. Sie mähten ganze Schwärme ihrer Gegner mit einer mörderischen Salve nieder und sprangen dann von den LKWs, um auf die in Unordnung geratene feindliche Rotte loszugehen. Panisch lief der Rest der Kollektivisten daraufhin davon, während Frank und die anderen wieder auf die Straße rannten. Wenig später waren die Feinde verschwunden. Kohlhaas gab seinen Männern sofort den Befehl zur Weiterfahrt, denn der von Artur Tschistokjow geführte Demonstrationszug befand sich inzwischen in arger Bedrängnis.

Als die Lastwagen der Warägergarde mit lautem Gedröhne über das Pflaster donnerten und mitten in einen weiteren Pulk von Kollektivsten hineinrasten, sprangen diese entsetzt auseinander. Dahinter erblickten die Waräger nun die Masse ihrer Mitstreiter, die dadurch eine freie Straße zum Weitermarsch erhalten hatte.
General Kohlhaas und seine Leute stiegen eilig von den Ladeflächen ihrer Transporter und wandten sich augenblicklich jenen Kollektivisten zu, die sich noch mit den Rus in den Haaren lagen und diesen schwer zusetzten.
„Wenn wir in die Menge feuern, dann ballern wir unsere eigenen Leute nieder!“, warnte Bäumer und riss seinem übermütigen Freund das Gewehr aus der Hand.

Frank zögerte nicht lange und brüllte seinen Leuten zu: „Bajonette!“
Mit einem lauten Kriegsschrei griffen die Waräger an und stachen einen Haufen ihrer Feinde nieder, der Rest der Kontrahenten wandte sich nun auch zur Flucht. Aufgeregter Jubel brandete durch die Reihen der Rus, obwohl einige von ihnen schwer verletzt waren und sich die blutenden Köpfe hielten. Bald konnten Tschistokjows Anhänger endlich weiterziehen und Puschkin wieder verlassen. Für heute griffen ihre Gegner nicht mehr an. Zwar wurden noch einige Rus auf dem Nachhauseweg von Kollektivisten überfallen, doch konnte Tschistokjows Freiheitsbewegung an diesem Tag ohne Zweifel von einem Erfolg sprechen. Es war den Anhängern Uljanins nicht gelungen, ihren Protestmarsch durch den Süden von St. Petersburg zu verhindern
Die schwarz-roten Gegner waren vertrieben worden und die Kundgebung der Rus hatte wie geplant beendet werden können. Trotzdem hatten Tschistokjows Anhänger auch einige Tote zu beklagen. Etwa 60 Waräger waren von den KKG-Leuten erschossen worden, deren Verluste waren allerdings bedeutend höher.
„Wir haben uns Respekt verschafft!“, knurrte Kohlhaas nach dem blutigen Straßenkampf und sprach von einem großen Sieg. Das Gleiche tat auch das weißrussische Fernsehen und die Zeitungen des Landes. „Schwarz-rote Terrorbanden verjagt!“, titelte die Staatszeitung. Die kollektivistischen Zeitungsorgane hingegen schworen bittere Rache und gelobten Vergeltung.

Zwei Tage später machten sich Frank und Alfred auf den Weg nach Ivas. Svetlana aus Minsk kam diesmal auch mit, Bäumer schien sich richtig verliebt zu haben.

Den ganzen Tag hörte Kohlhaas schon das Lachen und Turteln der beiden im oberen Stockwerk und wirkte langsam sichtlich genervt.
Murrend zog der General die Zimmertür zu, nachdem er sich den Fernseher vor das Bett gestellt hatte. Gegen Mittag machte er sich auf den Weg zu HOK, um mit ihm noch eine Runde Battle Hammer zu spielen.
Es war ein schönes und entspannendes Spiel, obwohl Kohlhaas von seinem korpulenten Gegenspieler erneut gehörig in die Mangel genommen wurde und seine Orks von der Spielplatte gefegt wurden.
„Ich muss die Regeln noch einmal durchlesen“, gab Frank kleinlaut zu, als sie fertig waren.
HOK grinste nur. Der Informatiker hatte ja auch wesentlich mehr Zeit als er, die Spielanleitung von Battle Hammer akribisch zu studieren. Letztendlich schnappte sich der geschlagene Rebell noch einen Haufen neuer Miniaturen, die ihm HOK im Internet ersteigert hatte, und machte sich dann auf den Weg nach Hause, wo ihn Alf und Svetlana als glücklich grinsendes Pärchen erwarteten.
Sie hatten einen Kuchen gebacken und präsentierten ihn stolz, als er zur Haustür hereinkam. Es war eine skurrile Szene: Die süße Svetlana und der riesige Alf in Schürzen vor dem alten Backofen. Frank musste schmunzeln.
Er bemalte noch einige seiner Figuren und versuchte das liebevolle Geschnatter in der Küche nicht weiter zu beachten. Doch irgendwie gelang es ihm nicht ganz, die beiden Verliebten gänzlich zu ignorieren.
„Morgen unternehme ich etwas mit Julia“, nahm er sich noch fest in Gedanken vor und schlief dann irgendwann ein.

„Na, auch wieder im Lande?“, sagte Julia grinsend, als sie Frank, für seine Verhältnisse ordentlich gekämmt und geschniegelt, an der Haustür abholte.
„Ja, sicher!“, kam leise zurück.
Sie umarmte ihn und schlug vor, nach Kaunas, der nächsten größeren Stadt in der Nähe von Ivas zu fahren, um mit Frank ein Theaterstück anzusehen.
„Nach Kaunas?“ Der Rebell stutzte.
„Ja, da läuft doch heute „Romeo und Julia“. Das würde ich gerne mal sehen“, schwärmte die Schönheit.
„Was ist denn das für ein Theaterstück?“, fragte Kohlhaas skeptisch.
„Ach, das finde ich total toll! Es geht um eine verbotene Liebe zwischen zwei jungen Menschen“, erklärte Julia mit einem erwartungsvollen Lächeln.
„Verbotene Liebe?“ Frank war verwirrt.
„Ja, ist das nicht romantisch? Und als Theaterstück habe ich es noch nie gesehen. Nur einmal als Film!“
„Wir können ja auch bei Steffen de Vries rumhängen“, schlug der junge Mann vor und wirkte hilflos.
„Nix da!“, hörte er. „Sei doch einmal spontan und nicht immer so ein Klotzkopf!“
„Klotzkopf?“
„Immer zu Steffen de Vries zu gehen, ist doch total langweilig. Ich fahre mit dem Auto meiner Mutter. Aber du solltest dir noch ein paar schönere Sachen anziehen, Frank!“
Kohlhaas verzog seinen Mund. „Noch schönere?“
„Wenn man ins Theater geht, dann sollte man sich auch entsprechend kleiden, Herr General!“, erklärte Julia und wirkte so altklug wie ihr Vater.
„Hmpf!“, gab Frank zurück.
„Doch! Das machen wir heute Abend!“

„Ins Theater nach Kaunas? Und „Romeo und Julia“ ansehen?“
„Ja, genau! Das ist ein Befehl, Soldat!“, scherzte sie und strich Frank sanft durch die Haare.
„Hmm …“, erhielt sie als vielsagende Reaktion.
Um 17.45 Uhr holte die Tochter des Außenministers den verunsicherten Straßenkämpfer ab und sie fuhren ins Theater. Auf der Autofahrt plapperte die hübsche Blondine ununterbrochen drauf los und ließ ihren Begleiter kaum mehr zu Wort kommen.
„Was soll’s! Schlimmer als die Sapporo-Front kann es auch nicht werden!“, dachte sich Frank und folgte Julia in das Schauspielhaus von Kaunas.

Die Freiheitsbewegung der Rus verstärkte ihre Werbetätigkeit in St. Petersburg nun in noch größerem Stil. Täglich verteilten Tschistokjows Anhänger Flugblätter oder hingen Plakate auf. Auch die ständigen Auseinandersetzungen mit den Kollektivisten schreckten sie auf Dauer nicht ab.
Gelegentlich veranstaltete die Ortsgruppe der Rus sogar kleinere Kundgebungen in den Vororten der Metropole. Die Freiheitsbewegung wuchs dadurch in rasantem Tempo an, doch die Straßen der Innenstadt waren für Tschistokjows Gefolgsleute noch immer ein sehr gefährliches Pflaster.
Uljanin wirkte derweil leicht verunsichert, als er hörte, dass St. Petersburg nach wie vor noch nicht ganz unter der Kontrolle seiner Männer stand. Wütend rief er seine Leute zu einem noch brutaleren Straßenterror auf und setzte Kopfgelder auf führende Aktivisten der Rus aus. Sogar kriminelle Banden von nichtrussischen Einwanderern versuchte er jetzt als Schlägertrupps oder KKG-Mitglieder gegen gute Bezahlung zu rekrutieren.

Viele in St. Petersburg wohnende Mitstreiter von Tschistokjow wurden in den folgenden Wochen daraufhin massiv terrorisiert. Einigen wurden die Autos angezündet, andere wurden in dunklen Gassen überfallen oder einfach auf offener Straße erschossen.
Die Kämpfer der Freiheitsbewegung wurden im Gegenzug jedoch auch immer hasserfüllter und versuchten gegen die Übermacht der Kollektivisten mit ähnlichen Mitteln zurückzuschlagen.
Doch der Terror der schwarz-roten Trupps führte letztendlich nicht zum gewünschten Ziel. Viele Bürger der Stadt erkannten das wahre Gesicht von Uljanins Bewegung und wandten sich zunehmend den Lehren Tschistokjows zu. Sogar einige Kollektivisten, die sich anfangs noch mit einem gewissen Idealismus der KVSG angeschlossen hatten, kehrten der Organisation schließlich den Rücken und liefen zur Freiheitsbewegung über.
Anfang April führten die Rus drei gleichzeitig stattfindende Demonstrationen mit jeweils einigen Tausend Teilnehmern in den Vororten St. Petersburgs durch und ernteten großen Zuspruch bei der Bevölkerung. Die Angriffe und Störungsversuche der Kollektivisten hatten in den Randbezirken der Metropole derweil leicht abgenommen.
Frank, Alfred und eine Truppe von etwa 100 Warägern waren währenddessen im Umland unterwegs. Sie zeigten in den kleineren Ortschaften östlich von Smolensk Präsenz und schüchterten allein dadurch den politischen Gegner ein.
In Zentral- und Ostrussland begannen die Kollektivisten dagegen bereits mit der Umsetzung ihrer Pläne. Hausbesitzer, Unternehmer und selbst die wenigen noch lebensfähigen Bauern wurden enteignet. Wer sich nicht fügte und seinen Besitz nicht freiwillig an die neuen „Menschheitsbe-

glücker“ abtrat, den erwarteten brutale Zwangsmaßnahmen. Personen, die sich als Patrioten offen zur russischen Kultur und ihrem Volk bekannten oder öffentlich den christlich-orthodoxen Glauben praktizierten, wurden als „Feinde der Gleichheit“ inhaftiert oder liquidiert. Es waren Hunderttausende.
Ein regelrechter Flüchtlingsstrom setzte daraufhin in den Westteil Russlands, nach Weißrussland und ins Baltikum ein. Artur Tschistokjow nahm seine Landsleute gerne auf und viele schlossen sich seiner Organisation an, um Widerstand gegen die Kollektivisten zu leisten.
So rückten am 7. April frisch aufgestellte Verbände der Volksarmee der Rus in den Norden der Ukraine ein und besetzten Luck, Rivne und Zytomyr. Hier hatten sich Uljanins Anhänger noch kaum festgesetzt und somit hielt sich auch ihre Gegenwehr in Grenzen. Peter Ulljewski und seine Trupps folgten der Volksarmee und zerschlugen die Strukturen der KVSG mit gnadenloser Härte.

Vitali Uljanin selbst war inzwischen nach New York geflogen, um dem Rat der Weisen einen persönlichen Bericht über den Vormarsch der kollektivistischen Revolution in Russland abzugeben. Er war weitgehend guter Dinge, denn alles in allem konnte er viele Erfolge vorweisen.
Lediglich einige kleinere Rückschläge hatten seine Männer hinnehmen müssen, doch das änderte nichts an seiner Gewissheit, bald die verhassten Rus vernichtet und ganz Russland unter seine Kontrolle gebracht zu haben.
„Was ist mit den Meldungen über weitere Städte, die von den Leuten Tschistokjows eingenommen worden sind?“, fragte ihn der Weltpräsident, das prominenteste Mitglied

des höchsten Gremiums der weltweiten Logenorganisation.
Der Kollektivistenführer zögerte für einen kurzen Moment und überlegte sich eine passende Antwort, dann erwiderte er selbstbewusst: „Nun ja, hier und da haben diese Reaktionäre einige Ortschaften und Städte in ihre Gewalt gebracht. Aber keine wichtigen. Das sind vorübergehende Erscheinungen. Die kollektivistische Bewegung breitet sich planmäßig nach Westen und in die Ukraine aus. Auch in China sind bereits …“
Ein ergrautes Ratsmitglied mit buschigem Bart fuhr dazwischen: „Bruder Uljanin, wir haben gedacht, dass Sie Russland noch schneller in kollektivistischen Besitz bringen können und wir sind, wenn ich mir diese Bemerkung erlauben darf, etwas enttäuscht darüber, dass es dort noch immer so viel Widerstand gibt!“
„Dieser Tschistokjow ist ein lächerlicher Hund! Sie glauben doch nicht ernsthaft, dass er auf Dauer dem geballten Ansturm meiner Massenbewegung gewachsen ist?“, antwortete Uljanin leicht verärgert.
Der Vorsitzende des Rates sah ihn mit kalten Augen an und trommelte unruhig mit seinen Fingern auf dem Tisch herum.
„Vielleicht unterschätzen Sie den Anführer der Freiheitsbewegung der Rus auch, Bruder Uljanin …“
„Nein! Sicherlich nicht, Eure Exzellenz! Aber ich verspreche, dass ich ihn und seine Bewegung bald ausradiert haben werde“, gab der Chef der russischen KVSG zurück.
„Und Sie sind sicher, dass Sie keine weitere Unterstützung durch die GCF benötigen?“, erkundigte sich der Weltpräsident.

Uljanin sah ihn trotzig an und wirkte fast beleidigt. Er rieb sich die Hände und versuchte dem arroganten Blick des Vorsitzenden des Weltverbundes standzuhalten.
„Nein! Dafür gibt es keinerlei Anlass, Herr Weltpräsident!"
Ein Großbankier aus London erbat das Wort und der Vorsitzende des hohen Rates nickte. „Wie sieht es denn in St. Petersburg aus?"
„St. Petersburg?" Vitali Uljanin sah sich für einige Sekunden nervös um. „Wir haben die Metropole so gut wie im Griff!"
„So gut wie?", hörte er den Banker hämisch nachhaken.
„Ja, die Rus werden dort keinen Fuß mehr auf den Boden bekommen. Wir sind stark in der Überzahl und werden sie bald endgültig verdrängt haben …"
„Vielen Dank, Bruder Uljanin!", sagte der Vorsitzende des Rates der 13 und erklärte, dass die Unterredung jetzt beendet sei.
Der Kollektivistenführer verließ den Raum und hörte die Ratsmitglieder noch eine Weile hinter der dicken Tür aus Eichenholz schwatzen und lachen. Der spitzbärtige Mann erschien äußerst missgestimmt, denn offenbar glaubten die hohen Herren noch nicht so ganz an seine überragenden Fähigkeiten.
„Denen werde ich noch zeigen, was meine Revolution alles bewirken wird!", flüsterte er wütend vor sich hin und ging langsam zum Ausgang des prunkvollen Logengebäudes.

Artur Tschistokjow hatte Prof. Hammer mittlerweile mit einem geheimen Forschungslabor im Baltikum ausgestattet. Der Wissenschaftler, dessen Familie nach seiner Flucht aus „Europa-Mitte" von der GSA inhaftiert worden war, nannte sich selbst einen „glühenden Bewunderer Tschistokjows".

Nachdem der alte Mann monatelang von der GSA unter Druck gesetzt worden war und der Geheimdienst sogar gedroht hatte, ihn zu ermorden, wenn er nicht mit ihnen zusammenarbeitete, hatte er sich entschlossen, nach Weißrussland zu fliehen.
Seine Erfindungen erwiesen sich als äußerst interessant für die zahlenmäßig kleine Streitmacht des weißrussischen Präsidenten. Zunächst war jedoch noch alles in der Vorbereitungsphase und ein kleines Team von wissenschaftlichen Mitarbeitern war Prof. Hammer als Unterstützung bereitgestellt worden. Der Forscher arbeitete nach wie vor an seinem Plasmawerfer und präsentierte Mitte April einen ersten Prototyp, der dank großzügiger Geldzuwendungen endlich fertiggestellt worden war.
Nur eine kleine Gruppe Vertrauter wurde mit den geheimen Forschungen Prof. Hammers bekannt gemacht. Frank gehörte als Anführer der Warägergarde dazu. Ebenso Herr Wilden und Verteidigungsminister Lossov. Am 18. April fuhren die Männer nach Druja in Lettland, um sich die neuartige Waffe vorführen zu lassen.
Eine Stahltür öffnete sich und gab den Weg in einen unterirdisch gelegenen Raum frei. Fahles Licht fiel durch den grauen Durchgang und die Besucher passierten eine weitere Tür, dann begrüßte sie Prof. Hammer.
Frank wusste nicht so recht, was er von dem technischen Hokuspokus vor sich halten sollte. Eine futuristisch aussehende Waffe, vielleicht dreimal so schwer wie ein gewöhnliches Sturmgewehr, war in eine metallene Halterung eingespannt worden. Die Mündung der Waffe zielte auf eine dicke Stahlplatte.
„Jetzt bin ich aber gespannt!“, bemerkte Wilden leise.
Frank sah ihn entgeistert an. „Will der Typ diese dicke Platte aus massivem Stahl etwa durchschießen?“

Artur Tschistokjow wirkte ebenfalls äußerst erwartungsvoll und lächelte.
„Ich muss noch etwas einstellen!“, murmelte der Wissenschaftler aufgeregt und hantierte an der seltsamen Waffe herum.
Verteidigungsminister Lossov fragte den Präsidenten, was der alte Herr dort machte, doch Artur Tschistokjow wusste es selbst nicht genau und zuckte nur mit den Achseln.
„Die sind zum Schutz der Augen!“, sagte Prof. Hammer und überreichte seinen Gästen einige Schutzbrillen.
„So etwas nenne ich einen Freak!“, tuschelte Frank.
Wilden knuffte ihn leicht und wollte nicht abgelenkt werden.
„Der Plasmawerfer! The plasmagun!“, rief der Professor mit einem zufriedenen Lächeln und postierte sich hinter der Waffe.
Für einige Sekunden herrschte eine gespannte Stille, dann ertönte ein lautes Zischen und ein bläulicher Blitz leuchtete auf. Trotz der Schutzbrille konnte Frank kaum etwas in dem gleißenden Lichtschein, der ihn plötzlich an die Holozelle erinnerte, erkennen. Ein leises Knistern huschte durch den Raum, dann standen die Zuschauer mit weit aufgerissenen Augen da.
„Es klappt! Es klappt!“ Der Wissenschaftler hüpfte wie ein hyperaktives Rumpelstilzchen auf und ab, während die übrigen Männer staunten.
Die seltsame Waffe hatte ein mehr als faustgroßes Loch durch die massive Stahlplatte gefressen. Es war unfassbar. So etwas hatte Frank noch nie gesehen.
„Großartig!“, sagte Artur Tschistokjow mit Bewunderung.
Prof. Hammer ließ den Plasmawerfer noch einige weitere Schüsse abgeben und am Ende ähnelte die Stahlplatte einem Schweizer Käse.

„Das Ding zerlegt sogar einen Panzer!“, meinte Wilden verblüfft.
„Aber mit einem einzigen Plasmawerfer werden wir auch nicht viel bewirken. Wir müssen die schon in größerer Zahl produzieren lassen“, antwortete Frank und drehte sich dem Außenminister zu.
„Vielleicht können das ja die Japaner machen? Es wäre eine Anfrage wert“, gab der ältere Herr zurück.
„Oder wir bauen einen Industriebetrieb um. Ich habe davon allerdings keine Ahnung!“, schlug General Kohlhaas vor.
„Wir werden das besprechen auf eine Sitzung!“, fuhr ihnen Tschistokjow dazwischen und zwinkerte den beiden Deutschen zu.

Der weißrussische Präsident war von Prof. Hammers Erfindung vollkommen hingerissen und schwor den kleinen Kreis der Wissenden darauf ein, strengste Geheimhaltung zu wahren. Ein ganzer Stab ausgewählter Physiker, Chemiker und Technikexperten aus ganz Weißrussland und dem Baltikum wurde dem genialen Wissenschaftler in den nächsten Tagen als Unterstützung zur Verfügung gestellt.
Und während der Erfinder in seinem unterirdischen Labor weiter an der Verbesserung der sensationellen, neuen Waffe arbeitete und Tschistokjow über eine industrielle Produktion nachdachte, ging der politische Kampf an der Oberfläche in gewohnter Härte weiter. Trotz der Hasstiraden Uljanins und weiterer Überfälle auf die Anhänger der Freiheitsbewegung, verloren die Kollektivisten in St. Petersburg immer mehr an Boden. Es gelang ihnen nicht, ihre Gegner aus den Vororten der Metropole zu verjagen.

Die KVSG sah es allerdings trotzdem nur als eine Frage der Zeit an, bis sie die Rus endlich zermürbt hatten. Moskau und der Osten Russlands waren schon fest in ihrer Hand. Doch die Anhänger Tschistokjows versuchten nun auch weiter östlich, zumindest wo es möglich war, einen propagandistischen Gegenangriff zu starten. So zogen sie im April mit mehreren Tausend Mann durch die Stadt Voronez und erneut kam es zu Auseinandersetzungen mit den schwarz-roten Gegnern.
Frank, Alfred und die Waräger stürmten derweil das neu eingerichtete Hauptquartier der Kollektivisten in Kursk und nahmen bei dieser Blitzaktion einige von Uljanins Funktionären gefangen. Anschließend zerschlugen sie die Strukturen der KVSG in Gubkin und Belgorod im Süden der wichtigen Großstadt. Bis zum Ende des Monats war das Gebiet schließlich von kollektivistischen Funktionären gesäubert worden.
Bald darauf machten sie sich auf den Weg nach Orel, wo KKG-Trupps versuchten, die Stadt zu besetzten. Als sie von den herannahenden Warägern hörten, zogen sie sich jedoch wieder ins Umland zurück und lagerten dort. Artur Tschistokjow verstärkte die Position seiner Männer sofort mit einer Abteilung der Volksarmee und die Kollektivisten zogen letztendlich nach Efremov ab.
In der Ukraine hatte Uljanin das Donezbecken mittlerweile vollständig in seine Gewalt gebracht. Schwarz-rote Fahnen wehten von den Dächern der Rathäuser und „Verwaltungsräte der KVSG“ diktierten seit kurzem das öffentliche Leben. Der Kollektivistenführer ließ weiterhin in Maryopol, Berdjansk und Zaporizza Arbeiterstreiks organisieren und führte Massendemonstrationen durch. Anfang Mai hatten auch hier die Kollektivisten die Kontrolle an sich gerissen.

Im Süden der Ukraine stießen die schwarz-roten Revoluzzer auf nur wenig Widerstand. Dort gab es kaum schlagkräftige Ortsgruppen der Rus und auch ansonsten wagte es niemand mehr, sich den Kollektivisten in den Weg zu stellen.
Derweil hofften die Menschen in Zentral- und Ostrussland noch immer darauf, endlich die von Uljanin versprochene „Gleichheit“ und „Gerechtigkeit“ zu erleben. Statt einer Verbesserung der sozialen Lage, führten die Zwangsenteignungen jedoch vor allem in den ländlichen Regionen zu Hungersnöten und einem gewaltigen Chaos.
An den leeren Mägen und der noch weiter wachsenden Verzweiflung vieler Russen änderten auf Dauer auch die wohlklingenden Phrasen des Kollektivistenführers nichts. Er predigte zwar noch immer, dass die „reaktionären Gegner der Revolution“, womit er vor allem die Freiheitsbewegung der Rus meinte, erst vernichtet werden müssten, bevor er seine Versprechungen umsetzen konnte, doch änderte das nichts an einer langsam abebbenden Euphorie seiner Anhängerschaft und einem wachsenden Unmut in der Bevölkerung.
Artur Tschistokjow und sein Kabinett hatten die Situation richtig durchschaut und hofften nun darauf, dass die Schlagkraft der schwarz-roten Scharen mit der Zeit langsam nachlassen würde. Nach einer groß angelegten Werbeoffensive und mehreren Demonstrationen gelang es den Rus die Macht in den nordukrainischen Städten Nizyn, Pryluki und Sumy zu erringen. Sämtliche Rathäuser, Verwaltungszentren und Pressehäuser wurden in einer kühnen Aktion von den grauen Ordnertrupps Tschistokjows besetzt, was die Position der Freiheitsbewegung in dieser Region nachhaltig stärkte.

Am 12. Mai 2037 besuchte der weißrussische Präsident seine Anhänger in Kiew und sprach vor mehreren Tausend Menschen in einem alten Fußballstadion am Stadtrand. Er baute die Ortsgruppe in der größten Stadt der Ukraine weiter aus und bereitete sie auf die Ausweitung der kollektivistischen Revolution nach Kiew vor.
Frank und Alfred machten sich zeitgleich wieder auf den Weg nach St. Petersburg und unterstützten die dortigen Mitstreiter bei ihren pausenlosen Werbekampagnen.
Für den 18. Mai hatte Tschistokjow eine Demonstration durch den Norden der Metropole geplant. Nach wochenlangen Vorbereitungen gelang es ihm schließlich, nicht weniger als 30000 seiner Anhänger zu mobilisieren.
Die Kollektivisten hielten sich diesmal mit einem offenen Angriff auf den Demonstrationszug zurück und beließen es bei den üblichen Überfällen auf kleinere Gruppen ihrer Gegner an Bahnhöfen, U-Bahn-Stationen oder in dunklen Gassen.
Dieses zurückhaltende Vorgehen des Feindes wertete Artur Tschistokjow als ersten Erfolg und er hatte Recht. Seit der blutigen Auseinandersetzung im März dieses Jahres waren die St. Petersburger Kollektivisten wesentlich ruhiger geworden, zumindest was offene Attacken auf die demonstrierenden Rus betraf.

In den Hexenkessel

Heute hatte Artur Tschistokjow seine engsten Mitstreiter und Gruppenleiter in Minsk zusammengerufen. Er war fest entschlossen, St. Petersburg zu erobern und plante bereits die nächsten Protestmärsche.
„Hier ist das Hauptquartier der Kollektivisten in St. Petersburg, das Gehirn ihrer ganzen Struktur in dieser Stadt, in der Uliza Nekrasova: Das Haus der Gerechtigkeit."
Artur Tschistokjow deutete auf eine große Leinwand.
„Und das ist Theodor Soloto, der Leiter der St. Petersburger KVSG und der führende Kopf von Uljanins Bewegung im westlichen Russland!"
„Was für eine unsympathische Hackfresse", zischte Frank auf Deutsch und krallte sich am Holz des Konferenztischs fest.
„Was?", kam auf Russisch von der Seite.
„Nichts!", erwiderte Kohlhaas kopfschüttelnd und sah seinen Nebenmann an.
Artur redete jetzt immer schneller und Kohlhaas spitzte die Ohren.
„Dieser Soloto ist sehr gefährlich und verdammt skrupellos!", warf der Leiter der Freiheitsbewegung von St. Petersburg, Juri Lebed, ein rotblonder Mann Anfang 30, mit ernstem Blick in die Runde.
„Kannst du uns weitere Dinge über ihn sagen?", fragte Tschistokjow.
Lebed überlegte kurz und erwiderte: „Dieser Soloto ist so in meinem Alter. Ich habe gehört, dass er angeblich Philosophie und Sozialwissenschaften in Moskau studiert haben soll. Irgendwann hat er sein Studium abgebrochen und ist zur KVSG gegangen. Dort hat er schnell Karriere ge-

macht. Viele fürchten ihn aufgrund seiner Hinterlistigkeit und Skrupellosigkeit. Clever, gerissen ist er, wie ein Fuchs."

„Wir werden ihn trotzdem besiegen! Egal wie listig er ist!", donnerte der weißrussische Präsident und starrte das Foto auf der Leinwand, das Soloto mit einem zynischen Grinsen im Gesicht zeigte, wütend an.

„Im Juni werden wir in der Innenstadt demonstrieren und direkt am Haus der Gerechtigkeit vorbeiziehen!", ergänzte der blonde Rebellenführer.

Frank schnaufte und einige Männer schauten sich besorgt um. Der eine oder andere äußerte Einwände.

Doch Artur Tschistokjow winkte ab und erklärte: „Ich verstehe, dass ihr Angst habt. Und glaubt nicht, dass ich keine habe. Das wird nicht angenehm, aber es ist notwendig, wenn wir St. Petersburg für uns gewinnen wollen!"

Der Anführer der Rus hatte Recht, das sah letztendlich auch Kohlhaas ein. Sie mussten über kurz oder lang in das Herz der Metropole vorstoßen. Es bedeutete allerdings, dass ihnen wieder heiße Tage bevorstanden.

Alf war mit Svetlana nach Ivas gefahren und verbrachte einige ruhige Tage mit seiner neuen Freundin. Frank hingegen befand sich nach wie vor in Minsk und wurde von Tschistokjow ständig zu neuen Besprechungen geladen.

Auch Wilden besuchte ihn des Öfteren und hielt ihm Vorträge über den weiteren Verlauf des politischen Kampfes. Der General wirkte hingegen langsam erschöpft und überfordert. Manchmal ging er überhaupt nicht mehr ans Telefon und verkroch sich wie ein krankes Tier in seiner Wohnung.

Die letzten Wochen hatten erneut stark an seinen Kräften gezehrt und in den wenigen ruhigen Stunden dachte er an Julia, sinnierte über eine gemeinsame Zukunft und wäre am liebsten wieder nach Ivas verschwunden. Sogar sein Freund Alf war ihm mittlerweile in Frauenfragen zuvorgekommen und schwärmte ständig von Svetlana. Zwar war die junge Russin mit dem kastanienbraunen Haar und den leuchtenden grünen Augen ihm durchaus sympathisch, doch empfand er auch einen gewissen Neid, wenn er Bäumer und sie Arm in Arm herumspazieren sah.
Svetlana studierte an der Minsker Universität und wollte genau wie Julia Grundschullehrerin werden. Sie war immer höflich und nett, deshalb konnte sich Frank auch nur schwer erklären, wie eine so zarte und hübsche Frau ausgerechnet an einen hünenhaften Haudegen wie Alf geraten konnte.
Aber im Bezug auf Julia und ihn hätte man sich durchaus die gleiche Frage stellen können – allerdings war die hübsche Blondine aus Ivas aufgrund ihres Vaters zumindest „vorbelastet".
„Die Wege der Liebe sind unergründlich", sagte Kohlhaas manchmal leicht melancholisch zu sich selbst, wenn er Alf und Svetlana zusammen sah. Es war wirklich ein seltsames Pärchen. Der breitschultrige, bärtige Kämpfer, vor dessen Körperkraft selbst Frank Respekt hatte, und die angehende Grundschullehrerin, die erzählte, kleine Kinder und Hundewelpen lieb zu haben.
Aber offenbar hatte es zwischen den beiden richtig gefunkt und sie schienen sich prächtig zu verstehen. Wenn Alf und Svetlana den General in seiner Wohnung in Minsk besuchten, dann hörte man oft nur die aufgeregte, helle Stimme der jungen Russin und ab und zu das gemütliche Brummen ihres hünenhaften Freundes. Gelegentlich erinnerte Bäu-

mer Frank an einen Braunbären, der sich mit einem glücklichen Knurren auf dem Sofa in seinem Wohnzimmer niedergelassen hatte.
Frank wartete einige Minuten und umklammerte das Telefon in unterschwelliger Erwartung, während Agatha Wilden ihre Tochter im oberen Stockwerk des Hauses suchte. Alfs glückliches Geturtel mit seiner neuen Freundin hatte auch in ihm wieder die Sehnsucht nach Julia entfacht. Kohlhaas hatte sich daher fest vorgenommen, sie heute Abend anzurufen und es keinesfalls wieder zu vergessen oder sich erneut durch irgendetwas anderes davon abbringen zu lassen. Jetzt hörte er am anderen Ende der Leitung, wie jemand die Treppe herunterkam.
„Frank?“
„Ja, ich bin’s! Hallo Julia! Wollte mich nur mal melden! Alles klar bei dir?“, sagte er erfreut.
„Ja, alles so weit okay. Schön, dass du anrufst. Wann kommst du denn wieder nach Ivas?“
Kohlhaas überlegte. „Das dauert wohl noch. Ich muss demnächst wieder nach Russland …“
„Verstehe!“, antwortete die junge Frau.
„Aber sobald ich kann, komme ich vorbei“, versprach er felsenfest.
Sie redeten über einige Alltäglichkeiten und Frank versicherte ihr, dass er sie sehr vermisste. Er überlegte kurz, ob er sie nicht noch einmal auffordern sollte, auch nach Minsk zu ziehen und schließlich tat er es auch.
„Äh, Julia. Ich wollte dich noch was fragen …“
„So? Schieß los!“
„Willst du nicht doch zu mir nach Minsk kommen?“
Sie schwieg einige Sekunden. Dann antwortete sie: „Ich überlege es mir, okay?“

„Du kannst dir eine Zweitwohnung holen und musst ja auch nicht ganz aus Ivas wegziehen, immerhin ist deine Mutter …“
„Du sagst es!“, unterbrach ihn die junge Frau. „Mein Vater ist auch kaum noch hier. Er ist ständig unterwegs, genau wie du!“
„Aber es wird doch nicht ewig so weitergehen“, erklärte Frank wenig überzeugend.
„Nicht ewig? Gut, wenn ihr die ganze Welt befreit habt, dann hast du vielleicht mal Zeit für mich!“, meinte Julia trocken.
Kohlhaas stockte und schnaufte in den Hörer. Dann überlegte er kurz und bemerkte: „Sehr witzig! Du kannst es doch mal versuchen. Ich vermisse dich so sehr. Mehr kann ich auch nicht sagen …“
„Lass mir noch ein wenig Bedenkzeit, Frank!“
Der Rebell wirkte betrübt, denn Julia hatte mit ihren Andeutungen ohne Zweifel einmal mehr ins Schwarze getroffen. Sie telefonierten noch eine Weile. Dann legte Frank auf und zog sich grübelnd in sein Zimmer zurück.

In den folgenden Tagen kam Alf wieder zurück nach Minsk und ließ Svetlana erst einmal zurück. Die Warägergarde machte sich mit ihrer Lastwagenkolonne auf den Weg nach Zizdra und patrouillierte in den Dörfern und Kleinstädten bis kurz vor Tula.
Nennenswerte Zwischenfälle gab es keine, aber nach Tula selbst fuhren sie nicht hinein. Hier hatten die kollektivistischen Trupps die Macht auf den Straßen.
Die Massendemonstration durch die Innenstadt von St. Petersburg war inzwischen für den 17. Juni vorgesehen und erneut entfaltete die Freiheitsbewegung eine fieberhaf-

te Werbeaktivität in den Straßen der Metropole, um genügend Leute zusammenzutrommeln.
Theodor Soloto betrachtete den Versuch am Haus der Gerechtigkeit vorbeizumarschieren als üble Provokation und schärfte seinen Unterführern einen harten Kurs ein. Die Kollektivisten gedachten ihrerseits mehr oder weniger auf der gleichen Strecke ihre eigene Demonstration durchzuführen und somit waren Zusammenstöße vorprogrammiert.
Vitali Uljanin wollte diesmal nicht selbst nach St. Petersburg kommen und überließ es Soloto, die Rus aufzuhalten. Er war in diesen Tagen in der Ukraine unterwegs und setzte dort den Aufbau seiner Revolutionsbewegung unbeirrt fort.
So gut wie alle GCF-Truppen hatten Russland mittlerweile verlassen und die Weltregierung war froh, sie endlich im krisengebeutelten Nahen Osten und in anderen Regionen der Welt einsetzen zu können. Die Mächtigen verließen sich vollkommen auf Uljanin und seine Kollektivisten. Zudem nahmen sie von den ständigen Scharmützeln im Westteil Russlands auch nur wenig wahr. Ob Artur Tschistokjows Anhänger die eine oder andere Stadt unter Kontrolle hatten, schien sie nicht sonderlich zu interessieren. Für sie war der endgültige Sieg des Kollektivismus in Russland auf lange Sicht absolut unabwendbar.
Die russischen Polizisten im Westteil des Landes hatten es hingegen schon lange aufgegeben, sich weiterhin zusammenschlagen oder erschießen zu lassen. Die Beamten, die ihr Gehalt nur noch unregelmäßig ausgezahlt bekamen, ließen beide Revolutionsbewegungen inzwischen unbehelligt gewähren und warteten lediglich ab, wer sich am Ende durchsetzen würde. In den von Uljanin beherrschten

Gebieten waren sie ohnehin schon durch KKG-Männer ersetzt worden.
Den Befehl von oben, auf der Seite der Kollektivisten die Freiheitsbewegung der Rus zu bekämpfen, missachte der größte Teil der russischen Beamten allerdings. Im Gegenteil, mittlerweile zeigten die meisten der noch verbliebenden Polizisten eher eine Sympathie für Tschistokjow als für die randalierenden Mobs Uljanins. Der Anführer der Rus war mit dieser Situation durchaus zufrieden, denn nun konnten beide Seiten ihren Machtkampf unter sich ausfechten.
Die Freiheitsbewegung der Rus bekam am 17. Juni nicht weniger als 70000 Menschen auf die Straße und Artur Tschistokjow stockte angesichts einer solchen Masse der Atem. Seine Anhänger strömten am Mesto Lenina zusammen, während sich die Kollektivisten zeitgleich zu ihrer eigenen Kundgebung zusammenfanden. Der schwarz-rote Demonstrationszug war ebenfalls mehrere Zehntausend Menschen stark.
Schon um 12.00 Uhr mittags glich die Innenstadt einem brodelndem Hexenkessel. Wie verfeindete Stämme warfen sich die Rus und ihre Gegner Beschimpfungen zu, dann flogen Steine, Flaschen und Brandsätze. Es kam zu den ersten schweren Zusammenstößen des Tages mit mehreren Toten und Verletzten.
Tschistokjow ließ sich jedoch nicht beirren und führte seinen laut brüllenden Demonstrationszug über die Liteynii Brücke, wo ihm einige Tausend Kollektivsten folgten. Andere Gegner blockierten den Weg am gegenüberliegenden Ufer und konnten erst nach weiteren Auseinandersetzungen zurückgedrängt werden.

Die Warägergarde und der St. Petersburger KKG lieferten sich währenddessen eine wilde Schießerei in den Straßen unweit der Marschroute.
Überall ertönte hasserfülltes Gezeter. Molotowcocktails, Steine und Gewehrkugeln flogen durch die Gassen. Um 13.30 Uhr zog die von Artur Tschistokjow angeführte Menge weiter durch die Zakhareyvskaja Uliza und kam nach etwa einem Kilometer in ein Gewirr von kleineren Nebenstrassen, wo sie erneut von den Kollektivisten angegriffen wurde.
Beide Seiten gingen sofort mit Knüppeln, Eisenstangen und Schlagringen aufeinander los. Von einigen Häuserdächern aus schossen KKG-Männer herunter und die bewaffneten Ordner der Rus erwiderten das Feuer. Dutzende von Demonstranten wurden von Kugeln getroffen und blieben auf der Straße liegen, doch die Rus schritten unbeirrt und hartnäckig weiter voran.

„Artur Tschistokjow! Der Befreier Russlands!“, tönte es aus dem Meer der Drachenkopffahnen.
„Reaktionäre Schweine!“ und „Kapitalistenknechte!“ schrieen die aufgebrachten Anhänger Uljanins.
Die Rus wälzten sich weiter durch die vor Wut brodelnden Straßenzüge, unerschütterlich und starrköpfig rückten sie Meter für Meter vor. Selbst Schüsse und Brandsätze, die wieder und wieder in ihren Reihen einschlugen, hielten sie nicht auf.
Sie kamen dem Haus der Gerechtigkeit in der Uliza Nekrasoya langsam immer näher und zunehmend mehr Gegner versammelten sich dort. Schließlich tauchte Theodor Soloto persönlich auf und rief seine KKG-Männer zum Angriff zusammen. Kurz darauf fielen die Kollektivisten

von mehreren Seiten über den Demonstrationszug der Rus her und eröffneten das Feuer.
Gewehrsalven schlugen in der Masse der sich nähernden Demonstranten ein und Kugeln jagten durch Knochen und Fleisch. Tschistokjows bewaffnete Ordner warfen sich augenblicklich auf den Asphalt und schossen zurück. Plötzlich gellte ein lauter Schrei durch die chaotische Unruhe und Tausende von Kollektivisten stürmten knüppelschwingend heran. Das war regelrechter Bürgerkrieg.
Wahllos prügelten beide Seiten aufeinander ein. Gliedmaßen wurden gebrochen und Schädel eingeschlagen. Tausende von Männern schossen und stachen sich gegenseitig nieder und verwandelten den ganzen Stadtteil in ein einziges, riesiges Schlachtfeld.
Frank, Alf und die Waräger kamen jetzt auch mit ihren Lastwagen herangebraust und feuerten auf alles in ihrem Weg. Nach einem harten Kampf trennten sich beide Seiten wieder und die Rus versuchten noch bis zum Haus der Gerechtigkeit vorzustoßen. Einige von ihnen bluteten und hinkten, andere lagen tot oder verletzt auf dem Straßenpflaster. Tschistokjows Anhänger erblickten nun das kollektivistische Hauptquartier, das nur noch Hundert Meter von ihnen entfernt war. Vor ihnen hatte sich inzwischen eine noch größere Masse von Kollektivisten versammelt. Der Anführer der Rus überlegte kurz, ob er seinen Ordnern den Angriff befehlen sollte, entschied sich dann jedoch um.
Den vielen St. Petersburger Bürgern, die sich ihm heute angeschlossen hatten und auch den zahlreichen Frauen, war eine weitere Straßenschlacht nicht mehr zumutbar.
„Wir ziehen uns zurück!“, befahl der blonde Rebellenführer enttäuscht und die Demonstranten änderten ihre Marschroute.

Daraufhin zog die Menge weiter zum Mesto Vosstaniya und dann eine breite Hauptstraße entlang zum Mesto Ostrovskogo, einem großen Platz in der Nähe des Neva Ufers.
Hier hielt Artur Tschistokjow eine aufwühlende Rede und wurde vom Jubel seiner Getreuen verabschiedet. Die Demonstration war vorbei und die Warägergarde versuchte die Teilnehmer auf ihrem Rückweg so gut es ging zu beschützen.
Bis in die tiefe Nacht hinein wurde St. Petersburg noch von zügelloser Gewalt gepeinigt und es gab weitere Tote und Verletzte. Züge und Straßenbahnen wurden beschossen und überfallen, Einkaufshäuser geplündert und mehrere Gebäude angezündet. Einige jugendliche Anhänger Tschistokjows setzten ein Gebäude in der Nähe des Mariinnsky-Theaters, das sie als Treffpunkt ihrer Gegner kannten, in Brand.
Kollektivstische Mobs, die sich teilweise mit aggressiven Banden von Nichtrussen zusammengerottet hatten, zogen ihrerseits bis zum Morgengrauen durch St. Petersburg und schlugen jeden zusammen, der ihren Weg kreuzte.
Am nächsten Morgen bot sich ein schauerliches Bild der Verwüstung. Schaufensterscheiben waren eingeschlagen worden, ausgebrannte Autos übersäten ganze Straßenzüge und Tote lagen auf dem Asphalt. Der Kampf um die zweitgrößte Metropole Russlands war in eine neue Phase eingetreten.

„Natürlich war das ein Erfolg!“, erwiderte Frank genervt und verpasste seinem Freund einen leichten Hieb in die Seite.

„Aber wir haben es nicht bis zum Haus der Gerechtigkeit geschafft. Die Kollektivisten verkaufen es als ihren Sieg“, gab Bäumer zurück.
„Scheiß auf diese Bastarde! Demnächst reißen wir denen richtig den Arsch auf!“, donnerte Kohlhaas zurück und ballte grimmig die Faust.
„Sie waren ja auch viel mehr als wir. Artur hat richtig gehandelt, als er nicht mehr weiter marschiert ist. Das hätte nur noch mehr Krawalle gegeben“, erklärte Alf.
Kohlhaas fauchte einige Verwünschungen vor sich hin und betonte, dass er sich schon darauf freue, die schwarz-roten Gegner eines Tages für immer aus St. Petersburg hinauszuprügeln.
„Wir kriegen diese Kollektivistenschweine schon platt! Immer mehr Russen sind auf unserer Seite. Auch in St. Petersburg. Wenn wir die Werbeaktionen verstärken und entschlossen zurückschlagen, dann können wir es schaffen“, knurrte Frank.
„Aber es sind so viele und sie sind rücksichtslos und brutal“, sorgte sich Bäumer.
„Dann antworten wir ihnen eben in der gleichen Sprache! Etwas anderes verstehen diese verblendeten Spinner ohnehin nicht!“
„Mal sehen, was die Zukunft bringt“, brummte Alfred und ging in den Nebenraum.
Frank schaute noch eine Runde Fernsehen und sah sich die Nachrichten auf einem nordamerikanischen Kanal an. Irgendeine Seuche war in Südindien ausgebrochen und hatte schon über Tausend Menschenleben gefordert, hieß es da. Irgendwann schaltete er das Gerät ab und legte sich schließlich ins Bett.

Sowohl die Kollektivisten als auch die Freiheitsbewegung der Rus legten die Vorfälle in St. Petersburg als Erfolge aus. Theodor Soloto erklärte im Internet, dass sie die „Reaktionäre“ aufgehalten hatten, während Tschistokjow betonte, dass sie „trotz der kollektivistischen Mörderbanden“ durch die Innenstadt gezogen waren.
Der Kampf um die Macht und die Herzen der 8 Millionen Einwohner der zweitgrößten Metropole Russlands ging jetzt mit ungebremster Wucht weiter. Werbematerial beider Seiten überschwemmte die Stadt, während Überfälle, Brandstiftungen, Verletzte und Tote inzwischen an der Tagesordnung waren.
Die Rus ließen in ihren Bemühungen nicht locker und vergrößerten stetig ihre Anhängerschaft. Bald kam es auch zu den ersten Übertritten von russischen Polizisten in ihre Reihen. Schließlich folgten sogar Verwaltungsbeamte und daraufhin ganze Massen von Verzweifelten, Entwurzelten und Unzufriedenen.
Die KVSG verlor langsam an Boden und musste ihren eisernen Griff um die Bezirke der Innenstadt zwangsläufig ein wenig lockern. Uljanin und Soloto betrachteten die Entwicklung mittlerweile mit Verärgerung und Sorge.
Mitte August führten Tschistokjows Anhänger eine Reihe weiterer Kundgebungen in der Innenstadt durch. Sie waren spontan organisiert und lösten sich nach kurzer Zeit wieder auf, was dazu führte, dass die Gegenangriffe der KVSG weitgehend ins Leere liefen. Die Kollektivisten reagierten daraufhin mit dem üblichen Terror und verübten am 16. August einen Mordanschlag auf Juri Lebed. Dem Leiter der St. Petersburger Ortsgruppe wurde nach einem Kinobesuch von einigen seiner politischen Gegner an einer U-Bahn-Station aufgelauert und er wurde nieder-

gestochen. Allerdings überlebte der zähe Mann die Attacke, auch wenn er lange im Krankenhaus bleiben musste.
Seine Mitstreiter tobten und schlugen nun mit brutaler Gewalt zurück. Sie überfielen eine Gruppe Kollektivisten nach einem KVSG-Treffen und schlugen sie zusammen.
Die Anhänger Solotos rächten sich wiederum mit der Ermordung eines Unterführers der Rus in der folgenden Woche. Tschistokjows Männer passten im Gegenzug einen KVSG-Funktionär vor seiner Wohnung ab und töteten ihn mit einem Kopfschuss.
So tobte den gesamten August über ein blutiger Kleinkrieg in den Straßen St. Petersburgs. Trotzdem schlugen sich immer mehr Bürger der Großstadt auf die Seite der Freiheitsbewegung. Am 29. August sprach Artur Tschistokjow vor einigen Tausend St. Petersburgern in einer alten Festhalle am Stadtrand, einen Tag später führte er eine ähnliche Veranstaltung am anderen Ende der Metropole durch. Die Stimmung veränderte sich langsam Schritt für Schritt zu seinen Gunsten.

Der Konferenzsaal im Minsker Hotel „Himmelblick" war bis auf den letzten Platz gefüllt. Etwa 500 Personen hatten sich heute hier versammelt, zahlreiche Gruppenleiter der Freiheitsbewegung waren gekommen, weiterhin die Offiziere und Kommandeure der weißrussischen und baltischen Streitkräfte. Frank und Alfred saßen ganz vorne. Hinter ihrem Rücken tuschelten einige Russen in grauen Hemden und warteten auf die Ankunft des Präsidenten. Die große Halle war über und über mit Drachenkopffahnen behängt. Riesige Flaggen hingen an den Seiten des Raumes von der Decke herab und einige Dutzend uniformierte Männer der Ordnertruppe standen ebenfalls mit Fahnen in den Händen am Eingang Spalier.

Hinter der großen Bühne, am anderen Ende des Saales, waren eine überdimensionale Drachenkopf- und eine Russlandfahne angebracht worden. Darunter befand sich ein großes Transparent mit der Aufschrift: „Sieg durch Beharrlichkeit! Russland wird leben!“
Als Artur Tschistokjow endlich die Halle betrat, wurde er von lautem Jubel begrüßt. Freundlich lächelnd schritt er langsam zum Podium, stellte sich hinter das ebenfalls mit dem Symbol der Freiheitsbewegung verzierte Rednerpult und begann mit seinen Ausführungen:

„Meine lieben Mitstreiter!
Der nächste Monat soll in St. Petersburg die Entscheidung bringen. Ich habe beschlossen, die riesige Stadt endgültig zu besetzen und unsere Chance, die Oberhand zu gewinnen, ist realistisch!
Unsere Feinde sind zurzeit durcheinander und müssen sich erst einmal wieder sammeln. Das gilt es auszunutzen! Wir müssen schnell handeln, bevor sie ihre Position wieder ausbauen können.
Wir werden bis Ende September die größte Werbeaktion in der Geschichte unserer Organisation durchführen und dann schlagen wir zu. Ich habe mich entschlossen, einen Großteil unserer Kräfte auf St. Petersburg zu konzentrieren.
Einheiten der Volksarmee der Rus, meine bewaffneten Ordnertrupps, die Warägergarde und Abertausende von weiteren Rus müssen mobilisiert werden.
Wir werden die strategisch wichtigen Ziele in der Stadt einnehmen, einen Streik der uns wohlgesonnenen Arbeiter organisieren und dann die Kollektivisten entschlossen angreifen und aus St. Petersburg hinauswerfen. Das Haus der Gerechtigkeit wird eingenommen und auch sämtliche

andere Zentren des Feindes. Dieser Schlag muss sitzen und er wird sitzen!“

„Na, dann geht es ja los“, flüsterte Bäumer seinem Freund zu.
„Wir müssen es versuchen“, gab Frank zurück.
Der hagere Politiker am Rednerpult drohte mit seiner knochigen Faust und rief: „Auch auf die Gefahr hin, dass es in Russland zu einem Bürgerkrieg kommen wird, wenn wir die zweitgrößte Stadt des Landes besetzen, will ich es wagen! Wir wollen es wagen!“
„Bürgerkrieg wird es bald ohnehin geben!“, schrie ein älterer Herr durch den Saal.
Ein Haufen russischer Ordner brabbelte laut dazwischen und Artur Tschistokjow bat um Ruhe.
„Ich weiß, dass sich die meisten von uns mit Recht sorgen. Das tue ich auch, meine treuen Kämpfer! Aber wir müssen die Flucht nach vorn wagen. Uljanin und seine schwarz-roten Giftmischer werden niemals ruhen und wir dürfen es auch nicht. Das Schicksal lässt uns keine andere Wahl!
Ab morgen soll die große Werbeoffensive in St. Petersburg beginnen und der militärische Angriff wird ihr folgen. Wenn es uns gelingen sollte, diese Metropole einzunehmen, dann ändern sich die Machtverhältnisse in Westrussland endgültig zu unseren Gunsten. Dann haben wir eine starke Festung, ein Bollwerk! Vergesst das nicht!
Der Zeitpunkt ist günstig, die GCF hat Russland fast vollständig geräumt, um ihren kollektivistischen Pseudorevolutionären, ihren Mördergehilfen, nicht mehr im Weg zu stehen. Wir wissen auch, wer hinter dieser Teufelei steckt. Lasst uns unserem Volk die Freiheit und dieser Höllenbrut das Schwert bringen!“

Der Rebellenführer redete sich noch eine Stunde lang heiser, dann löste er die Versammlung auf. Die Vorgehensweise war jetzt von ihm unmissverständlich festgelegt worden.
Alf besuchte seine Freundin an diesem Abend noch einmal und fuhr am nächsten Morgen mit Frank und den Warägern nach Norden. Sie begannen mit ihrer Arbeit.

Schon in der ersten Septemberwoche drangen die Mitglieder der Freiheitsbewegung der Rus wieder in die grauen Häuserschluchten der St. Petersburger Vorstädte ein. Sie verteilten zahllose Flugblätter, Zeitungen und Datendisks. Unermüdlich plakatierten die Männer ganze Straßenzüge zu, fuhren mit Lautsprecherwagen durch die Gassen und predigten die Lehre Tschistokjows jedem, dem sie begegneten.
Des Öfteren wurden die Waräger gerufen, um die Werbetrupps vor kollektivistischen Überfallkommandos zu schützen. Dann brausten ihre Lastwagen durch die Straßen und ihre wachsamen Augen suchten die dunklen Ecken nach dem politischen Gegner ab.
In einem Vorort im Norden der Stadt wurden sie aus dem Hinterhalt von einigen KKG-Männern beschossen und Frank gab den Befehl, die Kollektivisten zu verfolgen. Die vermummten Gestalten verschwanden in einem verfallenen Häuserblock und die Waräger hasteten ihnen hinterher. Wohnung für Wohnung suchten die Soldaten ab, immer die Waffe im Anschlag.
Sie krochen durch dunkle Flure, die mit Schutt und Müll übersät waren und verschafften sich Eintritt in die kargen Wohnungen, in denen schmutzige und verarmte Russen hausten. Viele von ihnen waren Anhänger Uljanins und starrten sie aus ihren verrotteten Stuben mit hasserfüllten Augenpaaren an. Frauen liefen ihnen auf dem Hausflur

entgegen und zischten etwas auf Russisch, dann spuckten sie vor ihnen auf den Boden und schlichen wieder zurück in ihre halbdunklen Wohnlöcher.
Sie fanden niemanden. Vermutlich waren die KKG-Männer längst durch einen Hinterhof entkommen. Frustriert kehrten sie dem hässlichen Wohnblock den Rücken, stiegen in die Lastwagen und fuhren zu einer anderen Stelle der gewaltigen Stadt.
Frank und seine Männer übernachteten in der Regel außerhalb von St. Petersburg in einer alten Turnhalle oder anderen, schäbigen Unterkünften. Manchmal waren sie auch nachts als Wachtruppe unterwegs und patrouillierten in den Straßen der Vororte. Das war ermüdend und eintönig. Diese Form des politischen Kampfes zerrte an den Nerven aller Männer.
In der zweiten und dritten Septemberwoche ging es mit dem Verteilen von Werbematerial in der Innenstadt weiter. Oft trafen sie dort auf feindlich gesinnte Anwohner, die ihnen hinterher schimpften und die Fäuste entgegen streckten. Sie gewöhnten sich auch daran. Nachts fuhren sie dann meistens wieder Patrouille.
Doch die Waräger konnten nicht überall sein. St. Petersburg war viel zu groß, um den Überblick zu bewahren. Ständig wurden ihre Mitstreiter irgendwo in der Metropole überrascht und angegriffen. Über 30 Rus wurden im September bei ihren Verteilaktionen von Kollektivisten erschossen oder erschlagen, viele weitere verletzt. Sie machten trotzdem weiter, denn es musste getan werden.

In der Nacht vom 29. auf den 30. September machten sich die Waräger bereit. Frank telefonierte noch einmal mit Julia und versprach ihr, so schnell wie möglich wieder nach Ivas zurückzukehren. Doch das sagte er ständig. Die junge Frau

hatte sich mittlerweile damit abgefunden, immer wieder die ewig gleichen Beteuerungen zu hören. Sie waren sich in letzter Zeit wieder fremder geworden, zu lange war Kohlhaas schon fort und zu selten nahm er sich wirklich Zeit für sie. Als sich Frank in dieser Nacht für wenige Stunden in seinen schmutzigen Schlafsack hüllte, suchte ihn wieder einmal ein seltsamer Traum heim …

Überall waren Schüsse und Explosionen in den Ruinen der Stadt zu hören. Frank war allein in dieser apokalyptischen Landschaft der Zerstörung, allein hinter einer grauen Betonmauer, die mit Einschusslöchern und Brandspuren übersät war.

Langsam kroch er vorwärts, während um ihn herum ein furchtbares Gemetzel tobte. GCF-Soldaten und bewaffnete Männer, deren Uniformen denen der Volksarmisten der Rus ähnlich sahen, fielen übereinander her. Flammenwerfer rauschten unheimlich in der Ferne und hüllten die finsteren Ruinen in einen unheimlichen Schein. Er konnte die Umrisse von Panzern erkennen, die durch die Trümmer der Häuser brachen und wild auf alles vor sich feuerten. Angst ergriff Franks Kehle und erschwerte ihm das Atmen. Es stank nach verbranntem Fleisch und Benzin. Der Rebell hastete über einen toten Soldaten, dessen leere Augen ihn aus einem zerschmetterten, blutverschmierten Gesicht anstarrten.

„Ich muss ihn finden!“, flüsterte er leise vor sich hin und eilte durch einen mit Leichen und Schutt bedeckten Straßenzug. Dann lief er weiter eine finstere Gasse hinab und erblickte Bomber, die mit heulenden Triebwerken am Himmel über ihn hinwegrasten und in der Ferne ihre tödliche Fracht abwarfen.

„Bamm! Bamm! Bamm!“, donnerte es und ein grelles Licht erhellte den halbdunklen, wolkenbehangenen Horizont. Er begann zu rennen und kam auf einen großen Platz, in dessen Zentrum ein seltsames Gebäude in den Himmel ragte.
Es war eine riesige Pyramide auf deren Spitze ein roter Scheinwerfer erstrahlte. Das Licht ähnelte einem bösen Auge und sein Strahl fuhr blitzartig auf ihn hernieder, als er sich näherte.
Frank fasste sich ein Herz und stieg einige Stufen empor, um die Pyramide zu betreten. Das steinerne Portal am Fuße des unheimlichen Bauwerks stand offen und schien ihn wie ein dunkler Schlund zu erwarten. Kohlhaas ging hinein und tastete sich durch endlose Gänge vorwärts, er stieg weitere Treppen herauf und kam letztendlich in einen großen Saal, der von glimmenden Fackeln an den Wänden beleuchtet wurde.
Uralte Säulen mit Reliefen, die Tod und Krieg darstellten, stützten den Saal. Er ging weiter in die riesige Halle hinein und traf schließlich auf zwei Personen.
Behutsam näherte sich Kohlhaas ihnen und erkannte, dass eine der beiden Gestalten auf einem Thron saß, der aus Menschenknochen gefertigt war. Die andere Gestalt war ein Soldat, welcher drohend sein Gewehr hob und sich vor dem grauenhaften Thron postierte.
„Du bist es, mein Junge!“, sagte Frank und stellte sich vor den Soldaten. Es war Nico, sein Neffe.
Der Mann auf dem Thron, der in ein feuerrotes Gewand gehüllt war, stand von seinem Platz auf und stellte sich neben seinen Wächter. Es war niemand anderes als der Weltpräsident selbst.

Nico sah aus, als wäre er bereits Mitte zwanzig. Der junge Mann starrte ihn mit ausdruckslosen Augen an und richtete die Mündung seines Gewehres auf Franks Brust.
„General Frank Kohlhaas!“, zischelte ihm der Weltpräsident ins Ohr und grinste bösartig. „Das ist dein Onkel, Nico!“
„Ja, ich bin es. Dein Onkel Frank!“, sagte der offenbar ungebetene Gast unsicher und versuchte zu lächeln.
Nico antwortete ihm nicht und lud seine Waffe durch. Der Weltpräsident legte den Arm um die Schulter seines Leibwächters und flüsterte: „Dein Onkel Frank hat sich uns lange widersetzt! Er will deinen Meister töten! Er hat schon viele Menschen getötet und jetzt hat er es auf mich abgesehen!“
Der Soldat sagte nichts und blickte Frank nur mit glasigen Augen an.
„Was ist mit dir, Nico? Was haben sie mit dir gemacht?“, fragte Kohlhaas seinen Neffen mit bebender Stimme.
„Er ist ein Feind der Menschlichkeit, ein Feind der Gerechtigkeit, ein Feind der Bruderschaft! Töte ihn, bevor er deinen Herrn tötet!“, wisperte der Weltpräsident Nico zu.
Frank wich einen Schritt zurück und zeigte dem Neffen seine leeren Hände. „Ich will niemanden töten! Hier, ich habe keine Waffe. Ich wollte dich nur einmal sehen, mein Junge!“
„Höre nicht auf ihn! Er muss sterben! Töte ihn! Erschieße ihn! Ich werde dich reich belohen! Töte ihn! Töte ihn!“, rief der Mann in dem feuerroten Gewand.
Ein Schuss ertönte und Frank fühlte, wie er nach hinten geworfen wurde. Ein stechender Schmerz fuhr in seinen Körper und er atmete schwerer. Mit letzter Kraft fasste er sich an seine Brust, aus der ein warmer Blutstrom herausfloss.

„Gut, Nico!“, hörte er den Weltpräsidenten mit hämischer Stimme sagen. Kurz darauf hatte er plötzlich das Gefühl über seinem Körper zu schweben und von der Decke der Halle aus die Szenerie zu beobachten.
Der junge Soldat lächelte seinem Herren demütig zu und bemerkte: „Ich habe ihn getötet! Bekomme ich jetzt meine Belohnung, Herr?“
Sein Meister schwieg für einige Sekunden, dann stieß er einen markerschütternden Schrei aus und Frank sah, wie sein sich Körper aufblähte und wie ein Kokon zerplatzte.
„Was ist mit Euch, Herr?“, schrie Nico entsetzt und warf sich auf den Boden.
Eine riesige Schlange mit gespaltener Zunge streckte plötzlich ihren hässlichen Kopf aus dem feuerroten Gewand heraus und ließ ihre zerfallene menschliche Hülle hinter sich. Dann kroch sie auf Nico zu.
„Was ist mit Euch passiert, Meister?“, rief der junge Soldat voller Schrecken aus und versuchte davon zu laufen, doch die Schlange stürzte sich auf ihn und rammte ihm ihre Giftzähne tief ins Fleisch.
Nico schrie und zappelte vor sich hin, aber die Schlange biss weiter auf ihn ein und verschluckte ihn am Ende gänzlich mit einem lauten Schmatzen.
Mit Haut und Haar würgte sie ihren Wächter herunter und schlängelte sich dann wieder in Richtung des schrecklichen Throns, um sich davor zu legen.
„Deine Belohnung, Nico? Nun, das war deine Belohnung! Du durftest mir als Nahrung dienen, so wie alle anderen Menschen auch!“, zischelte die Schlange und rollte sich zufrieden zusammen.

Vorwärts immer, rückwärts nimmer!

„Eine SMS! Svetlana hat mir viel Glück gewünscht“, sagte Alf und hielt seinem besten Freund strahlend ein Handy unter die Nase.
Frank gähnte und kroch aus seinem Schlafsack. „Das ist doch nett!“, antwortete er verschlafen.
Um sie herum wachten langsam die anderen Soldaten der Warägergarde auf und blickten mit müden Augen durch die alte Turnhalle.
Helles Sonnenlicht stieß durch die milchigen Scheiben des Gebäudes und kitzelte schließlich auch noch den Rest der Männer aus ihren Schlafsäcken.
„Es ist 6.40 Uhr!“, bemerkte Frank und hielt sich den schmerzenden Leib. Heute Nacht hatte er schlecht gelegen. Alf machte Liegestütze und Kohlhaas betrachtete mit Bewunderung dessen breite Muskeln an den Oberarmen. Der General tat es ihm kurz darauf gleich und brachte ebenfalls seinen Kreislauf in Schwung.
Eine halbe Stunde später versammelten sich die Waräger vor der Turnhalle und traten in Reih und Glied an. Ihr Anführer musterte seine Soldaten und erklärte ihnen auf Russisch die Einzelheiten ihrer heutigen Mission.
Den Warägern stand keine geringere Aufgabe bevor, als das Haus der Gerechtigkeit einzunehmen und nach Möglichkeit Theodor Soloto zu verhaften oder zu töten.
Sie stiegen auf die Ladeflächen der Lastwagen und fuhren als Kolonne langsam in Richtung St. Petersburg. Mit ihnen rückten in jenen frühen Morgenstunden mehrere Verbände der Volksarmee der Rus in die Metropole ein. Artur Tschistokjow selbst hatte die Organisation der heutigen Massenkundgebung am Palast Platz im Herzen der Groß-

stadt übernommen und sie alle waren gespannt, in welchem Ausmaß er die Massen seiner Anhänger an diesem wichtigen Tag mobilisieren konnte.
„Die Soldaten der Volksarmee der Rus und die bewaffneten Ordner werden sich um das Gebäude der Hauptverwaltung kümmern und auch die anderen strategischen Ziele besetzen. Wir konzentrieren uns ausschließlich auf das kollektivistische Pack! Heute machen wir dieser Bande den Gar aus!", brummte Frank in Richtung seiner russischen Soldaten.
„Wir werden sie alle töten!", rief ein junger Blondschopf und schraubte grimmig ein Bajonett auf sein Gewehr. Die übrigen Männer im Laderaum des LKWs antworteten mit einem donnernden Kriegsruf.
Kohlhaas sah seine Waräger an. Manche von ihnen waren bullige, brutal wirkende Zeitgenossen mit versteinerten Gesichtern. Andere hingegen waren noch jung, hochgewachsen, athletisch und voll glühendem Idealismus. Er fühlte sich wohl bei ihnen. Mit dem einen oder anderen hatte er sich flüchtig angefreundet und stellte sich selbst einmal mehr die Frage, wie viele von ihnen er am Ende dieses Tages wiedersehen würde.
Neben ihm saß Alf, sein treuer Freund. Frank liebte ihn wie einen Bruder. Auf Bäumer konnte er sich selbst in der schlimmsten Feuerhölle verlassen. Kohlhaas klopfte ihm lächelnd auf die Schulter und stierte dann schweigend auf den Boden.
„Nur nicht so missmutig, Alter!", sagte er schließlich.
Bäumer blickte ihn an. „Ich bin nicht missmutig, nur noch ein wenig müde. Ich döse am besten noch 'ne Runde …"
Der Hüne sank in sich zusammen und schloss die Augen. Frank wunderte sich wieder einmal, wie Alf die Nerven haben konnte, vor einer solchen Aktion noch ein Nicker-

chen zu machen. Der General schüttelte den Kopf und schmunzelte zugleich in sich hinein. So war Bäumer eben und das mochte er an seinem Freund. Der kräftige Deutsche war heute so wie er sonst auch immer war. Alf blieb eine Konstante in dieser ansonsten so unbeständigen Welt, dachte sich Kohlhaas. Die Kolonne der Lastwagen kam St. Petersburg derweil langsam näher. Dieser Tag roch wieder nach Blut.

Auch die Kollektivisten waren nicht unvorbereitet geblieben. Sie wussten, dass ihre Feinde heute anrücken und versuchen würden, St. Petersburg in ihre Gewalt zu bringen. Allerdings waren sie sich noch über die Stärke ihrer Gegner im Unklaren. Schon in der vorherigen Nacht hatten sie daher einige wichtige Gebäude sicherheitshalber selbst mit KKG-Männern besetzt.

Die örtlichen Fernseh- und Radiostationen waren von ihnen ebenfalls in einer Nachtaktion in ihre Gewalt gebracht worden und seit heute morgen sendeten sie pausenlos Aufrufe an die Bevölkerung, sich unter der schwarzroten Fahne in der Innenstadt zu versammeln. Theodor Soloto setzte nun auch alles auf eine Karte und gab die Losung aus, St. Petersburg an diesem Tag endgültig für den Kollektivismus zu erobern.

Waren die bisherigen Zusammenstöße noch eher Straßenkämpfe gewesen, so war das, was sich in den Gassen der zweitgrößten Stadt Russlands nun anbahnte, bereits richtiger Bürgerkrieg.

Die Anhänger Tschistokjows kamen per Zug, mit dem PKW oder Lastwagen. Zu Tausenden strömten sie von allen Richtungen in die Metropole hinein. Die St. Petersburger Ortsgruppe versammelte ihre Leute derweil in den südlichen Vororten der Großstadt auf den Straßen und

Plätzen. Die Kämpfer der Rus hatten sich, ebenso wie die Kollektivisten, mit allem Möglichen bewaffnet. Wer keine Schusswaffe besaß, der griff sich einen Knüppel oder etwas anderes. Die Warägergarde drang hingegen um 8.00 Uhr morgens zuerst in die Südstadt ein und wurde sofort in ein Scharmützel verwickelt. Aus irgendeiner Nebengasse flogen ihnen Kugeln entgegen, sie feuerten zurück und schlugen einen kleinen Trupp ihrer Gegner in die Flucht. Dann ging es weiter voran.
Mehrere Einheiten der Volksarmee der Rus folgten ihnen und besetzten wichtige Bahnhöfe und Knotenpunkte, dann marschierten sie durch die Straßen in Richtung Innenstadt.

Artur Tschistokjow sah sich um und musterte die zahlreichen Ordner in ihren grauen Hemden und schwarzen Hosen, während jubelnde Einwohner aus ihren Wohnhäusern kamen, Russlandfahnen schwenkten und sich ihrer wachsenden Schar anschlossen.
Der weißrussische Präsident, Peter Ulljewski und viele führende Funktionäre der Freiheitsbewegung hatten sich bereits im Morgengrauen im Westen St. Petersburgs getroffen.
„Glaubst du, dass wir es heute schaffen?“, fragte Tschistokjow seinen Freund Peter verunsichert.
„Ortsgruppenleiter Lebed sagt, dass die Kollektivisten gut vorbereitet zu sein scheinen. Sie haben selbst schon einige Gebäude besetzt, unter anderem das Medienviertel“, antwortete Ulljewski und wirkte nervös.
„Wir warten noch auf weitere Männer. Dann ziehen wir in die Innenstadt“, erklärte der Anführer der Rus.

Peter verschwand in der Menge und wies die Ordner an, sich zu formieren. Heute durften ihnen keine Fehler unterlaufen.

„Achtung! Achtung! Bürger von St. Petersburg! Hier spricht Theodor Soloto von der KVSG! Heute wollen die Mörderhorden Tschistokjows unsere Heimatstadt erobern! Helft uns, sie zurückzuschlagen! Helft uns, die kollektivistische Revolution auch hier in St. Petersburg durchzusetzen! Wir bringen Euch Freiheit und Gerechtigkeit! Unterstützt die St. Petersburger KVSG! Großkundgebung! Heute um 13.00 Uhr im Sommergarten! Kommt alle!“

Frank schaltete das Radio ab und sah Alf besorgt an. „Ein Überraschungsangriff wird das jetzt jedenfalls nicht mehr.“
„Verflucht!“, fauchte Bäumer und klammerte sich an seine Maschinenpistole.
Auf einmal stoppte die Lastwagenkolonne, denn eine Barrikade versperrte ihr den Weg. Irgendwo knallten Schüsse. Frank spähte unter der Plane des LKWs hervor und sah einige schwarz-rote Fahnen hinter einem Berg aus Brettern und Schutt.
„Raus aus den Lastern! Trupps ausschwärmen!“, schrie er in sein Funkgerät.
Die Soldaten sprangen von den Transportfahrzeugen und gingen in Deckung. Einige der LKWs brausten davon und bogen in eine Nebenstraße ab.
In einiger Entfernung detonierte eine Handgranate und Schreie ertönten, während die Waräger das Feuer eröffneten. Nach einigen Minuten erschienen mehrere Lastwagen im Rücken der Kollektivisten und 200 Warägergardisten sprangen laut schreiend von den Ladeflächen.

„Vorwärts!“, brüllte Frank und sie griffen auch von vorne an. Die zahlenmäßig weit unterlegenen Kollektivisten wurden nun von zwei Seiten attackiert und innerhalb kürzester Zeit niedergemacht. Einigen gelang die Flucht und Lastwagen brausten hinter ihnen her, während MG-Schüsse durch die Häuserschluchten ratterten.
„Das war nur ein kleiner Trupp“, erklärte Kohlhaas und machte sich daran, die Barrikade von der Straße zu räumen. Wenig später war die Durchfahrt wieder frei. Etwa ein Dutzend tote KKG-Männer lagen zwischen dem Gerümpel, die Soldaten zogen die Leichen auf den Gehweg und ließen sie dort liegen. Schließlich fuhr die Kolonne weiter und postierte sich in einer Parkanlage.

Im Westen der Stadt versammelten sich nun mehr und mehr Anhänger Tschistokjows. Bald war ihre Masse schon auf 30000 Menschen angewachsen. Frauen und Kinder waren diesmal auch in größerer Zahl dabei. Viele Bürger johlten euphorisch und schüttelten dem Politiker freudig die Hände, einige Frauen brachten ihm sogar Blumensträuße und äußerten ihre Verehrung.
Der Anführer der Freiheitsbewegung der Rus selbst war jedoch verstimmt. Es ärgerte ihn maßlos, dass seine Gegner das Presseviertel der Stadt besetzt hatten und nun pausenlos ihre Propagandaaufrufe senden konnten.
Tschistokjow ließ die Menge eilig formieren, dann marschierte sie los. Mit lautem Gebrüll und donnernden Lautsprecherwagen zog sie zuerst durch ein Plattenbauviertel, wo Hunderte von weiteren Einwohnern zu ihr stießen.
„Artur Tschistokjow! Freiheit für St. Petersburg!“, skandierten die Rus aus vollem Halse und schwangen ihre Drachenkopffahnen.

Inzwischen war es 10.21 Uhr. Überall in der Stadt hatten sich die Anhänger der Freiheitsbewegung versammelt und es war bereits vielerorts zu schweren Auseinandersetzungen mit dem Gegner gekommen. In der Innenstadt von St. Petersburg hatte Theodor Soloto ebenfalls eine große Menschenmasse mobilisiert und auch sie wuchs mit jeder verstreichenden Minute weiter an. Als der Demonstrationszug der Rus der Innenstadt näher kam, tauchten plötzlich Polizisten auf. Es waren mehrere Hundert. Artur Tschistokjow ließ die Demonstranten anhalten, während seine Ordner ihre Gewehre von den Schultern nahmen. Ein Polizeioffizier näherte sich schnellen Schrittes und versuchte die ihre Waffen durchladenden Männer der Freiheitsbewegung durch einige Gesten zu beruhigen.
„Nicht schießen!", rief der Mann und fuchtelte mit den Armen. „Wir wollen uns euch anschließen!"
Artur Tschistokjow trat aus der Menge hervor und erschien verdutzt. „Wie bitte?"
„Nicht schießen, Herr Tschistokjow!", sagte der Mann erneut und schnaufte. „Die St. Petersburger Polizei ist auf eurer Seite! Wir wollen euch helfen, die Kollektivisten aus der Stadt zu jagen!"
Der Rebellenführer schüttelte dem Polizeioffizier die Hand und antwortete: „Das freut mich! Wir waren nie eure Feinde! Endlich habt ihr eingesehen, wer dieses Land zerstört und euch eure Zukunft verbaut!"
„Das haben wir schon länger erkannt, aber wir hatten unsere Befehle von oben. Das wissen Sie ja, Herr Tschistokjow!"
„Allerdings!"
„Wir sollten uns im Kampf gegen euch zusammenschießen lassen und dann hätte uns irgendwann der KKG ersetzt", erklärte der Polizist zerknirscht.

„Wir machen diesem Wahnsinn heute ein Ende! Willkommen in unseren Reihen!“, rief der weißrussische Präsident und die Menge hinter ihm jubelte.
„Habt ihr eigentlich noch ein paar Panzerwagen?“, erkundigte sich Tschistokjow.
Der Polizeioffizier grinste. „Ja, aber nur noch fünf, den Rest mussten wir auf Befehl von oben bereits verschrotten. Die stellen wir euch aber gerne zur Verfügung, damit ihr damit die Straßen säubern könnt!“
„Gut!“, erwiderte der Rebellenführer. „Ich werde noch darauf zurückkommen!“
Etwa 500 russische Polizisten schlossen sich schließlich den Rus an. Die meisten von ihnen hatten ihre eigenen Waffen mitgebracht, manche trugen sogar schwere Körperpanzer und wirkten äußerst respekteinflössend.
„Weiter!“, befahl Artur Tschistokjow und seine zu allem bereite Anhängerschaft folgte ihm mit lauten Sprechchören in Richtung Innenstadt.

Franks Funkgerät knisterte ununterbrochen und der General versuchte die Situation in der riesigen Stadt einigermaßen zu durchschauen. Artur hatte ihm soeben mitgeteilt, dass sein Demonstrationszug auf etwa 40000 Menschen angeschwollen war.
„Die Innenstadt brodelt. Ich habe etwas von über 200000 Kollektivisten im Sommergarten gehört. Beim Haus der Gerechtigkeit sollen noch einmal 4.000 KKG-Männer stehen und noch ein paar Tausend weitere Anhänger Uljanins. Wir haben gerade einmal 11.07 Uhr!“, sagte Kohlhaas und schluckte.
„Wir werden auch noch mehr. Überall sind Gruppen von uns unterwegs. Hast du doch eben selbst gesagt …“, erwiderte Alf.

„Ja, sicher! Abwarten!“, kam zurück.
„Was tun wir jetzt, General Gollchaas?“, wollte ein kantiger Soldat wissen.
„Wir bleiben in dieser Parkanlage und warten!“, wies ihn Frank an.

Im Ostteil St. Petersburgs trafen die Soldaten der Volksarmee der Rus nun auf die kollektivistischen Kampftrupps, die sich hinter Barrikaden und in Häuserblocks verschanzt hatten. Es kam zu wilden Schießereien in den Gassen und bald wurden die östlichen Vororte der Metropole zu einem richtigen Schlachtfeld.
Tschistokjows Soldaten setzten diesmal sogar einige ihrer kleinen, mobilen Mörsergeschütze ein, um die Gegner aus ihren befestigten Stellungen in den Häusern herauszudrängen. Es entbrannte ein blutiger Häuserkampf um jede Straßenecke und nur mit Mühe konnten sich die Volksarmisten unter großen Verlusten durch einige Viertel hindurchkämpfen.
Bis 13.00 Uhr war der von Tschistokjow angeführte Zug auf fast 60000 Menschen angewachsen. Soloto hatte im Sommergarten jedoch mittlerweile nicht weniger als 350000 Anhänger um sich geschart und begann mit seiner aufpeitschenden Rede. Der gerissene Demagoge predigte den unzähligen Männern und Frauen vor sich, dass nun der Tag des Aufstandes gekommen war. Heute, so rief Soloto, sollte der Kollektivismus auch St. Petersburg befreien und seine Bewohner vom Elend erlösen.
„Zuerst jedoch müssen wir die Feinde der Gleichheit, die Mörderhorden der kapitalistischen Ausbeuter, endgültig vernichten! Wir müssen endlich mit Tschistokjow und seinem reaktionären Rus-Abschaum Schluss machen!“,

hetzte der KVSG-Funktionär und die Menge antwortete ihm mit einem zornigen Raunen.

Artur Tschistokjows Demonstrationszug zog währenddessen durch die Vasilevsky Insel, einem Stadtteil westlich des Palast Platzes, und traf dort auf die ersten KKG-Verbände, die sofort anfingen zu schießen. Die bewaffneten Ordner schwärmten im Gegenzug aus und stürmten gegen die Barrikaden vor. Zahlreiche russische Polizisten folgten ihnen und unterstützten ihren Angriff. Dann gab Tschistokjow auch den über 60.000 Menschen hinter sich das Signal zum Vorrücken. Laut schreiend brachen die Rus durch die Straßen und wälzten sich wie eine kraftvolle Woge gegen die Stellungen der Kollektivisten. Die Ersten der Angreifer wurden von feindlichen Salven niedergemäht und über ihre zerschlagenen Körper hasteten ihre Kameraden, sprangen auf die aufgetürmten Schutthaufen und schlugen die Anhänger Uljanins in die Flucht. Sie beseitigten die Hindernisse und rückten weiter zum Universitätsgelände vor, wo sich bereits die nächsten Gegner zur Straßenschlacht versammelt hatten.
Diese empfingen den Demonstrationszug mit Molotowcocktails und Pflastersteinen, wurden aber von Tschistokjows wütenden Anhängern ebenfalls überrannt und versprengt. Mehrere Tausend Studenten hatten sich hier unter den schwarz-roten Flaggen versammelt und versuchten, die Rus aufzuhalten. Einer von ihnen schoss im Getümmel auf Artur Tschistokjow und verfehlte seinen Kopf nur knapp. Die Kugel traf stattdessen einen Ordner in die Schulter.
Der Rebellenführer tobte, seine Anhänger setzten den Fliehenden nach und schlugen jeden nieder, den sie zu fassen bekamen. Auf die oft arroganten Jungakademiker,

die sich dem Kollektivismus verschrieben hatten und häufig führende Positionen in der KVSG einnahmen, verspürten viele der aus armen Verhältnissen stammenden Rus einen besonderen Hass und prügelten mit Inbrunst auf diese ein.
Etwa 20.000 weitere Sympathisanten Tschistokjows stießen wenig später aus den Seitenstraßen kurz vor der Dvortsovij Brücke zu dessen Demonstrationszug, so dass dieser auf die gewaltige Zahl von über 80.000 Menschen anschwoll. Die aufgebrachte Menschenmasse überquerte daraufhin unter lautem Geschrei den mitten durch St. Petersburg verlaufenden Neva Fluss. Am anderen Ufer sahen sie erneut zahllose schwarz-rote Fahnen und eine große Menge Kollektivisten. Der Palast Platz war nah.
„Wir rücken jetzt in die Innenstadt vor!“, befahl Frank und die Lastwagenkolonne setzte sich mit dröhnenden Motoren in Bewegung. Sie rasten über eine Brücke und anschließend durch endlose Straßenzüge in Richtung Zentrum. Einige kleinere Trupps von Kollektivisten liefen ihnen über den Weg und wurden sofort mit Gewehrfeuer begrüßt. Die Lastwagen brachen durch eine halb fertig gestellte Barrikade südlich der U-Bahn-Station „Moskau“ und die Waräger schossen eine weitere Schar ihrer Gegner zusammen. Dann walzten die schweren Transportfahrzeuge zielsicher in Richtung Uliza Nekrasova zum Hauptquartier der Kollektivisten.
Theodor Soloto hatte seine Veranstaltung mittlerweile beendet und führte die riesige Menschenmenge nun zum Hauptverwaltungsgebäude der Stadt, um dieses von seinen Leuten besetzen zu lassen.
Direkt daneben befand sich der Palast Platz, auf dem sich jetzt die Rus versammelten, nachdem sie sich den Zugang zum anderen Ufer mühsam erkämpft hatten. Sofort gingen

die verfeindeten Menschenblöcke aufeinander los und es entbrannte ein Straßenkampf riesigen Ausmaßes.

Frank schwitzte und versuchte das aufgeregte Gestammel, das aus dem Funkgerät ertönte, einigermaßen zu verstehen.
„Wir sollen zum Palast Platz kommen?“
„Ja, die Kollektivisten greifen uns an! Sie sind viel mehr als wir! Schnell!“
„Was ist mit dem Haus der Gerechtigkeit und …?“
„Scheiß drauf! Wir brauchen euch hier! Kommt jetzt!“
Es war Peter Ulljewski, der vollkommen aufgelöst in das Funkgerät gebrüllt hatte. Er befand sich mitten im Getümmel. Um ihn herum flogen Flaschen, Brandsätze und Steine. Schüsse knallten und Autos gingen in Flammen auf. Auf Dauer waren die Rus der Übermacht ihrer Gegner hier nicht gewachsen.
Im Eiltempo schossen die Lastwagen in Richtung des Palast Platzes und brachen durch eine weitere Barrikade. Dann jagte die Kolonne über eine Brücke und hielt beim Puschkin Theater an.
„Runter von den Lastern!“, schrie General Kohlhaas und die Waräger hechteten durch die Straßen.
Im Eiltempo näherten sie sich der gigantischen Masse der Kollektivisten und schossen sofort drauflos. Die Gegner erschienen verwirrt und rasch wurden KKG-Männer zusammengerufen, um den blitzartigen Angriff der Warägergarde zurückzuschlagen.
Eine Bazooka jagte einen der Lastwagen in die Luft und zerriss mehrere Männer. Frank und Alfred warfen sich auf den Boden und krochen in einen Hauseingang.
Auf einmal fielen der kollektivistischen Masse jedoch mehrere Hundert russische Polizisten in den Rücken. Drei Panzerwagen rollten heran und schossen mit ihren schwe-

ren Maschinenkanonen mitten in die Menge hinein. Wie Grashalme wurden die entsetzten Anhänger Uljanins von den tödlichen Feuerstößen niedergemäht und blutige Wolken spritzten zwischen den schwarz-roten Fahnen auf.
„Angriff!“, brüllte Frank Kohlhaas in sein Funkgerät und seine Warägergarde stürmte direkt auf die in Unordnung geratene Masse der Feinde zu.
Der donnernde Geschosshagel ihrer Sturmgewehre streckte alles vor sich nieder, dann sprangen die Elitesoldaten mitten in das Menschengewimmel hinein und entfachten einen mörderischen Nahkampf. Frank spaltete einem Mann mit der kleinen Axt, die er stets für derartige Situationen mit sich trug, den Schädel. Einen weiteren spießte er mit dem Bajonett auf. Auch Bäumer wütete wie ein Berserker und pumpte seine Kugeln in die Körper der verhassten Gegner.
Das unerwartete Auftauchen der Polizisten im Rücken der Kollektivisten und der wütende Ansturm der Warägergarde versetzte die Anhänger Uljanins in wilde Panik. Nun gingen auch die gewöhnlichen Rus wieder zum Gegenangriff über und stürzten sich auf den schwankenden Feind. Mit allem, was ihre Fäuste zu fassen bekamen, prügelten, stachen und schossen sie auf ihre schwarz-roten Rivalen ein.
Schließlich wandten sich Solotos Gefolgsleute zur Flucht und zogen sich wieder in Richtung des Sommergartens zurück. Artur Tschistokjow hatte soeben einen Streifschuss abbekommen und hielt sich den Oberschenkel.
„Besetzt das Gebäude der Hauptverwaltung!“, schrie er seinen Ordnern, die sich sofort auf den Weg machten, mit schmerzverzerrtem Gesicht zu.

Der riesige Bürokomplex konnte ohne Widerstand eingenommen werden und die Drachenkopffahne wurde kurz darauf auf dem Dach postiert.
Währenddessen hatten die Warägergardisten die fliehenden Kollektivisten einige Hundert Meter weit durch die Straßen verfolgt und noch viele von ihnen niedergemacht. Ihnen taten es die russischen Polizisten, die nun dazu stießen, gleich. Ihre Panzerwagen und die schwer gerüsteten Trupps hatten ein wahres Gemetzel unter Solotos Männern angerichtet.
General Kohlhaas hielt sich die blutende Wange. Die metallenen Zähne eines Schlagrings hatten sein Gesicht im Kampfgetümmel nur knapp verfehlt und waren an seiner Backe vorbeigeschrammt.
Alf reichte ihm ein Pflaster und Frank klebte es auf die blutende Wunde.
„Was tun wir jetzt?“, fragte Bäumer.
Der Anführer der Waräger atmete durch und rief seine Männer zusammen. Einige waren gefallen und lagen irgendwo in den Straßen, andere waren schwer verletzt und mussten sofort ins Krankenhaus.
„Bringt die Verwundeten weg, der Rest kommt mit mir!“, befahl Frank und die Soldaten stiegen wieder in die Transportfahrzeuge. Die Elitetruppe brauste zum Palast Platz und stieß dort auf die demonstrierenden Rus. Tschistokjow eilte ihnen entgegen und ruderte freudestrahlend mit den Armen.
„Wir haben die Gebäude von Verwaltung erobert, Frank!“, rief er auf Deutsch.
Kohlhaas lächelte erschöpft und umarmte den Rebellenführer. „Was nun, Artur?“

„Ich habe mehr Soldaten von der Volksarmee gerufen, sie werden in nächste Stunden kommen!“, erklärte der blonde Rebellenführer.
Frank sah auf Arturs Bein herab. Seine Hose hatte sich mit Blut vollgesogen.
„Was ist passiert?“
„Sie haben mich in Bein getroffen!“
„Du musste ins Krankenhaus, Artur!“
„Ich werde gleich von Peter nach eine Krankenhaus gefahren. Geht zu den Haus der Gerechtigkeit. Ihr müsst es besetzen!“
„Wir machen das schon!“, sicherte Frank dem Anführer der Freiheitsbewegung zu.
„Was ist mit dein, dein …?“, fragte Artur und musterte Kohlhaas’ Gesicht.
„Backe! Das nennt man Backe!“
„Ja, ist die Backe schlimm?“
„Au, Backe!“, erwiderte der General und grinste.

An anderen Stellen der Stadt tobten nach wie vor schwere Kämpfe. Im Osten St. Petersburgs waren die Soldaten der Volksarmee der Rus mittlerweile weiter vorgerückt und hatten sich bis an den Rand der Innenstadt gekämpft. Es war ihnen gelungen, einige wichtige Gebäude, unter anderem Elektrizitäts- und Wasserwerke, einzunehmen.
Die Kollektivisten, welche sich in die Straßen hinter dem Sommergarten zurückgezogen hatten, gingen nun auf kleinere Demonstrationszüge der Rus los, die sich auf dem Mesto Lenina zu einer Kundgebung zusammengefunden hatten. Schließlich versuchten sie über eine Brücke wieder zurück in die Innenstadt zu gelangen.
Nachdem Peter Ulljewski seinen besten Freund ins Krankenhaus gefahren hatte, übernahm Juri Lebed, der Orts-

gruppenleiter von St. Petersburg, die Führung der auf dem Palast Platz versammelten Menschenmasse und hielt eine begeisternde Rede.
Die Warägergarde näherte sich nun ihrerseits der Uliza Nekrasova. Ihr folgten mehrere Hundert bewaffnete Ordner und weitere Demonstranten. Frank befahl der Lastwagenkolonne in einer verdreckten Straße anzuhalten und sie warteten ab. Es war mittlerweile kurz nach 17.00 Uhr.
„Die Kollektivisten haben sämtliche Straßen rund um die Uliza Nekrasova mit KKG-Trupps besetzt!“, erklärte der General und hielt sich die blutende Wange.
„Wie viele sind es?“, wollte Bäumer wissen.
„Kann ich nicht genau sagen, mehrere Tausend!“
Das Funkgerät krächzte leise dazwischen. Peter Ulljewski meldete, dass Soloto und seine Anhänger wieder versuchten, zum Hauptverwaltungsgebäude vorzustoßen. „Es sind riesige Massen! Die Polizei hilft uns aber!“, rief der Chef des weißrussischen Geheimdienstes in die Sprechanlage und verstummte.
„Verdammt! Die Kollektivisten greifen unsere Leute auf dem Palast Platz erneut an!“, fluchte Kohlhaas und sah Alf hilfesuchend an.
„Worauf wartest du? Gib den Befehl, das Haus der Gerechtigkeit anzugreifen! Wir dürfen hier nicht noch länger unsere Zeit vergeuden!“, zischte ihn Bäumer an.
„Gut! Ich spreche den Angriff mit den Volksarmisten ab!“, versprach Frank und griff erneut zum Funkgerät.
Der General kontaktierte die Verbände der weißrussischen Armee, die ihnen gefolgt waren, und versuchte einen möglichst erfolgsversprechenden Angriff auf die Uliza Nekrasova zu koordinieren, anschließend rückten die Waräger vor.

„Die anderen Einheiten der Volksarmee im Ostteil der Stadt sollen sich auch in Richtung Uliza Nekrasova vorkämpfen. Dann greifen wir das Kollektivistenpack von mehreren Seiten an!“, empfahl Alfred nachdrücklich.
„Ja, gute Idee! Ich sage unseren Männern Bescheid!“, schnaufte Frank.

Mittlerweile war eine Stunde vergangen und die Warägergardisten pirschten sich durch die Straßen in Richtung des Mesto Vosstaniya, einem großen Platz im Süden der Uliza Nekrasova.
„Da sind wieder welche!“ Alf deutete auf einige Tausend Kollektivisten, die sich um einen laut schreienden Redner geschart hatten.
„Sind das KKG-Leute?“, fragte Frank unsicher.
„Nein, hauptsächlich gewöhnliche KVSG-Mitglieder. Glaube ich zumindest“, meinte Bäumer.
Einige Volksarmisten kamen herangekrochen und spähten ebenfalls zum Platz herüber. Kohlhaas winkte sie noch näher zu sich heran.
„Wir greifen sie an! Sie werden uns sonst in den Rücken fallen, wenn wir weiter in Richtung des Hauses der Gerechtigkeit vorstoßen!“
Die weißrussischen Soldaten nickten. Keine Minute später gab Frank den Angriffsbefehl und sie stürmten vor. Schüsse tackerten über den Asphalt und schlugen in dem schwarz-roten Haufen ein. Entsetzt starrten die Kollektivisten auf die anrückenden Soldaten und stoben auseinander. Kurz darauf wandten sie sich zur Flucht.
„Weiter!“, knurrte General Kohlhaas. Die Truppe rannte über eine Hauptstrasse, die mit verkohlten Autowracks und Trümmern übersät war. Im Hintergrund brannte ein großes Wohnhaus vor einer Barrikade, hinter der laut lamentierende KKG-Männer das Feuer eröffneten.
Kugeln fegten ihnen um die Ohren und einige Waräger und Volksarmisten gingen zu Boden. Der Rest warf sich auf den Boden und robbte so gut es ging in Deckung.

Theodor Soloto und seine Männer waren unterdessen weiter mit ihrem Gegenangriff beschäftigt. Mittlerweile waren noch mehr Polizisten zu den Rus gestoßen und hatten sich in den Gassen rund um das Hauptverwaltungsgebäude verschanzt.
Ein Teil der Demonstranten war in andere Gebiete der Stadt abgezogen, während sich der Rest bereithielt, um die heranstürmenden Kollektivisten aufzuhalten.
Um jedes Haus und jeden Winkel entbrannten jetzt heftige Feuergefechte, die auf beiden Seiten zahlreiche Opfer forderten. Die Verstärkungen aus den Reihen der Volksarmee der Rus näherten sich derweil dem Stadtzentrum, ebenso wie weitere KKG-Trupps.

„Wir müssen uns durch die Hinterhöfe durchschlagen und die Barrikade umgehen“, rief Frank seinem hünenhaften Freund zu und erläuterte ihm seine Strategie.
Etwa 300 Elitesoldaten und der General schwärmten kurz darauf aus und hasteten über einen schmalen Weg zwischen zwei grauen Häuserwänden. Sie schlichen durch verwilderte Gärten und krochen durch hohes Gras, während die restlichen Waräger und Volksarmisten weiter auf die Kollektivisten auf der Barrikade feuerten.
Nach einer Weile hatten sie die Feinde an ihrer Flanke umgangen und gingen nun blitzartig zum Angriff über. Grimmig sprangen sie zwischen den Häusern hervor und schossen auf alles in ihrem Weg. Eine Handgranate schlug mitten unter den KKG-Männern ein und schleuderte einige von ihnen mit zerrissenen Gliedern auf den Asphalt.
Brüllend stürmten schließlich auch die übrigen Rus vorwärts und machten die Gegner in einem brutalen Hauen, Stechen und Schießen nieder. Schweißgebadet und außer

Atem rief Kohlhaas die Überlebenden seines Trupps zu sich und sie erreichten endlich die Uliza Nekrasova.
„Der Rest ist auch da!“, stöhnte Frank müde und blickte zu Alf herüber. „Ich kann nicht mehr!“
„Reiß dich zusammen! Wir werden die feindliche Zentrale jetzt einnehmen!“, herrschte ihn Bäumer an.
Von drei Seiten rückten die Rus daraufhin in die Uliza Nekrasova ein und kämpften sich unter großen Verlusten vorwärts.
Die Volksarmisten, die von Osten her angriffen, deckten das Hauptquartier der Kollektivisten zeitgleich mit einigen schweren Salven aus ihren mobilen Mörsergeschützen ein. Nach einer weiteren Stunde war es nur noch eine qualmende Ruine und die noch lebenden Gegner, die sich darin verschanzt hatten, wurden durch einen letzten, kühnen Sturmangriff ausgeschaltet.
General Kohlhaas stieg über Berge von Schutt und einige mit Staub bedeckte Tote hinweg. Irgendwo neben ihm stöhnten einige Verwundete. Ob Freund oder Feind ließ sich auf den ersten Blick nicht mehr erkennen.
Inzwischen war es schon 20.13 Uhr und langsam krochen die Schatten der Nacht hervor, um sich über St. Petersburg zu schieben. Mit blutverschmiertem Gesicht, verdreckter und verschwitzter Uniform und vollkommen erschöpft, schritt Frank durch die zerschossene Eingangstür des Hauses der Gerechtigkeit. Er ging über die mit Gesteinsbrocken bedeckte Treppe ins oberste Stockwerk hinauf und schnappte sich die Drachenkopffahne eines seiner Soldaten.
Kohlhaas verzog sein Gesicht vor Schmerz, Hunger und Müdigkeit, dann hielt er das Banner aus dem Fenster und seine Leute brachen in einen stürmischen Jubel aus.

Sie hatten es tatsächlich geschafft. Das Haus der Gerechtigkeit war eingenommen worden. Vollkommen erschöpft sank der General in sich zusammen und wäre am liebsten an Ort und Stelle eingeschlafen.
Der Verlust ihres Hauptquartiers war für die St. Petersburger Kollektivisten ein schwerer psychologischer Schlag. Nach einigen Stunden brachen sie ihren Angriff auf das Hauptverwaltungsgebäude ab, nachdem sie sich am Widerstand der Ordnertrupps, Volksarmisten und russischen Polizisten die Zähne ausgebissen hatten.
Theodor Soloto zog sich mit dem harten Kern seiner Gefolgsleute im Schutz der Dunkelheit in die Nordstadt zurück und verschanzte sich dort in einigen Häusern. In anderen Stadtteilen gingen die Straßenschlachten zwischen Rus und Kollektivisten noch bis in die frühen Morgenstunden weiter.
Am nächsten Tag nahmen die Soldaten der Volksarmee schließlich auch das Presseviertel ein und fügten ihren Gegnern damit eine weitere, schwere Schlappe zu.
Artur Tschistokjow, der die Nachricht vom Sieg auf dem Krankenbett erfuhr, fiel vor Freude fast aus selbigem heraus. Seine Getreuen hatten die wichtigsten Punkte der zweitgrößten Metropole Russlands erobert und in den folgenden Tagen rissen sie die Kontrolle über St. Petersburg endgültig an sich.

„Dieser Soloto ist geflohen! Kam eben im Radio!“, sagte Frank und nahm einen großen Schluck Mineralwasser zu sich.
„Vermutlich ist er irgendwo im Untergrund der Stadt verschwunden“, mutmaßte Bäumer.
„Heute werden wir nur in ein paar Straßenzügen patrouillieren, sonst nichts“, bemerkte Kohlhaas erleichtert.

„Wie geht es Artur?“
„Peter hat mir vor einer Stunde gesagt, dass sie ihm die Kugel erfolgreich aus dem Oberschenkel entfernt haben. Alles soweit klar!“
„Wir haben es wahrhaftig geschafft. Was für eine Schlacht!“, stieß Bäumer aus.
Sein Freund hielt sich den Kopf und wirkte noch immer matt und ausgelaugt: „Ja, Gott sei Dank!“
Drei Soldaten neben ihnen spielten Karten und lachten laut vor sich hin, andere schliefen. Die meisten wirkten vollkommen abgekämpft und sprachen kaum noch ein Wort. „Wesentlich schlimmer ist die Sapporo-Front auch nicht gewesen“, brummte Frank und gab Alf einen Klaps auf den Rücken.
Dann ging er zum Fenster des Hauses, das sie gestern als Unterkunft besetzt hatten, und schaute auf die schmutzige Straße herab. Keine Menschenseele war zu sehen, irgendwo hörte man lediglich einen Hund bellen.
„Meinst du, dass das alles irgendwann einmal vorbeigeht?“, fragte Frank seinen Freund.
„Es wird noch lange dauern!“, meinte Alf und strahlte dabei erneut seine fast schon sprichwörtliche Gemütsruhe aus.

Die Lage in St. Petersburg beruhigte sich langsam wieder. Zusammen mit der russischen Polizei stellten die Ordnertrupps der Rus und die Soldaten der Volksarmee langsam wieder eine gewisse Ordnung in der gewaltigen Metropole her.
Bis auf kleinere Überfälle und Hinterhalte hielt sich der Widerstand der Kollektivisten jetzt in Grenzen. Peter Ulljewski und seine Trupps begannen mit Verhaftungen

und Erschießungen in der ganzen Stadt und waren ununterbrochen unterwegs.
Theodor Soloto selbst war hingegen verschwunden und niemand konnte sagen, ob er sich noch in St. Petersburg befand oder bereits nach Osten geflüchtet war. Der weißrussische Geheimdienst suchte den verhassten Gegner zwar intensiv, doch er fand ihn nicht. Die Kämpfe der letzten Tage hatten auf beiden Seiten über 15000 Tote und unzählige Verletzte gefordert. Nun war die Macht der Kollektivisten jedoch gebrochen und ihre versprengten Haufen wurden von den Rus gnadenlos gejagt. Doch außerhalb der Metropole war der Gegner nicht untätig geblieben. Er hatte weitere Regionen überrannt und Uljanin dachte nicht daran, die Freiheitsbewegung der Rus auf längere Sicht in St. Petersburg gewähren zu lassen.
Die blutigen Unruhen, die Barrikaden- und Straßenkämpfe, sollten erst der Auftakt zu einem noch viel größeren Konflikt sein. Zunächst aber feierte Artur Tschistokjows Freiheitsbewegung erst einmal ihren Sieg.
Bis Ende Oktober blieben Frank und Alfred noch in St. Petersburg und halfen ihren Mitstreitern dabei, die Macht in der strategisch wichtigen Großstadt weiter zu festigen. Sie verbrachten die Tage mit endlosen Patrouillenfahrten durch die weit verzweigten Gassen, führten Verhaftungen durch und stellten Verräter an die Wand.
Sie gingen nun mit ähnlicher Härte wie ihre skrupellosen Rivalen vor, die in den von ihnen beherrschten Regionen jeden politischen Widerstand mit Gewalt ausgemerzt hatten. Artur Tschistokjow kontrollierte jetzt die Fernseh- und Rundfunkanstalten der Stadt und nutzte diese zu einer flächendeckenden Aufklärung der Bevölkerung.

„Es ist wichtiger, die Leute geistig für sich zu gewinnen als sie mit dem Schwert zu zwingen!“, äußerte er häufig in diesen Tagen.
Die internationale Presse und das Fernsehen schenkten den Ereignissen in St. Petersburg diesmal große Aufmerksamkeit. Gift und Galle spuckten sie Tschistokjow entgegen und machten aus ihm ein gewalttätiges Monster. Sie stellten die Kollektivisten durchwegs als „arme Opfer“ dar und berichteten nun fast täglich von den „schrecklichen Menschenrechtsverletzungen“ in Weißrussland und den benachbarten Gebieten.
„Westrussland versinkt im Blut!“, titelte die größte New Yorker Tageszeitung. „Stoppt den verrückten Diktator Tschistokjow!“, riefen die Blätter im Verwaltungssektor „Europa-Mitte“.
Der Weltpräsident und führende Vertreter des Weltverbundes äußerten ihre „tiefe Sorge“ vor den Kameras der Fernsehsender und versprachen ein baldiges Eingreifen in Osteuropa.
Endlich waren die Mächtigen auf Tschistokjow aufmerksam geworden. Der Fall von St. Petersburg hatte sie unerwartet getroffen und inzwischen begannen sie, die Freiheitsbewegung der Rus ernster zu nehmen.
Der japanische Außenminister Akira Mori und sein weißrussischer Kollege Thorsten Wilden bekräftigten hingegen vor der nun hinsehenden Weltöffentlichkeit ihre Bündnistreue. Matsumoto drohte dem Weltverbund sogar und forderte ihn auf, Weißrussland und das Baltikum in Ruhe zu lassen.
Und während sich die Lage auf internationaler Ebene zuspitzte, kehrten Frank und Alfred für zwei Wochen der großen Politik den Rücken und kehrten endlich nach Ivas zurück.

Es hatte den ganzen Tag geregnet und Frank hatte sein Bett kaum verlassen. Seine Glieder waren schwer wie Blei und nur ab und zu schlich er in die Küche, um sich einen heißen Tee zu machen.
Bäumer und Svetlana waren oben in einem Zimmer und wollten ebenfalls nur noch ihre Ruhe haben. Die junge Russin war heute Morgen nach Ivas gekommen, hatte sich kurz mit Frank unterhalten und war dann mit Alf nach oben verschwunden. Kohlhaas war verwirrt, erschöpft und trotz des großen Sieges in St. Petersburg unzufrieden. Als es draußen langsam dunkel zu werden begann, zog er sich seine Sachen an und ging aus dem Haus. Er schlenderte über die schlammigen Straßen des Dorfes und unterhielt sich kurz mit einem jungen Mann, der auch bei den Straßenkämpfen in St. Petersburg dabei gewesen war. Frank kannte ihn kaum. Der gerade einmal 18 Jahre alte Bursche hieß Stefan Weinert und hatte noch unter Sven Webers Leitung mit seinem Einsatz für die Rus begonnen. Durch den Tod seines Freundes und seine ständigen Einsätze in der Ferne hatte Kohlhaas ein wenig den Kontakt zu der nach wie vor sehr aktiven Dorfjugend von Ivas verloren. Jetzt war er froh, sich noch einmal mit einem so eifrigen Nachwuchskämpfer unterhalten zu können.
Nach einer Weile begann es heftiger zu regnen, doch Frank ließ sich davon nicht beeindrucken. Im Gegenteil, er genoss es, als die kalten Tropfen auf seine Gesichtshaut prasselten und atmete tief durch.
Bald kam er zum Dorfplatz und blickte sich ein wenig melancholisch um. Die Regentropfen klackerten auf die Häuserdächer um ihn herum und auf das Kopfsteinpflaster zu seinen Füßen. Wie sehr hatte er dieses kleine Dörfchen vermisst und wie weit hatten ihn die Ereignisse der letzten Zeit von Ivas weggetragen.

In den alten Häusern, die ihn umringten, brannten heute Abend nur wenige Lichter und es wurde immer düsterer. Das Licht des Mondes konnte die dicken Vorhänge aus Regenwolken am Himmel kaum noch durchdringen. Frank schlenderte weiter und ging zum kleinen Friedhof.

Von Gras überwucherte Grabsteine mit kyrillischen Inschriften bedeckten die in Dunkelheit gehüllte Wiese. Es waren die Gräber der ehemaligen Einwohner des Dorfes, die hier schon lange vor sich hin verfielen und längst vergessen waren. Lediglich acht Grabsteine auf diesem Feld waren jüngeren Datums. Die meisten der neueren Einwohner von Ivas, die unter Wildens Leitung hier nach Litauen gekommen waren, lebten noch. Ein älteres Ehepaar war zwischen den Jahren 2031 und 2033 hier verstorben und beerdigt worden, weiterhin sechs junge Männer. Letztere waren alle bei den politischen Auseinandersetzungen der letzten Zeit getötet worden. Frank hatte sie nur flüchtig gekannt. Bis auf einen jedenfalls: Sven Weber, seinen guten Freund.

Zudem gab es noch zwei weitere junge Burschen aus Ivas, die ihr Leben ebenfalls im Befreiungskampf gelassen hatten: Thomas Baastfeldt und Dennis Müller. Doch ihre Körper waren irgendwo fern der Heimat verscharrt und nicht mehr nach Hause überführt worden.

„In welchem Massengrab in Ostasien verrottet ihr, meine Brüder?“, sagte Frank leise und musste an die beiden Freiwilligen des japanischen Krieges denken.

Dann stellte er sich vor das Grab seines Freundes Sven, dessen grauer Stein ihn stumm ansah. Er hockte sich ins nasse Gras und strich mit seiner Hand über die Halme.

„Das hast du jetzt davon, mein Freund. War es das alles wert?“, flüsterte Kohlhaas und betrachtete die Gräber um

sich herum. Dann versank er für einen kurzen Augenblick in Gedanken und schwieg.
„Ach, Sven …“, murmelte er schließlich und wischte sich eine Träne aus dem Auge. „Vielleicht liege ich schon morgen neben dir und habe auch meine Ruhe.“
Nachdem Frank einige Minuten vor dem Grab seines Freundes gestanden und nachgedacht hatte, ließ er den dunklen Friedhof wieder hinter sich und ging zurück ins Dorf. Zu Hause angekommen öffnete er eine Flasche Schnaps und leerte sie mit einigen kräftigen Zügen. Eine weitere folgte. Irgendwann schlief er einfach ein und träumte in dieser Nacht von nichts.

Am nächsten Tag ging er zur Mittagszeit zum Haus der Familie Wilden, um Julia zu besuchen. Als ihm die Frau des Außenministers die Tür öffnete, begrüßte sie Kohlhaas freudestrahlend.
„Julia ist oben!“, sagte Agatha.
Frank rannte die Stufen hinauf und näherte sich schüchtern dem Zimmer seiner Angebeteten. „Julia?“
„Komm rein!“, hallte es durch den Flur.
„Hallo! Ich wollte mich nur mal kurz sehen lassen!“, meinte Frank.
„Ja, ich weiß!“, bekam er nur zu hören.
Verdutzt zuckte Kohlhaas zusammen. „Freust du dich denn nicht?“
„Doch, natürlich!“, antwortete die junge Frau und sah ihn traurig an.
„Ich weiß, ich lasse mich fast gar nicht mehr blicken!“
„So ist es!“
„Irgendwann ist der ganze Mist vorbei …“
„Ja, wenn du tot bist!“, sagte Julia und stand auf.
„Mich macht so schnell keiner tot!“, konterte Frank.

Julia schüttelte den Kopf. „Nein, natürlich nicht! Du bist ja der große Held. Ich lese von dir in den Zeitungen – wie tapfer du bist. Und wenn ich meinem Vater sehen will, dann brauche ich auch nur noch die Zeitung aufzuschlagen. Gestern war er sogar wieder im Fernsehen, aber hier war er lange nicht mehr!"
Frank gestand sich ein, dass sie vollkommen Recht hatte. Er stand verunsichert herum und sagte daraufhin: „Lass uns doch ein wenig durch das Dorf gehen!"
Sie winkte ab. „Ach, Frank! Das bringt doch alles nichts!"
Der junge Mann riss die Augen auf. „Was bringt nichts?"
„Dieses Geplänkel mit uns. Du hast ja nichts weiter als Krieg im Kopf. Ich spiele für dich doch gar keine Rolle mehr …"
Sprachlos suchte Frank für einen Augenblick nach einer passenden Antwort und bemerkte schließlich: „Nein, das stimmt nicht! Ich liebe dich doch!"
Julia betrachtete ihn mit ausdruckslosem Gesicht und strich sich durch die Haare. „So, so …"
„Warum kommst du nicht wenigstens mit nach Minsk?"
Die Tochter des Außenministers zuckte mit den Achseln. „Ich weiß auch nicht …"
„Dann komm endlich mit mir nach Minsk! Ich will, dass du an meiner Seite bist! Komm einfach mit!", forderte er.
„Halt! Moment mal! Ich bin nicht einer deiner Soldaten und nehme auch keine Befehle entgegen, Herr General!", gab Julia wütend zurück.
„Schon gut, so habe ich das nicht gemeint …", versuchte sie Frank zu beruhigen.
„Was ist denn mit deiner Backe passiert?"
„Nichts! Nur ein Kratzer. War 'n Schlagring!", antwortete Kohlhaas mit einem gewissen Stolz.

Jetzt baute sich Julia vor ihm auf. „Weißt du, du Idiot, ich mache mir pausenlos Sorgen, dass du irgendwann draufgehst. Ständig bist du in irgendwelche Konflikte verwickelt. Was man da aus Russland hört, ist doch grauenhaft. Lass endlich einmal die anderen kämpfen! Du hast wahrlich genug Heldentaten vollbracht!“
„Aber ich muss weitermachen! Und dein Vater ebenfalls! Es ist halt so! Das ist unser Schicksal!“
„Und du glaubst, dass sich etwas ändert, wenn ich zu dir nach Minsk ziehe?“, schrie sie und fing an zu weinen.
„Und du glaubst, dass wir hier in Ivas auf Dauer unser ruhiges Leben führen können, wenn wir nicht kämpfen?“, knurrte Kohlhaas zurück.
„Was weiß ich? Ich kann diesen ständigen Krieg jedenfalls nicht mehr ertragen!“, zischte die junge Frau.
Ohne weiter zu zögern nahm Frank sie in den Arm und gab ihr einen Kuss. Sie schmiegte sich wortlos an ihn und weinte lautlos.
„Dieser ständige Kampf macht auch mich kaputt. Er macht uns alle kaputt, aber es ist nicht zu ändern. Das ist eine schreckliche Zeit, in die wir hineingeboren wurden. Ein niemals endender Alptraum. Glaubst du, ich habe mir das ausgesucht, Julia?“
Die Tochter des Außenministers schwieg und küsste ihn zurück.
„Ich liebe dich, mein Engel!“, flüsterte Frank und drückte sie fester an sich. Julia sagte noch immer nichts und verharrte nur leise weinend in seinen Armen.
Kohlhaas blieb die Nacht über bei ihr und verließ das Haus der Familie Wilden erst am nächsten Tag mit einem zufriedenen Lächeln. Fröhlich trällernd schritt er durch das Dorf und fühlte sich so gut, wie seit einer Ewigkeit nicht mehr.

Er hatte das Herz seiner Angebeteten diesmal endgültig erobert. Alle gegnerischen Tendenzen waren nach schweren Gefühlskämpfen besiegt worden. Frank hatte Julias Herz besetzt, gesichert und mit seiner Fahne bestückt.
Seine Freundin hatte ihm in dieser Nacht tatsächlich versprochen, eine Wohnung in Minsk anzumieten. Die schöne Frau wollte von nun an bei ihm sein und Frank war sich sicher, dass sein Traum von trauter Zweisamkeit nun endlich in Erfüllung gehen würde.
So nahe wie in den vergangenen Stunden waren sich die beiden noch niemals zuvor gekommen, so intensiv waren ihre Herzen noch nie miteinander verschmolzen.
Frank hielt sich bezüglich der Details dieser Nacht allerdings vornehm zurück und versorgte seinen neugierigen Freund Alf und dessen Svetlana lediglich mit Andeutungen.
Für heute hatte er sich mit HOK zu einer Runde Battle Hammer verabredet. Immerhin hatten seine Orks noch eine Rechnung mit dem Ritterheer des Informatikers offen. Es wurde ein entspannendes und lustiges Spiel und Frank schaffte zumindest ein „Unentschieden". Der dickliche Computerexperte hatte ihm einen ganzen Haufen weiterer Miniaturen im Internet ersteigert und Kohlhaas freute sich schon darauf, sie zu bemalen.
Gegen Abend holte er Julia ab und ging mit ihr in Steffen de Vries' Cafe. Diesmal übernachtete sie in seinem Zimmer. Frank hatte ihr zuliebe extra aufgeräumt und halbwegs Ordnung in seinen „Saustall" gebracht.
Er fühlte sich in diesen Tagen glücklich wie ein Fisch im klaren Wasser des Ozeans. Es war wundervoll, als er endlich mit Julia im Arm einschlafen und ihre weichen, blonden Haare auf seiner Brust spüren konnte. Der General wollte für immer in Ivas bleiben und Zivilist werden. Sollten doch die anderen ihr Leben im Kampf aufs Spiel setzen. Er hatte sich oft genug in Gefahr gebracht.

Aus und vorbei?

Der von seinen Feinden gefürchtete Anführer der Warägergarde war schlagartig lammfromm geworden. Er hatte Julia mit nach Minsk genommen und ihr eine kleine Wohnung in der Innenstadt besorgt. Über kurz oder lang wollten die beiden sogar zusammenziehen, ganz so, wie es sich Kohlhaas immer erträumt hatte. Inzwischen war es Mitte November geworden und Frank hatte die jüngsten Meldungen im weißrussischen Fernsehen weitgehend ignoriert. Es hatte sich allerdings einiges verändert – zum Schlechten.

Die Weltregierung hatte angekündigt, die Kollektivisten demnächst durch GCF-Verbände zu unterstützen und begann bereits mit ersten Waffenlieferungen an die Feinde der Rus. Weiterhin schickte sie Experten nach Russland, die Uljanin beim Aufbau einer professionellen Armee helfen sollten.

„Artur Tschistokjows blutiges Regiment wird von der internationalen Gemeinschaft nicht länger geduldet!“, hatte der Weltpräsident bei der Vollversammlung des Weltverbundes in New York verkündet und er schien es diesmal ernst zu meinen.

Der Anführer der Freiheitsbewegung war inzwischen ebenfalls nach Minsk zurückgekehrt. Während Frank seine Tage mit Zärtlichkeiten und entspannendem Müßiggang verbrachte, zerbrachen sich der weißrussische Präsident und sein Kabinett den Kopf darüber, wie sie die gewonnenen Gebiete sichern und mögliche Angriffe ihrer Feinde abwehren konnten. Dass ihre Chancen lächerlich gering waren, war ihnen durchaus klar. Thorsten Wilden traf sich in diesen Tagen einige Male nur kurz mit seiner Tochter

und verschwand dann wieder, um sich mit Artur Tschistokjow oder auch dem japanischen Außenminister zusammenzusetzen. Wenn es einen durch die Weltregierung geförderten Bürgerkrieg in Russland geben würde, dann musste Japan unbedingt helfen.

„Ich muss morgen wieder los. Nach Nowgorod!“, erklärte Frank traurig.
„Ja, das ist wohl nicht zu ändern. Ich werde dich unterstützen und hier auf dich warten, mach dir keine Sorgen. In den nächsten Tagen werde ich an der „Skythen-Grundschule“ erst einmal ein wenig als Lehrerin aushelfen und mir die Universität von Minsk ansehen“, antwortete Julia und strich Frank zärtlich über die Brust.
„Es ist aber nur eine Patrouillenfahrt, hat mir das Oberkommando gesagt. Das wird nicht so schlimm …“
„Hauptsache, du kommst wieder zu mir zurück!“, flüsterte die junge Frau und liebkoste ihn.
„Ja, werde ich! Versprochen!“
Sie verbrachten eine leidenschaftliche Nacht und schliefen ohne Sorgen ein. Am nächsten Tag machte sich General Kohlhaas auf den Weg. Er war immer noch überglücklich und verabschiedete sich von seiner Geliebten mit einem Kuss.
Dann machte sich Frank auf den Weg in die Kaserne am Stadtrand und fuhr mit der Warägergarde nach Norden. Während der Fahrt dachte er die ganze Zeit über an Julia und lächelte jedes Mal glücklich in sich hinein, wenn er ihr wundervolles Engelsgesicht vor seinem geistigen Auge erblickte.
Die motorisierte Truppe stieß bis nach Valdaj vor und traf dort auf keinerlei Widerstand, denn die Dörfer und Kleinstädte hier waren schon weitgehend fest in den Händen

der Rus. Meistens grüßten die Bewohner sogar freundlich, wenn die mit Drachenkopffahnen bestückten Lastwagen an ihnen vorbeirasten. In dieser Region herrschte Frieden und Frank war sich sicher, dass auch die nächsten Tage und Wochen ruhig bleiben würden.

In der letzten Novemberwoche besetzte eine Truppe von Kollektivisten eine Schule im Osten von St. Petersburg und nahm die Lehrer und Schüler als Geiseln. Das weißrussische Fernsehen berichtete in einer langen Sondersendung darüber. Die schwarz-roten Terroristen forderten den Abzug der Rus aus der gesamten Metropole und drohten mit der Erschießung aller Schulkinder und Lehrer.

Drei Tage lange wurde die Schule daraufhin belagert und letztendlich von der Polizei und den Soldaten der Volksarmee gestürmt. Im Gegenzug richteten die Geiselnehmer ein furchtbares Blutbad an und töteten 127 Schüler und 14 Lehrer, bevor sie selbst von den Angreifern zur Strecke gebracht werden konnten.

Dieser Vorfall entsetzte ganz St. Petersburg und die umliegenden Regionen. Allerdings verdrehte die internationale Presse die Tatsachen in der üblichen Weise und schob die Bluttat einfach den Anhängern Tschistokjows in die Schuhe. Ein wütender Aufschrei erschütterte die medial kontrollierte Weltöffentlichkeit und tagelange Hetze gegen die Freiheitsbewegung folgte.

Artur Tschistokjow nutzte den Vorfall seinerseits mit allen ihm zur Verfügung stehenden Fernsehsendern und Presseorganen ebenso für seine eigene Medienoffensive gegen den politischen Gegner. Die Bevölkerung in den Hoheitsgebieten der Rus entwickelte daraufhin vielfach einen brennenden Hass auf Uljanins Leute. So eskalierte die Lage weiter und die Weichen für einen Bürgerkrieg in Russland

wurden durch die Hintergrundmächte langsam, aber sicher, gestellt.

Thorsten Wilden war nun schon seit drei Tagen in Tokio. Ungeduldig hatte er in seinem Hotelzimmer auf eine Reaktion des japanischen Außenministers gewartet. Für heute hatte ihn dieser in sein Haus am Stadtrand der Hauptstadt eingeladen, um mit ihm das Verhalten Japans im Falle eines Bürgerkriegs in Russland durchzusprechen. Die beiden Diplomaten schlenderten durch den mit urtümlichen Bäumen und Sträuchern bewachsenen Vorgarten des Außenministers und gingen schließlich ins Haus. Freundlich lächelnd reichte der japanische Kollege seinem Gast ein Gläschen Sake. Schließlich begannen sich die beiden Männer auf Englisch zu unterhalten.
„Sind sie wirklich sicher, dass es in Russland zu einem Bürgerkrieg kommen wird, Herr Wilden?", fragte Akira Mori.
„Wir haben St. Petersburg erobert und jetzt ist Bürgerkrieg! Die Kollektivisten werden ihre Niederlage in Westrussland niemals akzeptieren", antwortete der weißrussische Außenminister.
Mori überlegte kurz und kratzte sich am Kopf. Dann setzte er sich in einen Sessel und studierte diverse Papiere.
„Präsident Matsumoto ist sich nicht sicher, ob sich Japan tatsächlich in diesen Konflikt einmischen soll. Wir sind froh, dass wir den Angriff der GCF überlebt haben", bemerkte er.
„Ohne die Hilfe Japans werden wir gegen Uljanin keine Chance haben", erläuterte Herr Wilden besorgt und betrachtete den Boden seines Sakegläschens.
"Das ist wahrlich keine leichte Entscheidung für uns!"
"Das verstehe ich, Herr Mori!"

„Was wäre, wenn uns die Weltregierung erneut angreift? Das könnte durchaus passieren, wenn wir in Russland eingreifen…“
Wilden schüttelte den Kopf. „Das glaube ich nicht. Vergessen Sie nicht, dass Tausende von jungen Männern aus aller Herren Länder den japanischen Befreiungskampf damals unterstützt haben. Nun wünschen wir uns die Hilfe Japans!“
Akira Mori verzog sein schmales Gesicht und suchte offenbar eine befriedigende Antwort für seinen weißrussischen Gast.
„Unsere Revolution darf einfach nicht scheitern! Wenn wir Erfolg haben und die Macht in Russland erringen können, dann wird Japan einen wichtigen Verbündeten in Europa haben“, fuhr Wilden fort.
„Wie wäre es mit mehr Geld und Waffen?”, schlug Mori vor.
Sein Gegenüber schüttelte energisch den Kopf und gab sich mit dieser Antwort des Japaners nicht zufrieden.
„Das wird nicht ausreichen! Wir werden die Hilfe der japanischen Armee brauchen – in Sibirien! Ihre Streitkräfte müssen Sibirien angreifen!“, betonte der Gast.
„Sibirien angreifen?”
„Ja! Es ist notwendig, Herr Mori!“
„Aber Sibirien besteht aus Tausenden Kilometern Eis und Steppe. Es gibt dort kaum Städte. Wen sollen wir denn da angreifen?“
Der japanische Außenminister erschien bezüglich der Wünsche seines Kollegen überfordert.
„Mein Plan ist eine japanische Landinvasion bis nach Irkutsk und Krasno-Jarsk!“, sagte Wilden entschlossen.
„Irkutsk? Krasno-Jarsk?” Sein Gesprächspartner riss die Augen auf und schaute ihn ungläubig an.

„Der einzige Weg …“
„Für eine solche Operation fehlt uns die Kraft, Herr Wilden!”
„Die Kollektivisten und die GCF sind nicht sehr stark im Ostteil von Sibirien. Sie sind in Zentralrussland konzentriert, bedenken Sie das“, erklärte Tschistokjows Außenminister.
„Das klingt verrückt, Herr Wilden!”
„Wenn Weißrussland zerschlagen wird und die kollektivistische Revolution siegt, dann werden Uljanin und die Weltregierung Japan erneut vollständig isolieren und eines Tages wieder angreifen. Japan braucht einfach Verbündete, um auf Dauer überleben zu können. Ich verspreche Ihnen, dass Tschistokjow Russland wieder zu einer Großmacht machen wird. Und wir werden immer an der Seite des japanischen Volkes kämpfen! Daran darf es keinen Zweifel geben!“, antwortete der Deutsche mürrisch.
Akira Mori schnaufte und nahm noch ein Gläschen Reiswein zu sich. Dann zuckte er unsicher mit den Schultern und erwiderte: „Ich werde Präsident Matsumoto fragen …“

Vitali Uljanin fühlte sich nicht wohl in seiner Rolle. Theodor Soloto und seine KKG-Trupps hatten die Macht über St. Petersburg verloren und diese Tatsache war dem Rat der Weisen nicht verborgen geblieben. Deshalb hatten sie eines ihrer hohen Ratsmitglieder zu ihm nach Moskau geschickt, um eine Strategie für den kommenden Bürgerkrieg in Russland zu entwickeln.
Der Kollektivistenführer kochte innerlich vor Wut und betrachtete es als Demütigung, dem Herren aus Nordamerika die Niederlage seiner Bewegung in der zweitgrößten Metropole Russlands eingestehen zu müssen. Tagelang

hatte er sich seinen Rachephantasien hingegeben und vor sich hin gewettert. Artur Tschistokjow würde für seine Dreistigkeit büßen, aber offenbar war er doch stärker und entschlossener als er erwartet hatte. Nun blieb ihm nichts anderes übrig, als die Hilfe der GCF anzunehmen.
Das grauhaarige Ratmitglied musterte ihn mit einer gewissen Überheblichkeit, die Uljanin überhaupt nicht behagte, und sprach: „Nun, Bruder! So wie es aussieht, wird die Global Control Force ihre Revolution doch unterstützen müssen, weil sie ja offenbar nicht alleine mit den Rus fertig werden!“
„Geben Sie mir nur etwas mehr Zeit. Wir werden diese Schweinehunde wieder aus St. Petersburg hinauswerfen!“, knurrte der spitzbärtige Mann.
„Der Rat hat keine Zeit für solche Spielchen. Wir verlangen schnelle und eindeutige Resultate, die sie in Westrussland allerdings noch nicht liefern konnten. Wir schicken Ihnen einige Divisionen der internationalen Streitkräfte als Unterstützung und dann werden wir das Problem hoffentlich zügig lösen können!“
„Der Aufbau einer schlagkräftigen schwarz-roten Armee geht eben nicht von heute auf morgen“, verteidigte sich der Kollektivistenführer verärgert.
„Lassen wir das!“, sagte das Ratmitglied kalt.
„Wie viele Divisionen bekommen wir denn?“
„Das steht noch nicht fest. Demnächst werden große Kontingente in Indien benötigt werden, Herr Uljanin. Aber es werden einige sein. Das wird ja auch ausreichen, hoffe ich!“
„Ja, sicher! Wir schaffen das aber auch alleine!“, zischte das Oberhaupt der KVSG.
„Das hat man ja gesehen!“, gab sein Vorgesetzter zurück.

„Wieso schicken sie so viele Truppen nach Indien?“, wollte der spitzbärtige Logenbruder jetzt wissen.
„Wir haben schon unsere Gründe“, antwortete das Ratsmitglied mit einem arroganten Grinsen.
„Wir werden die Ukraine bald ganz erobert haben und dann nehmen wir uns den Rest Russlands vor. Was ist mit Japan? Wird Japan eingreifen?“
„Das glaube ich kaum. Matsumoto ist doch froh, wenn wir ihn in Ruhe lassen“, meinte der Gast aus Nordamerika.
„Eigentlich schaffen wir das aber auch wirklich allein“, betonte Uljanin noch einmal.
„Darüber möchte ich mit Ihnen nicht mehr diskutieren. Sie bekommen mehr Geld, sie bekommen mehr Waffen – und jetzt auch noch GCF-Truppen. Damit dürfte die Vernichtung der Rus doch kein Problem mehr sein“, knurrte der ergraute Herr und hob den Zeigefinger. „Gut, damit ist die russische Frage hoffentlich geklärt. Ich gehe jetzt, Herr Uljanin!“
Der Chef der KVSG stand von seinem Platz auf und begleitete das Ratsmitglied zur Tür seines Büros. Plötzlich drehte sich der Gast noch einmal um, stellte sich vor ihn und sah ihm tief in die Augen.
„Und stellen Sie die Anweisungen des Rates der 13 nicht ständig in Frage, Bruder! Wenn wir etwas entscheiden, dann ist das Gottes Wort. Nur damit das klar ist! Guten Tag!“, fauchte ihm das Mitglied des höchsten Gremiums der Logenpyramide ins Gesicht.
„Jawohl!“, stammelte Uljanin und verneigte sich.
Als der Gast gegangen war, setzte sich der Anführer der schwarz-roten Bewegung auf seinen Schreibtischstuhl und starrte wütend die Wand an. In letzter Zeit hatten die hohen Herren des Rates der Weisen ihn offenbar nicht mehr ganz ernst genommen. Wie ein dummer Junge war er

eben behandelt worden, was seinen Stolz hart getroffen hatte. Vor Zorn trat er gegen seinen Schreibtisch.
„Sie werden schon noch sehen, was ich hier in Russland anrichten werde. Das ganze Land werde ich in meine Gewalt bringen und damit dem großen Plan besser dienen, als jedes dieser großkotzigen Ratsmitglieder!“, fluchte er leise vor sich hin und ballte seine knochigen Fäuste.

Die Warägergarde hatte sich aufgeteilt und durchstreifte in mehreren Gruppen von jeweils drei Lastwagen ein großes ländliches Gebiet im Westen von Pestovo.
Alfred Bäumer führte auch eine der Gruppen an, die sich mittlerweile schon 50 Kilometer von Franks Truppe entfernt hatte und auf dem Weg nach Krasuba, einer anderen Kleinstadt in der Einöde, war. Gestern waren sie von einigen Kollektivisten in einem kleinen Dörfchen aus dem Hinterhalt beschossen worden. Sie hatten sie verfolgt und letztendlich gestellt. Es waren zehn junge Männer mit einem Gewehr gewesen. Die Waräger entwaffneten die Burschen, ließen sie jedoch am Leben.
„Weil ihr noch so jung seid!“, hatte ihnen Frank erklärt und den Kerlen grinsend eine Broschüre der Freiheitsbewegung in die Hand gedrückt. „Kommt zu uns!“
Schließlich waren die Lastwagen weiter in den nächsten Ort gefahren. Die russischen Weiten erschienen endlos, aber es war wichtig, auch auf dem Land, wo Tschistokjow außerordentlich große Sympathien hatte, Präsenz zu zeigen. Ansonsten waren die Fahrten durch die ländlichen Gebiete wenig spektakulär. Die Kollektivisten hatten sich bisher hauptsächlich in den großen Städten festgesetzt und so sollte es zunächst auch bleiben.

Es war der 28. November. Gegen Mittag kamen die drei Lastwagen der Warägergarde in einen Ort namens Sandovo, eine verschlafene, kleine Stadt westlich von Rybinsk.
Die Soldaten waren hungrig und hielten auf dem Dorfplatz an. Zwischen den heruntergekommenen Häusern konnten sie schließlich ein kleines Lädchen ausmachen.
General Kohlhaas reckte sich und sagte: „Wir gehen einen Happen essen! Heute Nacht bleiben wir in diesem Kaff!"
Seine weißrussischen Soldaten brummten ihre Zustimmung und sprangen von den Ladeflächen der Transportfahrzeuge herunter. Die Ortschaft wirkte wie ausgestorben, nur das schrille Kreischen einiger kleiner Kinder konnte man zwischen den ärmlichen Häusern vernehmen. Am Ende des Dorfplatzes erhob sich eine kleine Kirche, die der in Ivas erstaunlich ähnelte.
Bald brach die Nacht herein und die Waräger besorgten sich eine notdürftige Unterkunft: Einige alte, leerstehende Scheunen am Dorfrand. Sie parkten die Lastwagen davor und legten sich nach einem kargen Abendmahl schlafen.
Frank war wieder einmal vollkommen erschöpft und rollte sich wie eine Katze in seinen Schlafsack ein. Muffiges Stroh kitzelte seine Kopfhaut, doch er hatte sich in den letzten Monaten an allerlei Unbequemlichkeiten gewöhnt. Um ihn herum schnarchten seine Soldaten, während ein paar Männer draußen vor den Scheunen Wache hielten.
„Gute Nacht, Schatz!", flüsterte er und betrachtete lächelnd Julias Foto auf seinem DC-Stick. Kurz darauf schlief er ein, um in den frühen Morgenstunden brutal aus seinen Träumen gerissen zu werden.

Schreie und Schüsse ließen Frank aus dem Schlaf aufschrecken. Irgendwo schlugen Kugeln in die hölzerne Wand der alten Scheune ein und Holzsplitter flogen ihm um die

Ohren. Ein Warägergardist wankte blutend in den Raum, erhielt einen Schuss in den Rücken und brach sofort röchelnd zusammen. Die aufgewachten Soldaten um ihn herum tasteten aufgeregt nach ihren Gewehren. Kohlhaas kroch verwirrt aus seinem Schlafsack und robbte in eine Ecke, um nach draußen zu spähen. Einer der Lastwagen brannte. Dunkle Schatten näherten sich der Scheune und die Mündungsfeuer ihrer Waffen blitzten in der Finsternis auf.

„Was ist hier los?“, schrie er.

Seine verstörten und verschlafenen Soldaten wussten es nicht. Die schemenhaften Gestalten wurden derweil immer zahlreicher und strömten aus dem nahegelegenen Wald. In Windeseile hatten sie die Scheune umstellt und brüllten: „Alle rauskommen! Die Waffen runter!“

Die Waräger zögerten einige Minuten und die Männer draußen antworteten daraufhin mit einer Salve aus ihren Maschinenpistolen. Ein paar von Franks Männern warfen sich blitzartig auf den Boden, andere wurden von Kugeln getroffen und sackten schreiend zusammen.

„Scheiße!“, zischte Kohlhaas, warf seine Waffe weg und ging mit erhobenen Händen aus der Scheune. Seine Männer taten es ihm gleich und trotteten ihm schweigend hinterher.

Lichtkegel von Taschenlampen streiften ihre Gesichter. Die benachbarte Scheune hatte inzwischen Feuer gefangen und einige hustende Waräger stolperten aus ihr heraus.

„Hinstellen!“, befahl eine finstere Gestalt und leuchtete die Männer an.

Kohlhaas und seine überrumpelten Soldaten stellten sich in einer Reihe auf und sahen vor sich mehrere ihrer toten Kameraden liegen. Wieder wurden sie angeleuchtet.

„Das ist ein General! Der Rest sind gewöhnliche Soldaten!“, rief einer der Angreifer aus dem Halbdunkel und deutete auf Franks Uniform. Keine zehn Sekunden später donnerten Sturmgewehre los und Franks Mitstreiter wurden von Projektilen durchlöchert. Mit aufgerissenen Augen starrte der General zur Seite, wo seine Männer sterbend zu Boden fielen.
„Jetzt ist es vorbei!“, schoss es ihm in Sekundenschnelle durch den mit Angst infizierten Geist.
Die Männer des Überfallkommandos leuchteten den Boden ab und suchten nach Warägern, die noch nicht ganz tot waren. Sie erledigten die vor Schmerz schnaufenden Verwundeten mit gezielten Kopfschüssen und wandten sich daraufhin wieder Frank zu.
„Das war's, Herr General!“, zischte eine der Gestalten und näherte sich ihm mit schnellen Schritten. Ein Gewehrkolben flog auf Franks Gesicht zu und dieser vernahm nur noch einen dumpfen Schlag. Dann wurde es schwarz in seinem Kopf.

„Führender General der Volksarmee der Rus verhaftet und hingerichtet!“, verkündeten die Letter der von Uljanin kontrollierten, größten Zeitung Russlands am 01.12.2038.
Artur Tschistokjow, der Präsident Weißrusslands und Anführer der Freiheitsbewegung der Rus, hielt den Atem an und sank auf seinen Stuhl nieder.
Neben ihm standen Alfred Bäumer, Franks bester Freund, der erst gestern aus Russland nach Minsk zurückgekehrt war, Außenminister Wilden und einige weitere Vertraute des Staatsoberhauptes.
Die Farbe war aus ihren Gesichtern gewichen und blankes Entsetzen lähmte ihre Gehirne wie ein Stromausfall.

Bäumer stammelte etwas auf Deutsch, schlich zum Fenster und wischte sich eine Träne aus dem Gesicht.
„Das darf nicht wahr sein!“, flüsterte er verstört.
Wilden sagte nichts und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf die bösartig wirkende Überschrift der kollektivistischen Zeitung. Ihnen allen fehlten die Worte angesichts dieser schrecklichen Nachricht. Frank hatte es erwischt…

Inzwischen waren schon zwei Stunden vergangen. Artur Tschistokjow wollte die Nachricht vom Tode seines besten Offiziers und Freundes noch immer nicht glauben. Alfred und Wilden erging es nicht anders. Sie schwankten zwischen Trauer, Verwirrung und Ohnmacht.
Schließlich verließen Bäumer und der Außenminister den Präsidentenpalast und gingen bedrückt und niedergeschlagen die lange Treppe ins untere Stockwerk hinab.
„Frank muss schnell ersetzt werden!“, bemerkte Wilden plötzlich.
Alf drehte ihm den Kopf zu und antwortete perplex: „Wie meinst du das?“
„Wir müssen ihn ersetzen! Die Warägergarde benötigt einen neuen Anführer!“
„Ersetzen? Mein bester Freund ist kaum kalt geworden und du redest vom Ersetzen?“, schluchzte Bäumer zornig.
„Es ist notwendig!“, kam von Wilden.
„Notwendig? Ist das alles, was du zu Franks Tod zu sagen hast?“, schrie ihn Bäumer an.
„Nein! Tut mir leid!“
„Er war wie ein Bruder für mich. Wie soll ich ohne ihn weitermachen? Mich kotzt diese ganze Scheiße nur noch an“, fluchte Alfred und Tränen rannen über seine mit Kratzern und Narben gezeichneten Wangen.

Wilden ging weiter die Stufen hinab und versuchte gefasst zu wirken.
„Man sagt, dass ich nüchtern und sachlich bin. Ich versuche immer das Große zu sehen und blende das Kleine aus. Ich versuche mich nicht von Trauer leiten zu lassen und bemühe mich, einen kühlen Kopf zu bewahren. Aber ich werde noch ausreichend Gelegenheit haben, um den Jungen zu trauern. Er war mein Schüler, mein Freund, mein bester Mitstreiter, mein Held. Er war fast wie mein eigener Sohn. Jetzt ist er gefallen. Soldaten fallen und müssen ersetzt werden. Ich falle und muss auch ersetzt werden. Und du und alle anderen.
Die Schlachtreihe muss immer geschlossen sein, immer muss einer nachrücken und die Toten ersetzen …“, erklärte Wilden und sah Alf mit seinen traurigen, alten Augen an.
„Ich kann da nicht so ruhig bleiben“, erwiderte Bäumer aufgelöst und ging aus dem Präsidentenpalast heraus. Der Außenminister folgte ihm.
„Auf mich warten noch schlimme Stunden, Alf. Wenn ich allein bin, dann wird mich die Trauer finden. Und wenn ich es Julia erzählen muss und sie vor Schmerz fast den Verstand verliert. Mit Frank ist auch ein Teil von mir gestorben. Er war doch mein Junge!“, sagte der ältere Herr weinend und verschwand.

Glossar

DC-Stick
Der „Data Carrier Stick“ (kurz DC-Stick) ist ein tragbarer Minicomputer, der große Mengen von Dateien speichern kann.

Global Control Force (GCF)
Bei der GCF handelt es sich um die offiziellen Streitkräfte der Weltregierung, die sich aus Soldaten aller Länder rekrutieren. Andere Formen militärischer Organisation sind weltweit nicht mehr erlaubt.

Global Police (GP)
Ähnlich wie die GCF ist die GP die internationale Polizei, die den Befehlen der Weltregierung untersteht.

Global Security Agency (GSA)
Die GSA ist der gefürchtete Geheimdienst, der im Auftrag der Weltregierung die Bevölkerung überwacht und politische Gegner ausschaltet.

Globe
Der Globe wurde von der Weltregierung zwischen 2018 und 2020 als neue globale Währungseinheit eingeführt. Jeder Staat der Erde musste den Globe ab dem Jahr 2020 als einziges Währungsmittel nutzen.

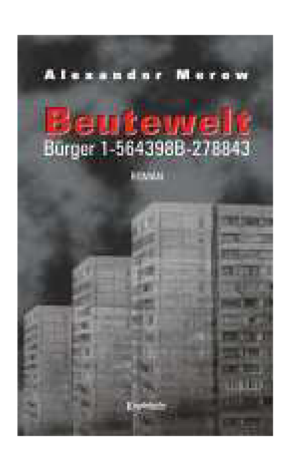
Scanchip
Der Scanchip ersetzt seit 2018 in jedem Land der Erde den Personalausweis und die Kreditkarte. Bargeld wurde im öffentlichen Zahlungsverkehr weitgehend abgeschafft und jeder Bürger hat nun lediglich ein Scanchip-Konto.

Weiterhin ist ein Scanchip unter anderem auch eine Personalakte, ein elektronischer Briefkasten für behördliche Nachrichten und vieles mehr.

Skydragons

Diese hocheffektiven Militärhubschrauber wurden speziell für die Niederschlagung und Bekämpfung aufrührerischer Menschenmengen entwickelt.

Ein gewöhnlicher Skydragon ist mit mehrläufigen Maschinenkanonen und Granatenwerfern ausgerüstet, die ihn befähigen, viele Menschen innerhalb kürzester Zeit zu eliminieren.



Alexander Merow

Beutewelt I
Bürger 1-564398B-278843

ISBN 78-3-86901-839-3
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format: 12x19
250 Seiten, Preis: 12,90 EURO

Die Welt im Jahr 2028: Die Menschheit befindet sich im Würgegriff einer alles überwachenden Weltregierung. Frank Kohlhaas, ein unbedeutender Bürger, fristet sein trostloses Leben als Leiharbeiter in einem Stahlwerk, bis er eines Tages durch ein unglückliches Ereignis mit dem tyrannischen Überwachungsstaat in Konflikt gerät. Er wird im Zuge eines automatisierten Gerichtsverfahrens zu fünf Jahren Haft verurteilt und verschwindet in einer Haftanstalt, wo er einem grausamen System der Gehirnwäsche ausgesetzt wird. Mental und körperlich am Ende, wird er nach acht Monaten in ein anderes Gefängnis verlegt. Auf dem Weg dorthin geschieht das Unerwartete. Plötzlich verändert sich alles und Frank befindet sich zwischen den Fronten.



Alexander Merow

Beutewelt II
Aufstand in der Ferne

ISBN 978-3-86901-970-3
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format: 19x12
251 Seiten, Preis: 12,90 EURO

Unterdrückung und Manipulation sind im Jahre 2030 an der Tagesordnung. Nur ein einziger Staat hat sich mutig aus dem Versklavungssystem der Weltregierung herausgelöst und unabhängig gemacht: Japan. – Frank Kohlhaas, Alfred Bäumer und Millionen unzufriedene Menschen in allen Ländern richten in diesen finsteren Tagen ihren Blick voller Hoffnung auf den japanischen Präsidenten Matsumoto, welcher seinem Volk die Freiheit erkämpft hat. Doch die Mächtigen denken nicht daran, den abtrünnigen Staat in Ruhe zu lassen und überschütten ihn mit Verleumdung. Sie bereiten einen Großangriff auf Japan vor, um die rebellische Nation zu zerschlagen. Frank und Alfred beschließen, als Freiwillige am japanischen Freiheitskampf teilzunehmen. Schon bald spitzt sich die Situation immer weiter zu und die beiden Rebellen befinden sich in auswegloser Lage …



Alexander Merow

Beutewelt III
Organisierte Wut

ISBN 978-3-86268-162-4
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
246 Seiten, Preis: 12,90 EURO

Die wirtschaftliche Situation in Europa ist im Jahre 2033 hoffnungsloser denn je.
Die Weltregierung presst die von ihr beherrschten Länder erbarmungslos aus.
Artur Tschistokjow, ein junger Dissident aus Weißrussland, übernimmt die Führung der Freiheitsbewegung der Rus, einer kleinen Widerstandsgruppe, die im Untergrund gegen die Mächtigen kämpft.
Während sich in Weißrussland eine furchtbare Wirtschaftskrise anbahnt, bauen die Rebellen eine revolutionäre Bewegung auf, der sich immer mehr Unzufriedene anschließen. Unter Führung des zu allem entschlossenen Tschistokjow, folgen auch Frank und seine Gefährten dem Rebellenführer, bis es für sie nur noch die Flucht nach vorn gibt …

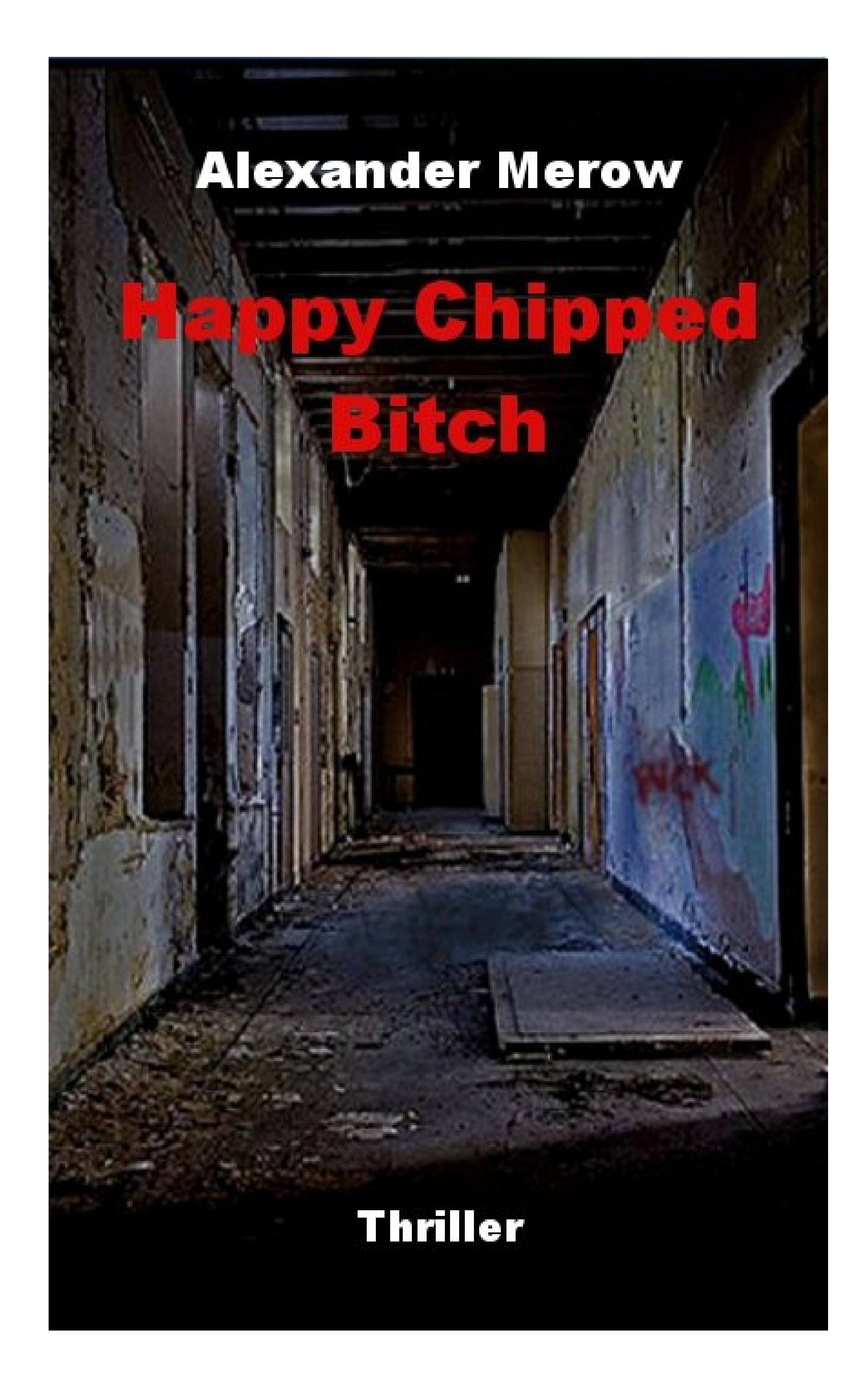


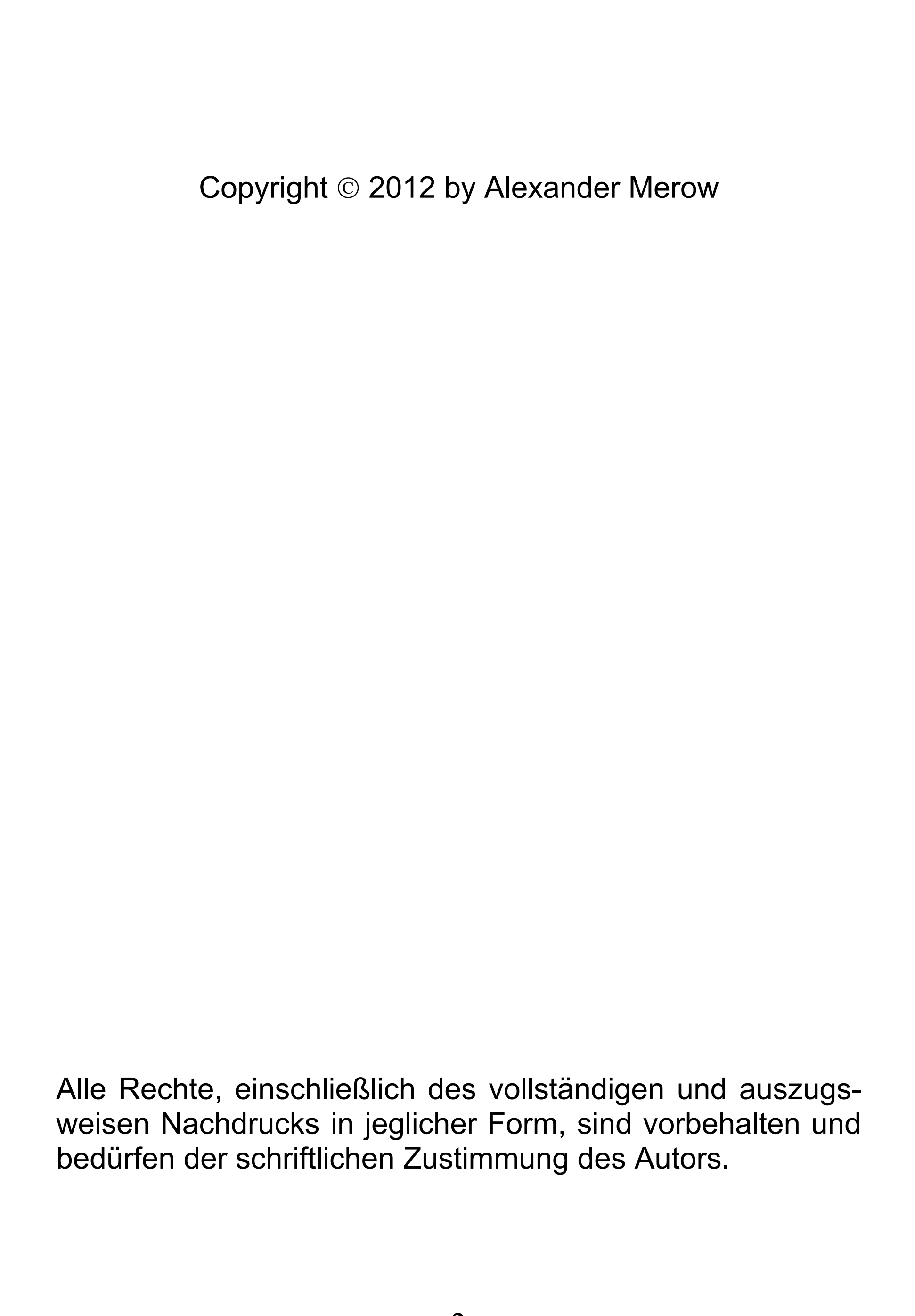
Alexander Merow

Das aureanische Zeitalter I

ISBN 978-3-86268-299-7
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
301 Seiten, Preis: 12,95 EURO

In einer fernen Zukunft herrscht das Goldene Reich, das älteste und mächtigste Imperium der Menschheit, über die Erde und ihre Kolonieplaneten. Flavius Princeps, ein junger Mann aus gutem Hause, lebt ein sorgloses Leben in Wohlstand und Überfluss. Doch mit dem Amtsantritt eines neuen Imperators, welcher umfassende Reformen im Goldenen Reich durchführen will, ändert sich die Situation dramatisch. Der ehrgeizige Herrscher trifft bei seinen Vorhaben auf den erbitterten Widerstand der reichen Senatoren und schon bald wird das Imperium von politischen Intrigen erschüttert. Unerwartete Ereignisse nehmen ihren Lauf und es dauert nicht lange, da bekommt auch die heile Welt von Flavius Risse und er wird in einen Machtkampf gewaltigen Ausmaßes hineingezogen …


Alexander Merow
Happy Chipped Bitch
Thriller



Alexander Merow

Happy Chipped Bitch

Thriller

Beutewelt

Inhalt

Der Polizeibeamte

Marvin Kuhmichel erwachte mit einem leisen Husten und drehte sich noch einmal auf die Seite, während ihm seine Frau mit dem Zeigefinger in den Bauch piekste.
„Wir müssen aufstehen, Schatz“, sagte sie, um anschließend langsam aus dem Bett zu klettern.
„Ja...“, war alles, was Marvin in diesem Moment über die Lippen brachte.
Loreen, seine Ehefrau, stand im nächsten Augenblick auch schon neben ihm und versuchte zu lächeln. Dann gähnte sie, genau wie Marvin. Dieser richtete sich mürrisch brummend auf und kroch dann endlich aus den Federn. Er drückte den Rücken durch und trottete wortlos an Loreen vorbei in die Küche. Dort knipste er das Licht an, blinzelte verschlafen umher und verzog den Mund, als hätte er soeben einen Pfeilgiftfrosch verschluckt.
Loreen folgte ihm und ging zum Kühlschrank, während sich Marvin an den Küchentisch setzte und aus dem Fenster sah. Im Hintergrund begann der Mini-Kaffeeautomat zu brummen. Loreen holte die Tassen aus dem Küchenschrank. Marvin drehte sich nicht um und betrachtete stattdessen die grauen Häuserwände jenseits des Fensters, zu denen eine breite, leuchtende Reklamewand einen gehörigen Kontrast bildete.
„Globe Food…“, flüsterte er in sich hinein und schob die Augenbrauen leicht nach oben.
„Hast du etwas gesagt?“, kam von hinten.
„Nein, schon gut…“ Marvin schüttelte den Kopf.
Es war nichts Wichtiges. Er hatte lediglich die Werbung von „Globe Food“, der größten Lebensmittelkette im ganzen Verwaltungssektor „Europa-Mitte“, gemeint, die da auf der

Reklametafel an der Wand vor sich hin blinkte. Dieses digitale Werbeplakat des Lebensmittelkonzerns war allgemein bekannt, man sah es in Marvins Heimstadt Frankfurt am Main an jeder Straßenecke.
Ein braunhäutiger Junge mit einer überdimensionalen Afrofrisur grinste von der bunten Reklametafel auf den Zuschauer herab. In seinen Händen hielt er ein Schild auf dem „I like it cheap & cheaper!“ stand.
Kurz darauf wechselte das Bild. „Multilove – Die Dating-Show“ war jetzt auf knallrotem Hintergrund zu lesen. „Jetzt on TV!“ blitzte es dazwischen immer wieder auf.
„Milch und Zucker?“, murmelte Loreen und kam mit zwei Kaffeetassen zum Küchentisch.
„Ja…“, antwortete Marvin und starrte weiterhin auf die Werbetafel.
Als sich Loreen ihm gegenüber auf einen Stuhl setzte, drehte ihr der dunkelblonde Mann kurz den Kopf zu und schenkte ihr ein müdes Lächeln. Sie lächelte zurück und senkte den Blick dann wieder, um ihre Kaffeetasse zu betrachten.
Eine knappe halbe Stunde später hatten die beiden jeweils zwei Wurstbrote gegessen und ihren Kaffee getrunken. Gleichzeitig verließen sie das kleine Reihenhaus, welches sie seit nunmehr fünf Jahren bewohnten. Zum Abschied lächelten sie sich gegenseitig noch einmal flüchtig an, um sich dann auf den Weg zur Arbeit zu machen.

Marvin war mit seinem in die Jahre gekommenen Auto in die Innenstadt gefahren – so wie er es jeden Morgen tat. Die erste Stunde im Sicherheitskomplex FAM-IV, wo er als Polizeibeamter arbeitete, verlief ruhig. Keine Anrufe, keine neuen E-Mails oder sonstige Ereignisse. Vor vier Monaten hatte man Marvin zum „Detective II“ ernannt, was bedeutete, dass er jetzt ein „Polizeibeamter mit mittleren Ermitt-

lungsbefugnissen“ war. Die Beförderung hatte eine Gehaltserhöhung von 350 Globes im Monat mit sich gebracht.
Der Morgen blieb ruhig und ereignislos. Gelangweilt räkelte sich der 38 Jahre alte Polizist auf seinem Bürostuhl und musterte seinen Kollegen, der gegenüber an einem zweiten Schreibtisch saß. Marvin verzog keine Miene und glotzte den Mann lediglich mit nichtssagendem Blick an.
„Nicht viel los, wie?“, versuchte er ein Gespräch zu beginnen. Der dunkelhaarige, leicht untersetzte Polizist mit dem gepflegten Schnauzbart neigte den Kopf zur Seite und nickte.
„Nein, aber irgendwas ist ja immer…“, erwiderte Detective Kevin Keller am gegenüberliegenden Schreibtisch.
Kuhmichel kramte seinen DC-Stick, einen Allround-Datenverarbeiter, aus der Tasche und drückte auf einen Knopf an der Seite. Das rohrförmige Gebilde verwandelte sich mit einem leisen Summen in einen kleinen Bildschirm, der augenblicklich hell wurde. Marvin betrachtete das Display des DC-Sticks, während er mit den Fingern auf der Tischplatte herumtrommelte.
„Keine neuen Nachrichten!“, verkündete der Datenträger. Kuhmichel schob das Gerät von sich weg.
Der müde Blick seiner graublauen Augen wanderte durch den schmucklos eingerichteten Büroraum. Keller hatte sich inzwischen hinter dem breiten Bildschirm seines Rechners verkrochen und tippte auf der Tastatur herum. Kuhmichel hingegen gähnte leise und hielt sich die Hand vor den Mund.
Im nächsten Moment schreckte er auf. Der Kollege hatte das Radio auf der Fensterbank eingeschaltet und quäkende Musik quoll aus dem Gerät heraus. Marvin blickte auf.
„My love is eternal…“, schallte es durch das Büro.
Er versuchte die Musik zu ignorieren, genau wie Kellers immer schnelleres und aggressiveres Getippe. Plötzlich

piepte der DC-Stick und Kuhmichel nahm das Gerät hastig in die Hand.
„Ist bestimmt vom Chef, wie?“, meinte Keller.
Marvin schwieg und öffnete die Nachricht, um dann leise vor sich hin zu murmeln.
„Zusammenfassung der Ermittlungen gegen Ibrahim Keles und Ugur Agüz. Die haben in mehreren Telefongesprächen mit ihrer Tat geprahlt. Dann können wir ja ein AG einleiten. Wie blöd sind die eigentlich? Eigentlich weiß doch jedes Kind, dass sämtliche Telefongespräche automatisch mitgeschnitten werden, oder?“, bemerkte er anschließend und begann den Computer mit einigen Daten zu füttern.
Detective Keller lugte am Bildschirm seines Rechners vorbei. Dann hob er wissend den Zeigefinger und setzte eine ernste Miene auf.
„Vergiss nicht bei den beiden „Strafermäßigung für Menschen aus kulturfremden Sozialisationsmilieus“ anzuklicken. Das ist Vorschrift, Marvin. Mir ist das neulich noch passiert, da habe ich`s einfach vergessen. Das gab Mecker vom Chef und das AG-Programm hat den Antrag gar nicht erst angenommen“, belehrte er Kuhmichel.
„Ja! Danke!“, brummte dieser und klickte auf den Menüpunkt, von dem Keller gesprochen hatte.
Ein paar Minuten später war das Automatisierte Gerichtsverfahren eingeleitet worden und Kuhmichel lehnte sich wieder in seinem Stuhl zurück. Er sah seinen Partner an, der noch immer vor sich hin tippte, und betrachtete dann einen kleinen Aufkleber, den jemand auf den Aktenschrank neben ihm geklebt hatte.
„Global Police – Always fair!“, stand auf dem Sticker.
Der Polizist mit dem schmalen, kantigen Gesicht und den dunkelblonden Haaren begann erneut mit den Fingern auf der Tischplatte herumzutrommeln, bis ihm Kellers genervter Blick signalisierte, dass er damit aufhören sollte. Kuhmichel

stöhnte kaum hörbar auf und kämpfte gegen die lähmende Müdigkeit an, die noch immer nicht von ihm ablassen wollte. Dieser Arbeitstag roch ganz nach endloser Langeweile und stundenlangem Herumsitzen ohne wirkliche Aufgabe. Und so sollte er auch zu Ende gehen. Außer einigen Kleinigkeiten – ein paar Automatisierten Gerichtsverfahren, die noch kurz durchgesehen werden mussten, bevor man sie einleitete – war nichts zu tun.
Neben gelegentlichen Gesprächen mit Detective Keller und dem auch weiterhin plärrenden Radio, gab es keinerlei Abwechslung. Das einzig wirklich Interessante waren die Nachrichten, die stündlich kamen. Hier wurden die Bewohner des Verwaltungssektors „Europa-Mitte" über die sich in Asien ausbreitende ODV-Seuche, die Friedenspolitik der Weltregierung und alle möglichen anderen Dinge informiert. Irgendwann ging Marvin wieder nach Hause und ließ den Sicherheitskomplex FAM-IV hinter sich.

„Und? War`s gut?", fragte Loreen und setzte sich neben ihren Mann auf das Sofa.
„Ja, wie immer halt", gab dieser zurück.
„Bei mir auch…", antwortete Loreen.
„Keine Kunden, die kein Geld auf dem Scanchip hatten?" Marvin schmunzelte.
„Nein, das kommt auch nur selten vor", meinte sie.
„Trotzdem blöd und ärgerlich, oder?"
„Ja, sicher, Schatz!"
Loreen schnappte sich die Fernbedienung und richtete ihren Blick auf einen breiten Plasmabildschirm. Dann begann sie in Windeseile durch die Kanäle zu zappen bis sie irgendwann wieder damit aufhörte und kurz zu Marvin herübersah. Sie lächelte ihn an.

„Lass uns „Alle sind da!“ gucken, Schatz. Das ist doch immer wieder lustig. Da ist jetzt ein Neuer in der Fun-WG – der Mamadou. Der ist total witzig“, bemerkte sie.
„Diesen Doku-Soap-Scheiß mag ich nicht“, knurrte Marvin und winkte ab. „Lass uns doch irgendeinen Film sehen…“
„Ach, komm! Ich finde „Alle sind da!“ echt unterhaltsam“, drängelte Loreen und knuffte ihrem Mann mit dem Ellbogen in die Seite.
„Meinetwegen!“, erwiderte dieser und verdrehte die Augen.
Eine Stunde später war Marvin bereits so müde, dass ihm immer wieder die Augen zufielen. Laut gähnend erhob er sich vom Sofa und brummte: „Ich lege mich schon mal hin, okay? Mit mir ist heute Abend einfach nicht viel los.“
„Ja, ist gut. Schlaf schön. Komme auch gleich“, murmelte Loreen und ließ den Bildschirm nicht aus den Augen.
Marvin schlurfte durch den langen Hausflur, ging die Treppe zur oberen Etage hinauf und ließ sich dann auf das große Doppelbett im Schlafzimmer fallen. Er war so erschöpft, dass er es kaum noch schaffte, sich auszuziehen.
„Obwohl ich heute kaum etwas gemacht habe…“, schoss es ihm noch durch den Kopf, bevor ihn der Schlaf übermannte.

Der nächste Arbeitstag sollte interessanter werden. Jedenfalls interessanter, als ein Automatisiertes Gerichtverfahren am Computer vorzubereiten, wie Marvin meinte. Keller stimmte ihm diesbezüglich ausdrücklich zu und fuhr mit ihm um 15.34 Uhr nach Frankfurt-Hoechst. Die automatisierte Internetüberwachung hatte der zuständigen Behörde im Sicherheitskomplex FAM-IV soeben einen wiederholten Gesetzesverstoß in einem Internetforum gemeldet. Der Computer, an dem die Straftat begangen worden war, war auf einen 46 Jahre alten Hilfsarbeiter namens Robert Schneider registriert, wie Kuhmichel den übermittelten Überwachungsdaten entnehmen konnte.

Normalerweise wäre in einem solchen Fall vom System ein AG ohne vorherige polizeiliche Bearbeitung eingeleitet worden – wenn es sich denn nur um eine „leichte oder mittelschwere Meinungsstraftat" gehandelt hätte. Doch diesmal wurde das Internetverbrechen mit der höchsten Stufe, Rot Alpha, eingestuft, was ein zusätzliches Eingreifen der Sicherheitsbehörden notwendig machte.
Detective Keller, der neben Kuhmichel auf dem Beifahrersitz des Streifenwagens saß, fasste sich an den Kopf und stieß einen lauten Lacher aus.
„Der Typ hat in diesem Forum „Der Weg der Rus" zum Download angeboten! Sogar mehrfach, Marvin! Das gibt es doch überhaupt nicht! Unfassbar, wie dumm manche Leute sind!" Keller konnte sich kaum einkriegen.
„Nach 150 Metern links abbiegen…", sprach der Navigator dazwischen und Kuhmichel beschleunigte das Auto.
„Ja, manche sind echt zu blöd, um aufrecht zu gehen", meinte er und musste ebenfalls grinsen.
Kurz darauf hatten die beiden Beamten ihr Ziel erreicht und stellten den Polizeiwagen direkt vor einem großen Wohngebäude ab. Keller ließ sich noch immer über die Dummheit seiner Mitmenschen aus, während sein Kollege bereits auf die Eingangstür des heruntergekommenen Mehrfamilienhauses zuging. Einige Leute sahen kurz auf die beiden uniformierten Beamten herab und versteckten sich sofort wieder hinter den Gardinen ihrer Fenster, als Kuhmichel seinen Blick nach oben richtete und grimmig zurückstarrte.
„Schneider…da haben wir ihn…", brummte Keller und drückte auf die Klingel.
Es dauerte nur ein paar Sekunden, da ertönte eine aufgeregte Stimme aus der Sprechanlage. Offenbar gehörte sie einem noch recht jungen Burschen.
„Wer ist da?", schallte es den beiden Polizisten entgegen.

„Polizei! Machen Sie sofort die Tür auf!“, gab Keller energisch zurück und nickte seinem Kollegen zu.
Augenblicklich summte der Türöffner und die beiden Beamten betraten einen halbdunklen, muffig riechenden Hausflur. Sie gingen in die dritte Etage, wo sie bereits ein kreidebleicher Teenager vor einer angelehnten Wohnungstür erwartete. Keller bewegte sich schnellen Schrittes auf den hageren, nervös schnaufenden Jugendlichen zu und stellte sich direkt vor ihn.
„Polizei! Lassen Sie uns in Ihre Wohnung!“, knurrte er und der Bursche gehorchte wie ein gut erzogener Hund. Die beiden Beamten folgten ihm ins Wohnzimmer, wo er sich vor Angst schwitzend in eine Ecke stellte.
„Sören Schneider?“, fragte Keller mit ernstem Blick.
„Ja!“, stieß der Junge aus und sein Atmen wurde immer lauter.
„Sind Sie allein?“, hakte Keller nach.
„Ja, meine Eltern sind auf der Arbeit.“
„Wo ist Ihr Computer?“, wollte Kuhmichel wissen und fixierte den rothaarigen Teenager mit stechendem Blick.
„Warum?“, stammelte dieser.
„Sie wissen warum! Wo ist er?“, schob Keller nach.
„Im Arbeitszimmer von meinem Vater…also hier…“, erklärte Sören.
Im nächsten Moment stand Keller auch schon vor einem Schreibtisch, auf dem ein recht veralteter Rechner stand. Der Beamte grinste.
„Eben noch online gewesen, wie?“
„Nein! Ich bin gerade erst nach Hause gekommen“, beteuerte der Junge und seine Schnappatmung wurde zu einem Zischen und Hecheln, während seine Wangen schon so grauweiß wie eine Kalkwand waren.
„Natürlich!“ Marvin nickte ihm mit versteinerter Miene zu.

Sein Kollege war bereits dabei, die Festplatte des Computers herauszunehmen, um sie sicherzustellen. In seiner Panik hatte der Jugendliche offenbar sogar den Stecker aus der Steckdose gerissen, doch das nützte ihm jetzt auch nichts mehr.
„Wir wissen durch den automatisierten Festplattenscan zwar ohnehin schon, was hier alles an unschönem Zeug drauf ist, aber wir nehmen die Platte trotzdem mit. Ist amtliche Vorschrift!“, meinte Kuhmichel zum Abschluss.
Während der junge Mann, der laut seinen Scanchipdaten vor einigen Tagen gerade einmal 16 Jahre alt geworden war, Blut und Wasser schwitzte, verließen die beiden Polizisten die Wohnung wieder, ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen. Entsetzt schweigend sah Sören Schneider den Beamten hinterher, die ihn einfach mit offenem Munde dastehen ließen.
„Das gibt ein schönes AG, mein Freund!“, meinte Keller nur und schüttelte nochmals ungläubig den Kopf.
Damit war der Einsatz auch schon beendet. Zurück blieb lediglich ein Teenager, der sich seine Zukunft im Verwaltungssektor „Europa-Mitte“ soeben für immer verbaut hatte.

Sicherheitskomplexleiter Jürgens riss die Augen auf, als er die Dateien sah, die Sören Schneider auf der Festplatte des väterlichen Computers abgespeichert hatte. Das war ganz schön harter Tobak für einen so jungen Burschen, wie er meinte. Die drei Polizeibeamten, die vor dem Bildschirm hockten, sahen sich die Dateien im Grunde nur aus reiner Neugier an, denn die Auswertung war längst abgeschlossen und das Automatisierte Gerichtsverfahren eingeleitet worden. Sören Schneider musste nun neben einem dauerhaften Negativeintrag auf seinem Scanchip, der ihn als „politisch unkorrekte Person“ brandmarkte, mit einer Haftstrafe rechnen.

„Dieser Rechner stand schon seit drei Wochen unter automatisierter Beobachtung. Hier sind 12 verbotene Bücher drauf – und 3 Werbevideos der „Freiheitsbewegung der Rus“. Unglaublich, was sich der Hosenscheißer alles runtergeladen hat!“ Kevin Keller kratzte sich nachdenklich an seinem speckigen Kinn.
„Das kommt immer häufiger vor. Vor allem „Der Weg der Rus“ kursiert im Internet, ungeachtet aller Sicherheitsmaßnahmen. Warum interessiert sich ein Jugendlicher für ein derartiges Buch?“, wunderte sich Kuhmichel und strich sich durch die Haare.
„Da ist auch ein Video über diesen verrückten Terroristen aus Deutschland!“ Keller deutete auf den Bildschirm.
„Über diesen Frank Kohlhaas etwa?“, fragte Jürgens und beugte sich etwas herunter.
„Ja, genau!“, erwiderte Kuhmichel und klickte das Video an.
„Tsss!“, machte Keller verächtlich, als eine Fahne mit einem Drachenkopf in der Mitte den Bildschirm ausfüllte und mitreißende Musik ertönte. Dann wurde ein mittelgroßer, kräftiger Mann in grauschwarzer Uniform eingeblendet. Es folgte ein Porträt, bei dem man sein Gesicht in Großaufnahme sah. Trotzig dreinblickende, grüne Augen sahen den Betrachter mit grimmiger Entschlossenheit an.
„Ach, du Scheiße!“, stieß Keller aus.
„Frank Kohlhaas – Kriegsheld der Volksarmee“ hieß das Propagandavideo der „Freiheitsbewegung“ und irgendjemand hatte es sogar mit deutschen Untertiteln versehen. Eine tiefe, ernste Stimme ertönte und irgendein russisches Gequatsche kam aus dem kleinen Lautsprecher neben dem großen Flachbildschirm.
„Seit den ersten Tagen der Revolution steht General Frank Kohlhaas an der Seite unseres geliebten Anführers Artur Tschistokjow. Man kann mit Recht sagen, dass kaum ein Soldat unserer Bewegung schon seit so vielen Jahren hel-

denhaft an der Front gegen die Feinde unseres Volkes kämpft.
Noch bevor sich Frank Kohlhaas unserer Freiheitsbewegung angeschlossen hatte, stand er schon im Kampf gegen die Sklavensoldaten der Weltregierung. Damals, als das tapfere japanische Volk im Jahre 2031 seinen Befreiungskrieg gegen die internationalen Völkerzerstörer ausgefochten hatte, meldete sich Frank Kohlhaas bereits als Freiwilliger bei der japanischen Armee, um unsere Verbündeten in Ostasien bei der Abwehr der Global Control Force zu unterstützen. Zwei Jahre zuvor war es ihm bereits mit einer unglaublichen Einzelaktion gelungen, einen der schlimmsten Völkerverderber und Verbrecher, den ehemaligen Gouverneur des Sektors „Europa-Mitte", Leon-Jack Wechsler, zu eliminieren.
Schließlich schloss sich Frank Kohlhaas im Jahre 2033, in einer Zeit der völligen Hoffnungslosigkeit, der kleinen, verlachten Revolutionsbewegung unseres Anführers Artur Tschistokjow an, um ihm als treuer Weggefährte in einen damals fast aussichtslos erscheinenden Kampf zu folgen. Seit diesen frühen Tagen der Freiheitsbewegung ist der tapfere Deutsche immer in der ersten Reihe der Volksrevolution gewesen und ihr, die russische Jugend, die ihr im Glauben an Artur Tschistokjow und unser Vaterland wiedergeboren seid, sollt nun von seinen glorreichen Taten erfahren. Schaut auf zu Frank Kohlhaas, dem unerschütterlichen Preußen, dem verehrten General der Warägergarde, die die besten Soldaten des russischen Volkes in ihren Reihen vereint…"
Bevor der Sprecher jedoch die angeblichen Heldentaten des in Russland geliebten und im Verwaltungssektor „Europa-Mitte" geächteten Deutschen weiter anpreisen konnte, klickte Kuhmichel das Video wieder weg.

Diesmal schüttelte Keller den Kopf so energisch, dass seine speckigen Backen wackelten wie ein Schokopudding. Kuhmichel kicherte in sich hinein.
„Da sitzt so ein junger Mann zu Hause vor seinem Rechner, schaut sich ein Video über diesen geisteskranken Massenmörder an und hält ihn dann noch für einen Helden!“, empörte sich der Beamte. „Ich habe Fernsehberichte über diesen Bastard gesehen, die schlimmer waren als jeder Horrorfilm.“
„Die Russen verehren Kohlhaas jedenfalls. Allein das zeigt schon, wie bekloppt sie sind“, bemerkte Jürgens angewidert und drehte sich seinen beiden Untergebenen zu.
„Der Kerl ist einer der grausamsten Bluthunde, die Tschistokjow hat“, ergänzte Keller. „Die bringen da hinten jeden um, der kein echter Russe ist. Habe ich neulich noch gelesen. Und jeden, der eine andere Meinung hat.“
Sicherheitskomplexleiter Jürgens lächelte theatralisch und meinte: „Aber, aber, Herr Kollege! Unser Weltpräsident hat doch vor, mit diesen Verbrechern in Russland Frieden zu schließen. Die Weltregierung und der Nationenbund der Rus sind doch längst Freunde, wollen sich friedlich einigen und so weiter…“
„Tschistokjow hat da drüben bestimmt schon eine Menge Atomwaffen gehortet, die er uns eines Tages auf`s Dach knallen will. Da bin ich mir sicher. Die hätten diese Verrückten gleich zu Beginn platt machen sollen. So hätte ich das gemacht! Gleich zu Beginn: Bamm!“, ereiferte sich Keller und deutete mit den Händen eine Atomexplosion an.
„Genau wie die Japsen! Matsumoto ist ein genauso wahnsinniger Diktator wie Tschistokjow“, fügte der Sicherheitskomplexleiter hinzu.
Seine beiden Untergebenen nickten eifrig und sahen ihn für einen Moment an. Jürgens nickte zurück.
„Ist doch so, oder?“

„Ja, natürlich, Herr Jürgens. Die sind alle beide verdammt gefährlich“, betonte Keller.
„Wie auch immer, Männer“, brummte der Chef, erhob sich von seinem Platz und strich sich über den Bauch. „Ich widme mich jetzt mal wieder wichtigeren Dingen. Bis später.“
Er stand auf und verließ den Raum. Kuhmichel schaute dem hochgewachsenen Beamten mit der von einem weißgrauen Haarkranz umgebenen Halbglatze schweigend nach. Inzwischen ging der Chef schon auf die 60 zu, dachte er sich. Jürgens musste in der Blüte seiner Jahre der Prototyp des engagierten Polizisten gewesen sein, sagte Marvin manchmal zu seinen Kollegen. Und noch immer wirkte der Leiter von FAM-IV – für sein Alter – recht kräftig und durchtrainiert. Das einst mittelbraune Haar war jedoch im Laufe der Zeit grau und dünn geworden und einige kleinere Fettpölsterchen hatte die jahrelange Schreibtischarbeit auch sichtbar werden lassen. Alles in allem war Jürgens aber ein angenehmer Vorgesetzter, der irgendwann angefangen hatte, seinen Job mit einer gewissen Lässigkeit zu erledigen.
„Ich muss noch ein paar Datensätze bearbeiten“, kam nun von der Seite und Keller stand auf, um wieder zu seinem Schreibtisch zurückzukehren.
„Ja, ich auch…“ Kuhmichel loggte sich ins interne System des Sicherheitskomplexes ein und erledigte den einen oder anderen Schreibkram, bis die Dienstzeit endlich vorbei war.

Eine Woche war seit dem Vorfall mit dem jungen Mann, der die illegalen Dateien im Internet hochgeladen hatte, vergangen. Detective Kuhmichel hatte sich in dieser Zeit vor allem mit eintöniger Büroarbeit beschäftigt und noch einige Dutzend Automatisierte Gerichtsverfahren abgesegnet. Einmal waren Keller und er zu einer Wohnung gerufen worden, nachdem ein Mann seine Frau und seinen Sohn mit einer Eisenstange krankenhausreif geprügelt hatte. Nachbarn

hatten die Polizei nach einem stundenlangen, ohrenbetäubenden Familienstreit gerufen. Als sie angekommen waren, hatte der Mann einfach wortlos die Tür geöffnet und die Polizisten hereingebeten.
„Die sollten besser mal zum Arzt“, hatte er nur gesagt und auf seine Frau und seinen Sohn gedeutet, die bewusstlos in der Küche gelegen hatten. Das war der einzige Außeneinsatz der letzten Woche gewesen.
Seit Jahrzehnten übernahm die automatisierte Scanchip-überwachung viele Dinge, die früher von der Polizei erledigt werden mussten. Im Jahre 2045 gab es kein Bargeld mehr und Kreditkarte und Personalausweis waren zum sogenannten „Scanchip“ geworden. Jeder Bürger im Verwaltungssektor „Europa-Mitte“ hatte ein solches Scanchip und sobald jemand gegen das Gesetz verstieß, erhielt er eine Vorladung zu einem Automatisierten Gerichtsverfahren. Im Falle von „realer Körperverletzung“ - nicht zu verwechseln mit „theoretischer Körperverletzung“ - und anderen mittelschweren Delikten, musste die Polizei die Vorladungen jedoch noch immer absegnen oder zumindest formal zur Kenntnis nehmen.
Ansonsten konnte man dem Betreffenden auch „negative Scanchipeinträge“ verpassen, die ihn als Straftäter bei jeder Behörde und jedem Arbeitgeber sichtbar machten. Alternativ konnte das elektronische Konto auf dem Datenträger einfach gesperrt werden, so dass der Delinquent von der einen auf die andere Sekunde finanziell mittellos war. Außerdem hatte ein Scanchip eine Peilfunktion, was bedeutete, dass der Träger jederzeit durch das Sicherheitssystem zu orten war.
Die Weltregierung, welche im Jahre 2018 die Regentschaft über die gesamte Erde angetreten hatte, war nunmehr seit Jahren dabei, das alte Scanchip, das man noch immer wie früher eine Kreditkarte in der Tasche trug, durch ein neues

Implantationsscanchip zu ersetzen. Dieses hochmoderne Scanchip wurde unter der Haut eingesetzt und war ein winziger Datenträger, der jedoch alle Funktionen seines Vorgängers erfüllen konnte. Mit einem neuartigen Laserscanner oder Datenstift konnte man das Implantationsscanchip lesen. Damit war alles noch einfacher geworden, wie Keller immer wieder begeistert betonte.
Detective Kevin Keller hatte das neue Scanchip bereits seit einigen Jahren und gehörte damit zu jenen Bürgern in „Europa-Mitte“, die der dauerhaften Werbekampagne der Weltregierung bereitwillig gefolgt waren und sich den Datenträger hatten implantieren lassen.
„Lassen Sie sich jetzt registrieren! Einfacher geht es nicht!“, schallte es wieder und wieder aus den Fernsehern und Radios.
Kuhmichel jedoch hatte noch immer sein altes Scanchip, was ihn auf seiner Dienststelle schon fast zu einem schwarzen Schaf machte, denn die meisten seiner Kollegen hatten die moderne „Implantationsregistrierung“, wie man sie nannte, schon hinter sich gebracht.
Sogar Loreen hatte den neuen Datenträger bereits unter der Haut ihres Unterarms – ihr Mann dagegen noch immer nicht.
Warum er sich bisher geweigert hatte, sich etwas in seinen Körper einpflanzen zu lassen, konnte er nicht genau sagen. Aber irgendein Gefühl des Misstrauens hielt ihn zurück, wenn es auch noch so unbegründet war.
„Wann ist es denn bei Ihnen endlich einmal so weit, Herr Kuhmichel?“, fragte Jürgens in letzter Zeit ständig und seine großen, blauen Augen sahen dann vorwurfsvoll auf Marvin herab.
„Demnächst, Chef!“, gelobte der Detective jedes Mal und bemühte sich zu lächeln.

„Beamte mit implantierten Scanchips kommen schneller nach oben, Kuhmichel. Denken Sie daran!“, kam dann meistens vom Sicherheitskomplexleiter, der das immer in einem väterlichen Ton sagte.
Oft dachte Kuhmichel über die „Implantationsregistrierung“ nach und machte sich selbst Vorwürfe. Immerhin war er ein „Staatsdiener“, wenn man diesen veralteten Begriff benutzen wollte. Genau genommen existierten ja seit 2018 keine Nationalstaaten mehr, sondern nur noch Verwaltungssektoren wie etwa „Europa-Mitte“. Trotzdem war er einer und ein dauerhaftes Ignorieren der „Scanchip-Frage“ war definitiv keine gute Idee. Das wusste er.

Neben Marvin stolzierte seine Frau Loreen in ihren neuen, hochhackigen Schuhen durch den Haupteingang der Central City Shopping Mall, dem größten Einkaufszentrum in ganz Frankfurt. Der riesenhafte, mehrstöckige Konsumtempel war im Jahre 2032 nahe der Zeil aus dem Boden gestampft worden und bildete inzwischen so etwas wie das kulturelle Zentrum der Mainmetropole. Jeden Tag strömten Tausende von Sektorbürgern in das bunte Riesengebäude hinein, um einkaufend ihre Freizeit zu verbringen. Marvin und Loreen waren auch wieder einmal unter ihnen. Wenn man frei hatte, ging es eben in die „Mall“. So hatte es sich auch bei den beiden Eheleuten eingebürgert.
Marvin musterte seine Frau, die sich heute regelrecht aufgedonnert hatte. Sie sah wirklich gut aus, dachte er bei sich. Loreens lange, schlanke Beine, ihr kurzer Rock, die gepflegten, blondierten Haare, die sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte - sie sah verdammt gut aus!
Allerdings war sie wieder einmal wesentlich flinker als ihr Ehemann, wenn es darum ging, nach der neuesten Mode oder irgendwelchen Schnäppchen Ausschau zu halten.

Während sich Marvin noch etwas überfordert von den vielen Konsumenten und den blitzenden Werbetafeln um ihn herum in der Einkaufspassage umsah, war Loreen schon zu „Cool Wear“ gegangen, einem Laden, in dem man modische und zugleich bezahlbare Kleidung kaufen konnte. Marvin trottete ihr träge hinterher und stand kurz darauf hinter ihr. Loreen drehte emsig einen Kleiderständer.
„Und? Schon was gefunden?“, fragte Kuhmichel.
Sie schwieg und drehte weiter. Marvin kam noch etwas näher.
„Hast du schon was gefunden, Schatz?“, fragte er erneut.
„Noch nichts…“, kam zurück.
„Aha!“
Loreen drehte sich um und sagte: „Ich muss mal nach einem neuen Oberteil gucken, Schatz.“
„Ja, okay.“
Sie ging zu einem anderen Kleiderständer und suchte vor sich hin. Marvin gähnte leise und hielt sich die Hand vor den Mund. Draußen auf der Einkaufstraße hörte man unzählige Leute schwatzen, lachen und tratschen. Diese Geräuschkulisse war allgegenwärtig in der Mall und sie vermischte sich mit einem Bombardement aus Werbesprüchen oder leichter Musik, das aus einer Vielzahl von überall angebrachten Lautsprechern auf die kauffreudigen Massen niederging.
„Einfach schön bei „Cool Wear“…“, hallte es aus einem Lautsprecher an der Decke.
Schließlich kam Loreen mit einigen Kleidungsstücken in den Händen zu ihrem Gatten zurück. Ihre blauen Augen leuchteten zufrieden. Marvin lächelte und nickte seiner Frau zu.
„Ich gehe mal eben bezahlen“, meinte Loreen und war sofort wieder weg, um sich an der Kasse anzustellen.
„Die neuen Mini Skirts bei „Cool Wear“! Jetzt anprobieren! So stylisch!“, kam es von oben.

Wenig später hatte Loreen bezahlt und schwang zwei große Einkaufstaschen voller neuer Kleider. Marvin gähnte und kam ihr nach.
„Wollen wir zu „Jack`s Pizza“, Schatz?“, wollte er wissen.
„Ja, später“, antwortete sie. „Wollte erst noch in den Perfume Shop…“
„In Ordnung.“ Kuhmichel versuchte mit Loreen Schritt zu halten und lauschte für einen Moment dem Klackern ihrer neuen Stöckelschuhe.
Plötzlich drehte er sich um, weil irgendwo im Menschengewühl jemand laut aufgeschrieen hatte. In einiger Entfernung, am Fuße einer der langen Rolltreppe, die in die zweite Shopping Passage führte, lamentierte ein junger Mann herum und lieferte sich ein hitziges Wortgefecht mit einem Mitarbeiter der Mall Security.
„Lass mich los, du Penner! Ich habe das bezahlt!“, schrie der Jugendliche, während ihn ein bulliger Mann in blauer Uniform am Kragen packte und per Funk seine Kollegen rief.
„Ich habe die Scheiße bezahlt, Mann! Was willst du denn von mir!“, kreischte der Bursche und zappelte im Griff des kräftigen Wachmannes, wie ein Fisch im Netz eines Anglers. „Spasti! Arschloch! Ich hab das bezahlt, Alter!“
Kuhmichel schüttelte den Kopf und wollte wieder seiner Frau folgen, doch Loreen war längst in der Konsumentenmasse verschwunden. Sicherlich war sie schon auf dem Weg zu diesem Perfume Shop am anderen Ende der langen Einkaufsstraße, dachte sich Marvin.
„Wo ist dieser verdammte Shop noch mal?“, überlegte er und kämpfte sich genervt durch die dichten Käuferschwärme, die die erste Etage der Central City Shopping Mall verstopften. Man verlor hier schnell den Überblick, dachte sich der Polizist, während er verzweifelt nach dem Perfume Shop suchte.

Die Anzahl der Autos hatte sich in den letzten Jahren stetig verringert. Im Jahre 2045 besaßen immer weniger Einwohner von „Europa-Mitte“ die finanziellen Mittel, ein Fahrzeug zu unterhalten. Die Spritpreise waren in astronomische Höhen geklettert und Neuwagen waren zu einer absoluten Seltenheit geworden, die sich nur noch die wirklich reichen Leute leisten konnten. Aber dennoch wurden die Kreuzungen im Herzen der Mainmetropole an diesem Morgen von einer Vielzahl schäbiger Autos überschwemmt und es ging nur langsam voran. Genervt und müde quälte sich Kuhmichel in seinem alten, schwarzen „Clinton“ durch das Verkehrschaos und kam erneut vor einer roten Ampel zum Stillstand.
„Verfluchte Scheiße!“, zischte Marvin in sich hinein und machte sich Sorgen, dass er diesmal nicht pünktlich am Arbeitsplatz erscheinen würde.
Irgendwann ging es weiter und eine lange Kolonne klappriger Autos setzte sich in Bewegung. Bis zum Sicherheitskomplex FAM-IV war es noch ein gutes Stück zu fahren, denn der lag am anderen Ende der Stadt. Kuhmichel schaltete das Radio ein und blickte zornig über die verstopfte Straße.
„Der bekannte Journalist und Bürgerrechtler Matthias Dallenberg ist heute Morgen tot im Vorgarten seines Hauses in Rostock aufgefunden worden. Laut Polizeiangaben wurde Dallenbeck durch zwei Schüsse in die Brust getötet. Die Sicherheitsbehörden des Lokalverwaltungssektors „D-Ost 1“ vermuten, dass die Ermordung Dallenbecks auf das Konto der extremistischen „Deutschen Freiheitsbewegung“ geht.
Dallenbeck hatte in den letzten Monaten als Chefredakteur der „Rostocker Rundschau“ immer wieder öffentlich zu einer entschiedeneren Bekämpfung der gefährlichen Terrororganisation aufgerufen. Regionalverwalter Dustin Rodrow erklärte heute vor Medienvertretern, dass er tief betroffen von

der zunehmenden Gewalt im Lokalsektor „D-Ost 1“ sei. Die „Deutsche Freiheitsbewegung“, die sich an den Lehren des russischen Diktators Artur Tschistokjow orientiert, will ein autonomes Schutzgebiet für die deutsche Bevölkerung und eine eigenständige Volksregierung. Angesichts derart verrückter Forderungen sprach Rodrow von „absurden Wahnvorstellungen einer kleinen, aber hochaggressiven Gruppe gefährlicher Dummköpfe“.
„Mir fehlen die Worte, wenn ich sehe, mit welcher Brutalität diese Extremisten inzwischen gegen die öffentliche Ordnung in „D-Ost 1“ vorgehen“, sagte der Vorsitzende des „Vereins für Menschenrechte und Humanität“, Prof. Benjamin Bloch, in Stralsund.
Noch heute wird Subsektorverwalter Dieter Bückling persönlich nach Rostock reisen, um sich vor Ort ein Bild der Lage zu machen. Die Sicherheitsmaßnahmen im gesamten Lokalsektor „D-Ost 1“ sind seit den frühen Morgenstunden drastisch erhöht worden…“, berichtete eine ernst klingende Frauenstimme.
„Diese Irren! Dass sie die noch immer nicht haben!“, sagte Kuhmichel leise zu sich selbst.
„In Nordindien hat sich die ODV-Seuche weiter ausgebreitet. In der Region zwischen…“
Der Polizist schaltete das Radio aus, um sich in Ruhe über den vor ihm fahrenden „Schleicher“ aufregen zu können.
„Gaspedal ist rechts!“, grollte der Beamte, warf die Arme in die Höhe und wurde immer nervöser, da die Zeit drängte.
Eine halbe Stunde später hatte er endlich den Sicherheitskomplex FAM-IV erreicht und raste durch den Haupteingang, wo ihm Kollege Keller bereits entgegenkam. Der leicht untersetzte Ordnungshüter hob die Hand und winkte ab.
„Brauchst gar nicht erst hochkommen, Marvin. Wir müssen nach Sossenheim“, erklärte er.

„Was ist denn?“, wollte Kuhmichel wissen und war noch ganz außer Atem.
„Keine Ahnung! Wir haben eben einen Anruf erhalten. Sollen was untersuchen…“, brummte Keller und ging in Richtung des Streifenwagens.
„Geht`s auch etwas genauer, Kevin?“, ärgerte sich Marvin.
„Nein! Jetzt komm!“ Keller öffnete die Tür und setzte sich ans Steuer. Diesmal wollte er fahren.
„Was ist denn los?“, drängelte Kuhmichel und schnallte sich an. Sein Kollege glotzte ihn für einige Sekunden mit seinen braunen Glupschaugen an und zuckte mit den Achseln.
„Das werden wir gleich sehen“, gab er dann zurück und startete den Motor.
Kurz darauf waren sie auf dem Weg nach Sossenheim, einem Stadtteil von Frankfurt, der nicht gerade den besten Ruf genoss. Als die beiden Beamten ihr Ziel erreicht hatten, standen sie vor einem klobigen, völlig verwahrlosten Hochhaus. Im Hintergrund schoben sich einige weitere graubraune Wohnklötze in die Höhe, die ebenso schmutzig und heruntergekommen wie dieser waren. Angewidert verzog Kuhmichel das Gesicht und warf seinem Kollegen einen vielsagenden Blick zu.
„Drecksgegend!“, war alles, was Keller dazu zu sagen hatte.
Marvin nickte und sie stiegen aus. Der Geruch von verrottetem Müll und getrocknetem Urin stach den beiden in die Nasen und Keller ließ es sich nicht nehmen, noch einige Kommentare vom Stapel zu lassen.
Derweil wurde das Polizeiauto von einer neugierigen Schar Kinder umringt. Sie fingen sofort an, laut zu schreien und zu schwatzen, als die beiden Polizisten auf sie zukamen. Kuhmichel vermutete, dass sie Türkisch redeten.
„Lasst uns mal durch!“, brummte Keller und bahnte sich einen Weg durch den lärmenden Schwarm.

„Was wollt ihr hier? Ey, was wollt ihr hier?“, hörte Marvin hinter sich.
„Was ist das für ein Waffe, Herr Polizist? Kann ich die mal sehen? Hä?“, kam es von der Seite.
Die beiden Beamten gingen einige verwitterte Betonstufen herauf und kamen zur Eingangstür des Wohnblocks, die mit zahllosen Schrammen, Schmierereien und Rissen übersät war. Sie klingelten bei „Fichte“ - dem Mann, der sie angerufen hatte.
„Ich will auch so ein Waffe! Ha! Ha! Kann ich die mal haben, Herr Polizist? Ey?“, nervte eines der Kinder Kuhmichel und tänzelte um ihn herum.
„Geh spielen!“, herrschte der Beamte den Jungen an und winkte ab.
Als der Türöffner summte, betraten sie das düstere Treppenhaus und wurden von einer Wolke unangenehmer Gerüche empfangen.
„Bah! Ist ja ekelhaft!“, fauchte Marvin und hielt sich die Hand vor die Nase, um im nächsten Moment über einen Müllsack zu klettern, den irgendjemand einfach mitten auf dem Gang abgestellt hatte.
„Hier steige ich in keinen Aufzug“, meinte Keller und die zwei Polizisten beschlossen, das Treppenhaus zu benutzen, um in die fünfte Etage zu kommen, wo Herr Fichte wohnte.
Draußen vor dem Haupteingang hörte man noch immer die schrillen Stimmen der Kinder, die jetzt wieder in ihrer Sprache durcheinander schrieen.
Das Treppenhaus war ebenso dreckig und widerwärtig wie der Rest des Gebäudes. Überall lag Müll auf den Stufen und nicht einmal der Lichtschalter funktionierte mehr richtig.
„Ich ficke alle Weiba!“, hatte jemand an die graue Betonwand geschmiert und einen großen Penis daneben gemalt. Kuhmichel kratzte sich am Kinn.

„Einfach nur asozial, die ganze Gegend“, knurrte Keller verächtlich und hielt seinem Kollegen die ramponierte Tür auf, die zum Hausflur der fünften Etage führte.
Die beiden Beamten betraten einen langen Korridor, der in schummriges Licht getaucht war. Hinter den Wohnungstüren hörten sie die Geräusche der Fernseher oder lautes Gerede in den verschiedensten Sprachen. Kuhmichel stieß mit dem Fuß gegen eine zusammengeknüllte Coladose und fluchte leise. Schließlich erreichten sie die Wohnung von Herrn Fichte, der laut seinen Scanchipdaten 71 Jahre alt war.
„Hier oben stinkt es ja noch schlimmer als unten. Absolut ekelhaft“, sagte Keller und klopfte gegen die Tür.
„Alter Spasti!“, bemerkte Marvin grinsend und stieß seinem Kollegen mit dem Ellbogen in die Seite.
„Was?“
„Da hat einer „Alter Spasti!“ in die Tür geritzt! Sieh mal!“, erklärte er und deutete nach vorne.
„Aha?“, kam zurück.
Im selben Moment öffnete eine grauhaarige, völlig abgemagerte Gestalt die Tür und schielte den beiden Polizisten entgegen.
„Max Fichte! Guten Tag!“, stellte sich der Alte vor.
„Was ist denn?“, fragte Keller barsch und winkte die ausgemergelte Gestalt zu sich.
„Riechen Sie das nicht?“, fragte Herr Fichte im Gegenzug. „Hier stinkt es doch wie Sau! Riechen Sie das nicht?“
„Guter Mann, in diesem Wohnblock stinkt es überall wie Sau. Nichts für ungut.“ Kuhmichel verdrehte die Augen.
„Ist etwas vorgefallen, Herr Fichte?“, wollte Keller wissen und wurde langsam grantig.
Der Alte wankte den Korridor herunter und führte die beiden Polizisten zur Tür der Wohnung am Ende des Ganges.

Kuhmichel und Keller wichen zurück, als sie direkt davor standen.
„Uaaah! Welches Schwein haust denn hier?“, stieß Letztere aus und kramte ein Taschentuch hervor, um es sich vor die Nase zu halten. Marvin tat das Gleiche, während Herr Fichte zu grinsen anfing und dabei seine letzten, gelbbraunen Zähne entblößte.
„Da wohnt keiner, wissen Sie, aber es stinkt, als ob da einer am Verwesen ist. Wird immer schlimmer. Stinkt immer mehr, wissen Sie? Da sollten Sie mal nachgucken. Da wohnt nämlich gar keiner und trotzdem stinkt es wie im Puff. Das ist doch nicht normal, meinen Sie nicht auch?“
Kuhmichel betrachtete die Wohnungstür, die einst mit einer dunkelgrünen Lackfarbe angestrichen worden war. Jetzt blätterte die Farbe schon überall ab und enthüllte ein modriges, hellbraunes Holz.
„Da wohnt also keiner, wie?“, keuchte Keller und versuchte, gegen den furchtbaren Gestank anzukämpfen.
Herrn Fichte dagegen schien das nichts mehr auszumachen. Offenbar hatte er sich schon an die furchtbaren Gerüche in diesem verrotteten Wohnblock gewöhnt.
„Neee! Keiner wohnt da drinnen! Schon seit Jahren nich` mehr, Herr Polizist. Aber da habe ich trotzdem mal Geräusche rauskommen hören. Ist aber schon eine Weile her. Das ist doch nicht normal. Da hab` ich es mit der Angst zu tun bekommen. War ganz schön unheimlich. Geräusche aus `ner Wohnung, wo keiner mehr drin wohnt. Das ist seltsam, wissen Sie?“, sagte der alte Mann.
„Wir kümmern uns darum…“, versprach Kuhmichel und ging noch einen Schritt zurück, in der Hoffnung, dem bestialischen Gestank irgendwie entgehen zu können.

Happy Chipped Bitch

Die beiden Beamten benötigten fast eine Viertelstunde, um die Wohnungstür aufzubrechen. Offenbar hatte sie sich irgendwo verhakt. Vorher hatten sich Kuhmichel und Keller zwei Atemmasken aus dem Kofferraum des Streifenwagens geholt, um ihre Arbeit überhaupt verrichten zu können.
Als sie es endlich geschafft hatten, schob Marvin die verkantete Tür mit einem letzten wuchtigen Schulterstoß zur Seite, so dass sie in die Wohnung eindringen konnten. Herr Fichte beobachtete die beiden Polizisten indes mit größter Neugierde und inzwischen waren auch ein paar der anderen Hausbewohner auf dem Flur zusammengekommen. Sie unterhielten sich lautstark.
Keller wurde das nervige Geschwätz hinter seinem Rücken irgendwann zu viel und er schrie die Hausbewohner an, endlich wieder zu verschwinden. Anderenfalls würde ein jeder von ihnen ein saftiges Ordnungsgeld zahlen müssen, drohte der untersetzte Beamte.
Nachdem die Hausbewohner wieder in ihre trostlosen Wohnlöcher gekrochen waren – lediglich Herr Fichte war geblieben – setzten die beiden Polizisten einen ersten Schritt in die stockfinstere Wohnung. Sämtliche Rollläden waren heruntergelassen worden und auch hier funktionierten die Lichtschalter nicht mehr.
„Was für ein Mist!", schimpfte Kuhmichel und bat seinen Kollegen, noch zwei Taschenlampen aus dem Streifenwagen zu holen.
Einige Minuten später kam Keller, schnaufend und völlig außer Puste, den Korridor heruntergelaufen und überreichte Kuhmichel eine Taschenlampe. Fluchend staksten die beiden Polizisten durch den Wohnungsflur und ihre Augen folg-

ten den durch die Finsternis tanzenden Lichtkegeln. Beim ersten Fenster, am Ende des Flures, sahen sie, dass man die Rollläden gar nicht mehr hochziehen konnte. Irgendjemand hatte die Zuggurte durchgeschnitten.
Kuhmichel ging in die Küche. Hier stand lediglich ein kleiner Tisch, ansonsten war der Raum leer. An der Decke hatte sich ein riesiger Wasserfleck gebildet und es hatte zu schimmeln begonnen. Die Wände waren mit einer gelblich-braunen Tapete überzogen, die ebenfalls schon angeschimmelt war.
„Hier ist nichts!“, hörte Marvin seinen Kollegen aus dem Nebenraum rufen. Er verließ die Küche und eilte über den Flur zu ihm. Keller stand in einem leeren Raum, der früher wohl einmal ein Wohnzimmer gewesen war. Nur etwas Müll lag hier auf dem Boden.
Kuhmichel leuchtete ins Bad der kleinen Wohnung, dessen Wände mit schmutzigen, grauen Kacheln bedeckt waren, und wich angewidert zurück. Hier war alles verrostet und verdreckt – vom Wasserhahn bis hin zur Toilettenschüssel. Plötzlich zuckte er zusammen, als neben ihm ein Gesicht im Halbdunkel auftauchte.
„Was?“, zischte er in sich hinein, bis ihm klar wurde, dass er lediglich sein eigenes Bild im Spiegel an der Wand gesehen hatte. Er lachte leise und beruhigte sich wieder.
Angestrengt in die Atemmaske schnaufend beugte sich Kuhmichel dann nach unten und leuchtete den Boden ab. Der Lichtkegel seiner Taschenlampe streifte etwas, das nur auf den ersten Blick wie Rost aussah. Marvin kniete sich hin und musterte einige der roten Flecken auf dem gekachelten Boden etwas genauer. Daneben entdeckte er einen abgebrochenen Zahn. Der Beamte betrachtete ihn und stieß ein nachdenkliches Brummen aus.
„Ein Zahn…?“, flüsterte er sich leise zu und war verdutzt. Und die roten Flecken auf dem Boden? Noch einmal leuch-

tete er die Stelle ab und hielt für einige Sekunden inne. Nein, das waren keine Rostflecken, dachte er sich, doch er kam nicht mehr dazu, den Gedanken zu Ende zu führen.
Im Nebenraum kreischte Keller auf einmal so panisch auf, als hätte er einen Geist gesehen. Verstört schwenkte Marvin herum und rannte über den Flur, um nach seinem Partner zu sehen. Dieser taumelte ihm schon entgegen und starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an.
„Verdammte Scheiße!“, japste Keller, um dann die Atemmaske von seinem Gesicht zu reißen und sich zu übergeben.
„Was ist denn los?“, fragte Kuhmichel aufgeregt.
„Wir müssen die anderen holen…“, keuchte Keller und torkelte kreidebleich aus der Wohnung heraus.

Etwa eine Stunde später kamen drei weitere Kollegen. Sie hatten es zunächst nicht sonderlich eilig gehabt, doch als sie das Schlafzimmer der Wohnung betraten und es mit ihrem Taschenlampen ausleuchteten, gefror auch ihnen das Blut in den Adern. Ihre Lichtkegel trafen dort auf ein grinsendes Frauengesicht und Kuhmichel war sich sicher, dass auch die drei Kollegen diesen grauenhaften Anblick nicht mehr so schnell aus ihren Köpfen würden verbannen können.
„Wir müssen diese verdammten Rollläden irgendwie hochstemmen“, sagte Keller und Marvin folgte ihm und den anderen Polizisten widerspenstig in das Schlafzimmer.
Den schrecklichen Anblick hinter seinem Rücken ignorierend, half er seinen Kollegen dabei, die beiden Fenster des Zimmers zu öffnen und die Rollläden nach oben zu schieben, so dass das Tageslicht in den stockfinsteren Raum eindringen konnte. Dann sahen sie das Grauen in seiner ganzen abartigen Pracht. In der Mitte des Zimmers stand ein altes, rostiges Bett, auf dem eine tote Frau lag. Ihre bei-

den nackten Arme, die inzwischen eine graue Farbe angenommen hatten, waren mit Stacheldraht an die Eisenstangen am Kopfende des Bettes gebunden worden. Genau genommen lag die Frau auch nicht auf dem Bett, sondern saß halb aufrecht, die Arme an den Stangen befestigt. Und auch um ihren Hals und die Bettstange dahinter war Stacheldraht gewickelt worden, so dass sie noch immer geradeaus schaute – und grinste.
Marvin starrte entsetzt auf die Tote, deren milchige, kalte Augen zurück zu starren schienen. Die Beamten neben ihm tuschelten leise durcheinander.
„Was für eine kranke Scheiße ist das denn?“, fragte Keller und sah hilfesuchend zu Kuhmichel herüber.
„Das ist offenbar die „Happy Chipped Bitch“…“, bemerkte einer der anderen Polizisten zynisch und deutete auf den Spruch an der Wand, den jemand mit Blut an die vergilbte Tapete geschmiert hatte.
„Was soll man dazu sagen?“ Kuhmichel wischte sich den Schweiß von der Stirn und hatte Angst, sich vor seinen Kollegen übergeben zu müssen.
„Sie grinst…“, meinte einer der Beamten und musterte das Gesicht der Toten. Jemand hatte das Lächeln der Frau verewigt, indem er ihr Gesicht mit einem Tacker bearbeitet hatte. Sie trug ein breites Grinsen auf dem Gesicht, obwohl ihr die Schneidezähne fehlten.
„Wie lange liegt die schon hier?“, fragte Keller.
„Keine Ahnung, vermutlich wohl schon mehrere Monate“, erwiderte Kuhmichel fassungslos.
Das blonde Haar der Frau, deren Alter er auf Mitte zwanzig schätzte, war zu Zöpfen zusammengebunden worden. Sie erinnerte ein wenig an ein halbverwestes Schulmädchen mit vertrockneter, ausgedörrter Haut.
„Irgendwer hat ihr den Bauch aufgeschnitten und darin rumgewühlt. Das gibt es doch alles überhaupt nicht“, schnaufte

Keller und man merkte ihm an, dass er mit den Nerven am Ende war.
Marvin betrachtete lediglich wortlos die riesige Lache aus getrocknetem Blut, die sich auf der schäbige Matratze rund um den Unterleib der Frau ausgebreitet hatte.
„Brustwarzen sind auch ab!“, bemerkte einer der Kollegen, der die Leiche jetzt näher untersuchte. „Einfach abgeschnitten. Was für eine kranke Scheiße…“
Marvin fuhr sich mit der rechten Hand durch seine schweißnassen, dunkelblonden Haare und wusste nicht mehr, was er noch sagen oder tun sollte. In den 14 Jahren, in denen er bereits Polizist war, hatte er zwar schon viele tote Menschen gesehen, aber einen derartigen Anblick hatte er noch nie ertragen müssen. Diese verstümmelte und in eine grinsende, verfaulte Pipi Langstrumpf aus dem Zombieland verwandelte junge Frau war mit Abstand das Widerlichste, was er jemals gesehen hatte.

Der Fernseher dröhnte nebenan und Marvin lauschte dem aufgeregten Geschnatter einer jungen Frau, die zwischendurch immer wieder kicherte, um dann wie ein Wasserfall weiter zu plappern. Er schenkte sich in der Küche ein Glas Mineralwasser ein und kam dann ins Wohnzimmer zurück, wo Loreen auf der Couch saß. Kurz dachte er darüber nach, ob er mit ihr über die Leiche sprechen sollte, die sie gefunden hatten, aber dann beschloss er, seine Frau nicht mit derartigen Dingen zu belästigen. Detective Kuhmichel sprach zu Hause fast nie über seine Arbeit und dabei sollte es auch bleiben.
„Und Maverick ist jetzt einfach mit Cindy zusammen, ohne dir etwas davon zu sagen, Steffi?“, kam aus dem Fernseher.

„Ja!“, ereiferte sich eine dickliche, junge Frau. „Der is einfach mit Cindy unterwegs und dabei is er mit mir zusammen, Dennis!“
Marvin setzte sich neben seine Frau, die schweigend den großen Plasmabildschirm anstarrte. Derweil wurde die dickliche Frau im Fernsehen immer lauter.
„Das sagste immer, Maverick! Das haste mir schon `ne Millionen Male gesagt. Hör doch auf, ey!“
Loreen schaute wieder einmal „Daily Dennis“, eine populäre Talkshow, die jeden Samstagvormittag ausgestrahlt wurde.
„Däääännis, jetzt sag doch auch mal was zu Maverick!“, jammerte die dickliche Frau und fing an zu weinen.
Ein lächelnder Moderator nahm sie liebevoll in den Arm und das Publikum machte „Ooooh!“, um dann zu applaudieren. Dann wandte er sich an Maverick, den Freund oder Ex-Freund der Dicken, und hielt ihm das Mikrofon unter die Nase.
„Also Maverick, sei ehrlich…“, sagte er. „Hast du Steffi mit Cindy hintergangen oder nicht?“
„Nein!“, brüllte eine hagere Gestalt mit dummen Glotzaugen in die Kamera und fuchtelte mit den Armen herum. „Die lügt! Die lügt wie eine elende Sau!“
„Oaaah!“, raunte das Publikum und ein paar Buh-Rufe erschallten.
„Du bist selber eine Drecksau, Maverick! Der einzige Mann, wo lügt, bist du!“, wetterte Steffi und stampfte augenblicklich los, um ihrem Ex-Freund eine Ohrfeige zu verpassen.
Doch der Moderator warf sich dazwischen und versuchte die zornige, speckige Frau aufzuhalten. Kuhmichel dachte für einen Moment an einen römischen Legionär, der sich todesmutig einem von Hannibals angreifenden Kriegselefanten in den Weg zu stellen versuchte. Das hatte er einmal in einem Spielfilm gesehen.

Das Publikum schrie und johlte, während Steffis schwabbelige Fettarme wie wild umherruderten und der Moderator zur Seite sprang.
„Zu Hause donner` ich dir so eine rein, ey!“, röhrte die betrogene Dame in Richtung von Maverick.
Dieser zeigte ihr den Stinkefinger. „Du kannst mich mal am Arsch lecken, du dumme Kuh!“
Loreen lachte schallend auf. Mit einem verzweifelten Stöhnen schnappte sich Marvin die Fernbedienung und schaltete auf einen anderen Kanal um. Seine Frau erwachte aus ihrer Ich-muss-Dennis-gucken-Starre.
„Was soll das denn jetzt?“, schimpfte sie. „Wir gucken doch immer „Dennis“, Schatz!“
„Diesmal nicht. Vielleicht kommt ja auch noch was anderes“, meinte Marvin.
„Und was willst du gucken?“
„Keine Ahnung! Irgendwas - aber nicht immer diesen Schwachsinn, Loreen.“
Ein vorwurfsvoller Blick aus zwei schönen, blauen Augen traf Marvin wie ein Dartpfeil. „Na, toll!“
Er suchte etwas anderes, wobei er feststellte, dass das Programm auf den anderen Sendern auch nicht besser als „Daily Dennis“ war.
„Kommt doch eh nichts. Also lass uns weiter „Dennis“ gucken. Ich will doch wissen, wie es mit Steffi ausgeht“, nörgelte Loreen.
„Mich interessiert die fette Qualle nicht und ich will auch nicht wissen, ob sie ihren debilen Freund zurückgewinnt“, knurrte Marvin.
„Warum bist du denn so gemein?“, fragte Loreen verdutzt.
„Ich bin nicht gemein, Schatz. Ich will es nur nicht wissen.“
„Aber Steffi ist auch ein Mensch…“
„Habe ich gesagt, dass sie keiner ist?“

„Nur weil sie etwas dicker ist, muss man sie ja nicht gleich fertig machen, Marvin.“
„Was hat das denn damit zu tun?“
„Ist doch so!“, murrte Loreen und zeigte sich mit dem fetten Etwas bei „Daily Dennis“ solidarisch.
„Es geht mir um diese Sendung und nicht um diese dämliche Steffi. Dieser Mist läuft jeden Samstag und wir verschwenden unsere Zeit, indem wir uns das Zeug ansehen. Stunde um Stunde nur Mist…“
„Jetzt übertreibst du aber, Schatz“, meinte Loreen.
Kuhmichel schaltete den Fernseher aus, stand vom Sofa auf und drückte sich den Rücken durch. Dann sagte er: „Wir sollten einfach mal einen Spaziergang machen. Oder wir fahren in den Frankfurter Zoo. Ende des Jahres wird er nämlich geschlossen, weil kein Geld mehr da ist. Stand doch neulich in der Zeitung. Also könnten wir ja noch einmal hinfahren und uns die Tiere ein letztes Mal ansehen.“
„Warum willst du auf einmal in den Zoo und irgendwelche Tiere angucken? Seit wann interessiert dich das?“, wunderte sich Loreen.
„Weil ich das neulich in der Zeitung gelesen habe. Die wollen den Zoo demnächst für immer schließen und da dachte ich, dass wir vielleicht doch mal hinfahren und uns diese Tiere ansehen, bevor sie für immer weg sind“, erklärte Marvin.
„Sorry, keine Lust. Die Woche war anstrengend genug. Da latsche ich heute nicht noch den ganzen Tag durch einen Zoo mit irgendwelchen Tieren drin“, erwiderte seine Frau genervt und schaltete den Fernseher wieder an. „Daily Dennis“ lief noch immer.
„Du latscht doch auch ständig durch die Mall oder die Zeil runter“, sagte Marvin.

„Nein!“, zischte Loreen. „Und lass mich jetzt bitte in Ruhe! Wenn du in den Zoo oder sonst wohin willst, dann fahre da alleine hin.“
Sie starrte wieder auf den Bildschirm, während ihr Mann leise vor sich hin grummelnd das Wohnzimmer verließ und sich dann in die Küche setzte.

Soeben hatte Detective Kuhmichel noch ein weiteres Automatisiertes Gerichtsverfahren auf den Weg gebracht, als Keller mit ernster Miene das Büro betrat und angestrengt atmete.
„Wir wissen, wer die junge Frau ist“, sagte er.
„Und wer ist sie?“, antwortete Marvin erwartungsvoll.
„Christine Rathfeld, 22 Jahre alt, Krankenschwester aus Sachsenhausen. Sie gilt seit fünf Monaten als vermisst“, erläuterte der Kollege und kratzte sich nachdenklich am Hinterkopf.
„Die „Happy Chipped Bitch“. Das ist sie also“, murmelte Kuhmichel.
„Ja, so sieht`s aus, Marvin.“ Keller nickte betreten.
„Ich würde nur zu gerne wissen, was dieser Spruch zu bedeuten hat. „Fröhliche gechippte Nutte“ - das ergibt doch keinen Sinn, oder?“
Der rundliche Kollege antwortete mit einem Kopfschütteln. „Nein, keine Ahnung, was das heißen soll. Wer weiß schon, was im Kopf von dem kranken Bastard vorgeht, der sie umgebracht hat?“
„Aber irgendeine Bedeutung muss dieser Spruch doch haben, sonst hätte ihn der Mörder nicht an die Wand geschmiert, Kevin.“
„Wir haben nichts in der Hand. Sämtliche Bewohner des Hauses haben niemanden gesehen. Eigentlich können wir den Fall bereits zu den Akten legen“, meinte Keller.

„Bei unserer ganzen tollen Technologie haben wir dennoch nichts in der Hand. Schon komisch, oder?“ Kuhmichel zischte verärgert.
Detective Keller setzte sich wieder an seinen Schreibtisch. Dann erwiderte er: „Da dieser Mordfall keinen politischen Hintergrund hat, kannst du kaum damit rechnen, dass uns der Chef hier allzu lange ermitteln lassen wird. Wir haben keine Verdächtigen – also kommt der Fall zu den Akten. Arme Christine, ich habe mir ihr Scanchip-Foto angesehen. Wirklich ein süßes Mädel.“
„Ist ja `ne tolle Einstellung, Kevin!“, knurrte Kuhmichel verstimmt.
„Wir haben nichts in der Hand. Begreif das doch einfach. Also können wir auch nichts tun“, gab Keller zurück.
„Vielleicht sollten wir noch einmal mit ihren Eltern sprechen“, schlug Marvin vor.
„Die wissen doch sowieso nichts!“ Der untersetzte Polizist winkte ab.
„Ich überprüfe noch einmal die Internet- und Telefonverbindungen des Opfers. Unter Umständen…“, meinte Kuhmichel.
„Das kostet zu viel Zeit. Eine mehrfache Überprüfung bei gewöhnlichen Fällen wie diesem wird vom Chef nicht gern gesehen.“
„Das nennst du einen „gewöhnlichen Fall“, Kevin? Dieses Mädchen wurde grausam ermordet und verstümmelt!“
„Hat die Sache vielleicht einen politischen Hintergrund?“
„Nein!“
„Dann verweise ich hiermit auf die Vorschriften, mein Lieber. Mehrfache Überprüfungen nur bei politischen Fällen ab Klassifizierungsstufe „Gamma 1“. Ich kann es doch auch nicht ändern…“
„Ja, hast ja Recht“, murmelte Marvin frustriert und seine graublauen Augen sahen traurig zu Keller herüber.

„Hier hat einer einen angestochen. Das Opfer liegt im Krankenhaus. Habe ich eben als AG-Vorgang reinbekommen“, erklärte der Kollege und tippte vor sich hin.
„Aha…“, kam zurück.
Für einige Minuten schwiegen sich die beiden Polizisten an und machten ihre Schreibarbeiten. Dann sah Kuhmichel plötzlich hinter dem Bildschirm seines Computers auf und musterte seinen Kollegen. Heute wirkte Keller noch pummeliger und rundlicher als sonst, kam es ihm in den Sinn. Sein nach unten hängender Rundschädel, während er immer emsiger tippte, erinnerte Kuhmichel in diesem Moment an den eines Schweins, das gerade aus einem Trog fressen wollte. Der Beamte schüttelte den Kopf und versuchte diesen blöden Gedanken zu unterdrücken, kaum merkend, dass er still in sich hineinkicherte.
„Manchmal verstehe ich die Vorschriften nicht, Kevin“, sagte Kuhmichel dann.
Keller blickte kurz auf. „Wie?“
„Ich meinte, dass ich manchmal nicht genau weiß, was ich von der einen oder anderen Vorschrift zu halten habe. Da wird dem Leben einer jungen Frau weniger Wert beigemessen als irgendwelchen politischen Straftaten - selbst wenn dabei kein Mensch umgekommen ist. Das verstehe ich einfach nicht, Kevin. Warum gibt es derartige Vorschriften?“
„Was willst du denn jetzt von mir?“, brummte Keller genervt.
„Wollte ich nur mal anmerken“, antwortete Marvin.
Der Kollege hob den Zeigefinger und war offenbar leicht verärgert, dass ihn Kuhmichel bei seiner Schreibarbeit gestört hatte.
„Ich sage dir mal was, mein Lieber. Hinten im Osten lauern die Russen, dieser Tschistokjow. Da hinten wächst gerade ein riesiges Krebsgeschwür, das eines Tages auch bis nach Westeuropa zu wuchern droht. Auch wenn die Weltregierung mit dem Nationenbund der Rus über den Frieden ver-

handelt und der Weltpräsident nach St. Petersburg fliegt, um diesem verrückten Diktator Honig um`s Maul zu schmieren, glaub doch nicht, dass die Russen hier nicht überall versuchen, ihre wahnwitzige Ideologie zu verbreiten und auch „Europa-Mitte“ zu unterwandern.“
„Das mag ja sein, aber warum wenden wir nicht alle Kräfte auf, um den Mörder dieser Kleinen ausfindig zu machen?“, hielt Kuhmichel dagegen.
„Wie ich schon sagte: Wir haben nichts in der Hand. Ohne Verdächtige sind wir machtlos. Und wir haben eben keine Verdächtigen. So einfach ist das!“, meckerte Keller.
„Aber…“, schob Marvin noch nach, doch sein Kollege fiel ihm ins Wort.
„Jetzt mach bitte deine Arbeit und lass mich in Ruhe die meine machen, okay?“
„Schon gut, Kevin. Brauchst dich ja nicht gleich aufzuregen“, versuchte Kuhmichel seinen Partner zu beruhigen.
Schließlich widmeten sich die beiden Sicherheitsbeamten wieder ihrem Getippe und Marvin bemühte sich, nicht weiter über die Dienstvorschriften nachzudenken. Dennoch aber konnte er es in diesem Moment nicht verhindern, dass sich die eine oder andere Frage in seinem Kopf einnistete.

„Langes Elend…“, flüsterte Marvin zärtlich und legte seine Hand auf den langen Oberschenkel seiner Frau.
Loreen lag mit gespreizten Beinen auf dem Bett und strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht, während Marvin noch immer laut atmete. Dieser zwar recht kurze, aber feurige Liebesakt hatte ihnen beiden wieder einmal gut getan, dachte sich Marvin mit einem befriedigten Lächeln.
„Das war schön…“, hauchte sie.
„Ja, fand ich auch“, antwortete Kuhmichel.
Sie lagen nebeneinander auf dem Rücken und Marvins Hand ruhte noch immer auf Loreens schweißnassem Ober-

schenkel. Sie stöhnte leise und drehte ihm dann den Kopf zu.
„Vielleicht bist du ja irgendwann doch mal schwanger, Schatz“, sagte Marvin verträumt.
„Wie kommst du denn jetzt da drauf?“, kam zurück.
„Nur so, Loreen.“
Sie stieß ein leises, verneinendes Brummeln aus und erwiderte dann: „Mit der Verhütungskapsel kann da eigentlich nichts passieren. Mach dir mal keine Sorgen, Schatz.“
„Ich mache mir keine Sorgen“, flüsterte Marvin und umarmte sie. Dann liebkoste er ihren Hals.
„Der Arzt sagt, dass diese Kapseln fast zu 100% sicher sind. Da wird man nicht schwanger“, erklärte sie währenddessen.
„Ich fände es eigentlich schön, wenn du eines Tages…“, sagte Marvin, doch Loreen unterbrach ihn und wirkte plötzlich genervt.
„Das Thema lassen wir jetzt besser, Schatz. Für ein Kind fehlt uns das Geld“, meinte sie.
„Unsinn! Als Polizist habe ich einen der am besten bezahltesten Jobs. Und du arbeitest doch auch noch. Da haben wir schon genug Geld für ein Kind“, sagte Marvin.
„Och, Marvin…“, stöhnte sie auf. Diesmal allerdings nicht vor Lust, sondern vor Unwilligkeit.
„Ich will erst noch was aus mir machen. Beruflich, meine ich“, antwortete Loreen.
„Aber du bist auch schon 33 Jahre alt. Da wird es langsam mal Zeit…“
Sie richtete sich auf und kletterte aus dem Bett. Wortlos schlüpfte sie in eine Jogginghose und streifte sich ein T-Shirt über. Dann drehte sie sich um und funkelte ihren Mann verärgert an. „Dass du immer wieder mit diesem Mist anfangen musst!“

„Warum sind Kinder „Mist“? Hä?“, knurrte er zurück und stand ebenfalls auf.
„Du weißt, was ich meine, Marvin!“
Bevor der Polizist noch etwas sagen konnte, hatte seine Frau schon das Schlafzimmer verlassen und er hörte sie die Treppe ins untere Stockwerk hinuntergehen. Vermutlich wollte sie noch etwas fernsehen.
„Na, toll!“, murrte Kuhmichel und legte sich dann wieder auf das große Doppelbett, um für eine Weile die Decke anzustarren.

Keller nahm den Kopf genauer in Augenschein und Marvin hoffte, dass er seinen Mageninhalt bei sich behalten konnte. Das Gleiche hoffte er auch für sich selbst.
„Ein Mitarbeiter der Müllfirma hat uns informiert. Wirklich sehr unschön“, meinte ein Kollege vom Sicherheitskomplex FAM-II, der zuerst am Tatort eingetroffen war.
„Irgendwer hat den Kopf einfach in die Mülltonne geworfen“, fügte ein hochgewachsener Mann von der Spurensicherung hinzu.
Kuhmichel betrachtete seine weißen Gummihandschuhe und es kostete ihn eine Menge Überwindung, den Kopf selbst in die Hand zu nehmen. Er gehörte zu einer toten Frau, der mit einem Tacker das gleiche Grinsen verpasst worden war, wie dieser Christine Rathfeld, deren Leiche sie in dem verrotteten Wohnblock gefunden hatten.
Auch die blonden Zöpfe, die mit Schmutz verklebt waren, fehlten nicht, genau wie die Zahnlücken, die der Mörder wohl mit Hilfe einer Zange hinterlassen hatte.
„Happy Chipped Bitch…“, sagte Keller angeekelt und zeigte auf den Spruch, den jemand mit einem roten Edding auf das schwarze Plastik der Rastplatzmülltonne geschmiert hatte.
Kuhmichel legte den Kopf auf den Boden und ging benommen einige Schritte zurück. Noch immer glotzten ihn die

milchigen, blauen Augen der Toten an. Er wandte sich ab und betrachtete schweigend die anderen Polizisten.
„Falls es ihnen bei ihren Ermittlungen hilft, so kann man wohl sagen, dass der Täter zur Gruppe der Autofahrer gehört. Damit dürfte er zumindest nicht vollkommen verarmt sein“, meinte ein dunkelhaariger Mann von der Spurensuche mit einem leichten Anflug von Sarkasmus.
„Ja, vielen Dank für diesen Hinweis“, zischte Keller und ließ wieder einmal ein Kopfschütten folgen.
Kuhmichel schloss die Augen und lauschte für einen Moment dem monotonen Brummen der Fahrzeuge, die im Hintergrund über die Autobahn rasten. Dann öffnete er sie wieder und sah den Autos zu. Ein riesiger, schrottreifer LKW donnerte die rechte Spur herunter und der Detective hatte den Eindruck, als würde die Erde unter seinen Füßen beben. Nein, das konnte nicht sein, dachte er sich. Dafür war der LKW zu weit weg gewesen - völliger Unsinn.
„Ist ja auch egal…“, flüsterte er vor sich hin. „Absolut scheißegal…“
„Was hast du gesagt?“ Keller drehte sich um und nahm seine Mütze vom Kopf.
„Was? Nichts!“, antwortete Kuhmichel geistesabwesend.
„Überprüfen sie die Videoaufzeichnungen der Autobahnüberwachung hier im Umkreis. Ansonsten werden Sie wohl keine Zeugen finden. Vielleicht wissen Sie mehr, sobald feststeht, wem der Kopf gehört“, erklärte einer von der Spurensuche und nickte Kuhmichel und Keller zu.
„In Ordnung…“, murmelte Marvin.
Kurz darauf verschwand der grinsende Kopf in einer Plastiktüte und wurde als Beweisstück sichergestellt, was bedeutete, dass Marvin und sein Kollege wieder zum Sicherheitskomplex FAM-IV zurückfahren konnten.

„Noch eine Grinsebitch…“, sagte Keller angewidert und ging langsam auf den Streifenwagen zu. Kuhmichel folgte ihm schweigend und grübelte vor sich hin.

Drei Monate lang tauchte keine weitere Leiche auf, die dem „Grinse-Killer“, wie man den Täter inzwischen im Sicherheitskomplex FAM-IV nannte, zugeordnet werden konnte. Inzwischen hatte die „Frankfurter Post“, die größte Zeitung der Mainmetropole, ein paar mal über die Morde berichtet und auch im Fernsehen waren sie zumindest einmal kurz erwähnt worden. Ansonsten hielt sich das Interesse der überregionalen Medien jedoch in Grenzen, denn es gab weit wichtigere Themen als zwei tote junge Frauen, denen irgendjemand ein letztes Grinsen verpasst hatte.
Derzeit kamen im Fernsehen den halben Tag lang Sonderberichte über die fortgesetzten Friedensgespräche zwischen der Weltregierung und dem Nationenbund der Rus, jenem Staatsgebilde, das sich von Weißrussland bis zum Ural und der Ukraine ausdehnte und von Artur Tschistokjow regiert wurde.
Vor knapp zehn Jahren hatte die „Freiheitsbewegung der Rus“, Tschistokjows politische Revolutionsbewegung, die Kontrolle in Weißrussland und wenig später auch im Baltikum übernommen. Die Rebellen hatten die Macht der Weltregierung in diesen Gebieten zerschlagen und wieder die alten Nationalstaaten gegründet. Später hatte Tschistokjow seine Revolution sogar bis nach Russland ausgedehnt, wo gleichzeitig eine rivalisierende Revolutionsbewegung - der Kollektivismus - zu Tage getreten war. Bis Mitte 2042 war Russland vom blutigen Bürgerkrieg zwischen den Rus und den Kollektivisten erschüttert worden. Am Ende hatte Tschistokjow seine Rivalen in die Knie zwingen können.
Nun war der ehemalige Revoluzzer aus dem weißrussischen Untergrund zum Oberhaupt eines neuen, riesigen

Staatenbundes geworden, der sich mit Japan, das sich 2032 aus dem Weltverbund herausgelöst hatte und seitdem wieder ein unabhängiger Nationalstaat war, verbündet hatte.
Das war die „Achse des Bösen“, wie es im Fernsehen immer hieß. Die Allianz der beiden Diktatoren Tschistokjow und Matsumoto, den Feinden der Humanität und Demokratie, den drohenden Schatten, die über dem Weltfrieden schwebten wie das Schwert des Damokles.
Gegenwärtig hatte der scharfe Ton der internationalen Medien gegenüber den Russen und Japanern allerdings etwas nachgelassen - das war selbst Kuhmichel aufgefallen - denn zurzeit fanden umfassende Friedensverhandlungen zwischen der Weltregierung und den beiden feindlichen Staaten statt.
Jetzt wurde vermehrt von Abrüstung und Übereinkunft gesprochen, während sowohl der Weltpräsident, das Oberhaupt der Weltregierung, wie auch der russische Staatschef Artur Tschistokjow ihren Willen zum Frieden bekundeten.
Loreen sagte manchmal, dass sie Angst vor einem zukünftigen Atomkrieg zwischen dem Nationenbund der Rus und dem Weltverbund habe, aber Marvin sah die ganze Sache wesentlich gelassener.
„Tschistokjow hätte keine Chance gegen uns“, antwortete er ihr dann. „Sollen die da hinten in Russland doch machen, was sie wollen.“
Doch tief im Inneren fürchtete sich Kuhmichel ebenfalls vor dem unbekannten Reich der Finsternis jenseits der Grenzen des Verwaltungssektors „Europa-Ost“, also dem ehemaligen Polen und den angrenzenden Gebieten.
Die Fernsehberichte über die Rus und ihre brutale Diktatur, die er schon so oft im Fernsehen gesehen hatte, bereiteten auch ihm ein Gefühl des allgemeinen Unbehagens. Man sagte den Bewohnern von „Europa-Mitte“, dass Tschistok-

jow vollkommen wahnsinnig sei und er an wirre Verschwörungstheorien glaubte.
Es war in den Zeitungen und im Fernsehen berichtet worden, dass dieser Mann bereits unfassbare Verbrechen begangen hatte. Seine Bluttaten reichten vom massenhaften Abschlachten seiner politischer Gegner bis hin zur Vernichtung ganzer Volksgruppen und groß angelegten ethnischen Säuberungen. Russland sei mit Internierungslagern übersät, hieß es. Und dieser Tschistokjow würde aufrüsten, um eines Tages wie ein Mongolendespot über die freie Welt herzufallen.
Allerdings waren diese Gräuelberichte in den letzten Monaten immer weniger geworden, denn jetzt wurde zunehmend der „Weltfrieden" beschworen. Vielleicht hatte sich Tschistokjow inzwischen sogar geändert, wie sie es manchmal im Fernsehen sagten. Scheinbar hatte er seine Pläne, die Welt zu erobern, tatsächlich aufgegeben und war auf dem Weg von einem blutgierigen Tyrannen zu einem halbwegs menschlichen Herrscher zu werden. So erzählten sie es in letzter Zeit jedenfalls immer öfter im Fernsehen.
„Hauptsache Frieden…", dachte sich Marvin Kuhmichel dann und gestand sich zugleich selbst ein, dass er von Politik im Grunde keine Ahnung hatte.
„Die da oben wissen schon, was sie tun", war ein Spruch, der des Öfteren von Keller kam, wenn es um dieses Thema ging.
Und außerdem war da noch eine weitere äußerst beängstigende Sache, die die Aufmerksamkeit der internationalen Medien immer wieder auf sich zog. Es war die ODV-Seuche in Asien, der bereits viele Millionen Menschen zum Opfer gefallen waren.
„ODV" - das bedeutete „Organ Destroying Virus", also ein Erreger, der innerhalb kürzester Zeit zu einem Versagen der inneren Organe führte.

„Diese neue Seuche ist schlimmer als die Pest im Mittelalter“, sagten sie im Fernsehen und Kuhmichel bekam es beim Gedanken, dass diese furchtbare Seuche eines Tages auch Europa im großen Stil heimsuchen könnte, mit der Angst zu tun.
Doch bisher litten vor allem Indien und Südchina unter ODV, wobei es inzwischen auch Regionen in Südamerika und Afrika gab, in denen das tödliche Virus wütete. Die ersten ODV-Fälle hatte es jedenfalls vor einigen Jahren in Südindien gegeben und seitdem hatte sich die Seuche konsequent ausgebreitet.
„Ein Gegenmittel gibt es nicht und es ist fast unmöglich eines zu finden, denn der Virus verändert stetig seine Gestalt“, wurde immer wieder gesagt.
„Wir müssen leider mit ODV leben!“, bestätigte der Weltpräsident die düstere Prognose in regelmäßigen Abständen.
Es war einfach nur deprimierend und schrecklich. Und während die Friedensgespräche zwischen der Weltregierung und dem Nationenbund der Rus fortgesetzt wurden und die ODV-Seuche im fernen Ostasien ganze Landstriche entvölkerte und ein unbeschreibliches Chaos hinterließ, lebte Marvin Kuhmichel sein kleines Leben als Polizist mit „mittleren Ermittlungsbefugnissen“ in Frankfurt am Main im Lokalsektor „D-West III“.
Ein neues Opfer des „Grinse-Killers“ war jedenfalls nicht mehr aufgetaucht und die Ermittlungen bezüglich der beiden toten Frauen waren ebenfalls längst eingestellt worden. Bei der zweiten Leiche wusste man allerdings Dank einer DNA-Analyse inzwischen wenigstens, zu wem der Kopf gehörte.
Die junge Frau hieß Nora Helmer und stammte aus Friedberg. Sie hatte dort in einem Modegeschäft gearbeitet und war 25 Jahre alt gewesen. Den Rest ihres Körpers hatten die Beamten jedoch nicht finden können.

Aber weder die Auskünfte ihrer Eltern, noch ihrer Geschwister und Freunde oder die Daten auf ihrem Scanchip hatten den Ermittlern etwas genützt. Zudem hatte sich der Aufwand der Beamten ohnehin in Grenzen gehalten.

Great Freedom

Es war der 27. November 2045 als Kuhmichel und Keller erneut zu einem Tatort gerufen wurden. Ein Hausmeister hatte in einer leerstehenden Wohnung in Offenbach ein weiteres Opfer des „Grinse-Killers“ entdeckt. Waren die meisten Stadtviertel in Frankfurt in den letzten Jahrzehnten bereits zu schmutzigen und verkommenen Gebieten geworden, so war so gut wie ganz Offenbach inzwischen ein einziger verrotteter Slum. Hier hauste eine bunt zusammengewürfelte Bevölkerung in zerfallenen Häusern, die teilweise an Ruinen erinnerten. Deutsche lebten in Offenbach fast keine mehr, außer in einigen Gebieten am Stadtrand. Vor allem in der Innenstadt herrschten Zerfall und Chaos und die Straßen dort waren ein äußerst gefährliches Pflaster.
Kuhmichel und Keller rückten mit fünf weiteren Kollegen an und trugen diesmal sogar kugelsichere Westen. Die Hände hatten sie immer an den Waffen, denn das war in einem Ghetto wie diesem absolut notwendig. Bei gewöhnlichen Verbrechen, also Raub, Körperverletzung und so weiter, wurde in derartigen Vierteln überhaupt nicht mehr ermittelt und die gewöhnlichen Polizeibeamten machten mit Recht einen Bogen um diese Gebiete. Wenn etwas vorfiel, dann wurde ein AG eingeleitet. Wenn der Betreffende aber überhaupt nicht zu seinem Gerichtstermin erschien, also gar nicht zum örtlichen Justizkomplex und der dort auf ihn wartenden Gerichtszelle hinging und selbst eine Scanchipsperrung ignorierte, dann kümmerte sich auch die Polizei nicht mehr darum. In der Vergangenheit war es einfach zu häufig vorgekommen, dass Beamte, die jemanden, der seine AG-Vorladung missachtet hatte, aus einem derartigen Viertel herausholen und zur Gerichtszelle bringen wollten, von ei-

nem aggressiven, bewaffneten Mob empfangen worden waren.
In dieser Hinsicht waren die Nichtdeutschen wesentlich renitenter und gewaltbereiter als die meist gewissenhaften und braven Ureinwohner des Subverwaltungssektors „Deutschland“. Manche der ausländischen Großfamilien oder Gangs hatten sogar für den Fall einer Scanchipsperrung ein primitives aber effektives System der gegenseitigen Versorgung und des Tauschhandels entwickelt, so dass die Betroffenen trotzdem als Teil ihrer Gemeinschaft weiterleben konnten.
Nicht selten setzten sich diese Gruppen einfach mit Gewalt zur Wehr und zeigten den „Bullen“ mit Pflastersteinen, Knüppeln und manchmal sogar Schusswaffen, dass sie sich ihre AG-Vorladungen sonstwohin stecken konnten.
„Da kommen die Cops, Alter. Ey, gibs hier Verbrechen, oder wat?“, erschallte es hinter Kuhmichels Rücken, als sich auf der Straße eine Meute brüllender Jugendlicher zusammenrottete.
„Ich hab deine Frau gefickt! Is das verboten, Wachtmeister?“, kam hinterher.
„Nicht beachten…“, flüsterte Keller und blickte sich kurz um, während das Gejohle immer lauter wurde und die lärmende Schar stetig anwuchs.
Ein gebeugt gehender Mann mit einem schwarzen Vollbart winkte den Beamten zu.
„Kommst du hierher, ja?“, rief er.
Marvin Kuhmichel verdrehte die Augen. „Zeigen Sie uns die Wohnung…bitte!“
„Ja, kann ich machen“, gab der Mann zurück und seine schwarzen Augen funkelten die Polizisten nicht sonderlich freundlich an.
Die sieben Polizisten gingen durch das mit Müll und Unrat übersäte Treppenhaus und kamen in die dritte Etage. Offenbar stand dieses Mehrfamilienhaus schon länger leer.

Lediglich im Erdgeschoss wohnte ein alter Jordanier mit seiner Frau.
„Ich bin Hausmeister von mehrere Häuser. Auch von diese, ja?“, erklärte der Mann mit dem schwarzen Vollbart.
„Verstehe…“, brummte Keller.
„Normal ich habe Schlüssel von jede Wohnung, aber diese Wohnung hat neue Schloss. Wirst du gleich sehen“, schimpfte der Hausmeister, der vermutlich türkischer Herkunft war.
Er führte die Beamten durch einen langen Gang und sie kamen zu einer Wohnung, deren Tür bereits mit einem Brecheisen aufstemmt worden war.
„Hier! Da hat jemand einfach neue Schloss reingemacht. Dann habe ich aufgebrochen. Und dann habe ich sie gesehen“, erklärte der Mann.
„Die Leiche meinen Sie?“, hakte Kuhmichel nach.
„Ja, sicher. Die Leiche!“ Der Hausmeister nickte und wirkte genervt.
Sie standen für einen Moment vor der aufgebrochenen Eingangstür hinter der sich der stockfinstere Flur wie ein gähnender Schlund auftat. Kuhmichel atmete durch und ging als erster in die Wohnung.
Er folgte dem Lichtkegel seiner Taschenlampe und seine Kollegen folgten ihm. Alle schwiegen. Erneut waren sämtliche Rollläden heruntergelassen worden und es roch modrig, wenn auch lange nicht so furchtbar wie in der Wohnung in Sossenheim.
„Da ist sie!“, sagte Kuhmichel mit tonloser Stimme und wunderte sich über die Tatsache, dass ihn der Anblick der Toten längst nicht mehr so mit purem Entsetzen erfüllte wie beim ersten Mal. Trotzdem hielt er sich die Hand vor den Mund und atmete schwerer, während sein Herz zu hämmern anfing.

„Welche kranke Arschloch war das?“, wetterte der Hausmeister draußen auf dem Gang.
Die Taschenlampen leuchteten wild umher, während sich zwei Beamte daran machten, die Fenster zu öffnen, um die Jalousien nach oben zu schieben. Wieder waren die Gurte durchgeschnitten worden.
Kuhmichel zuckte zusammen, als er sah, was der Täter diesmal an die grauweiß gestrichene Wand neben dem Bett in der Mitte des Raumes geschmiert hatte.
„Happy Chipped Bitch! Still smiling!“, las er leise vor.
Ansonsten war das schreckliche Szenario jenem in der ersten Wohnung sehr ähnlich. Wieder ein Bett in der Mitte des Raumes, auf dem eine Frau mit aufgeschnittenem Bauch halb aufrecht saß. Die Arme mit Stacheldraht an die Stangen des Bettgestells gebunden, Stacheldraht auch um den Hals und die eiserne Stange dahinter gewickelt. Ein paar blonde Haarsträhnen waren der Toten ins Gesicht gefallen und bedeckten ihr linkes Auge, während das andere gespenstisch ins Leere starrte.
Und sie grinste breit, wie ihre beiden Vorgängerinnen auch. Sie grinste Kuhmichel mit ihrem getackerten Grinsemund an. Still smiling…

Dr. Filzmann, Loreens Hausarzt, hatte ihr einige neue Pillen verschrieben, denn sie hatte ihm neulich erzählt, dass sie manchmal unter leichten Depressionen litt. Das war allerdings nicht ungewöhnlich, denn Depressionen waren in „Europa-Mitte“ - abgesehen von Krebs - längst zur Volkskrankheit Nummer 1 geworden. Es gab kaum noch jemanden, der nicht depressiv war, wobei vor allem der deutschstämmige Bevölkerungsanteil einen ganz besonderen Hang dazu zu haben schien.
Aber gegen Depressionen hatten die Pharmakonzerne in den letzten Jahren eine ganze Armada neuer Medikamente

aufgefahren und man versuchte die schlechte Stimmung im Lande einfach unter Bergen von Pillen und Kapseln zu begraben.
Warum Loreen an diesem Abend nicht weniger als neun „Happy Mood Capsules“, so der Name der Antidepressiva, geschluckt hatte, wusste Marvin nicht. Jedenfalls hatte sie sich damit eine gehörige Überdosis verpasst und war schließlich im Wohnzimmer zusammengebrochen.
Als Kuhmichel vom Dienst nach Hause gekommen war, hatte er seine Frau neben dem Glastisch auf dem Teppich gefunden. Loreen hatte ihre Arbeitsstelle bei „Clothing Store“ an diesem Tag aufgrund von Kopfschmerzen und Übelkeit frühzeitig verlassen und war nach Hause gefahren. Normalerweise war Marvin stets vor seiner Frau daheim.
Jetzt lag sie im Krankenhaus. Er stand neben dem Bett und sah auf sie herab. Loreen war noch immer bewusstlos. Am Bettende stand ein Arzt und notierte etwas auf seinem DC-Stick.
„Kommt vor wegen Überdosis. Ist nicht so schlimm. Nur der Kreislauf hat eine Problem gehabt, verstehen sie?“, erklärte der Arzt, der offenbar aus Polen stammte.
„Dann geht es ihr bald wieder gut, nicht wahr?“, hakte Kuhmichel nach.
„Ja, ja! Ich habe ihr ein Gegenmittel gespritzt, das Wirkung von Pillen aufhebt“, meinte der Doktor.
„Also Chemie gegen Chemie. Sehr clever!“, antwortete Marvin sarkastisch.
„Wie meinen Sie das?“, kam zurück.
Kuhmichel winkte ab. „Schon gut!“
Der Arzt nickte beiläufig und verließ dann das Krankenzimmer. Marvin setzte sich auf einen Stuhl neben dem Bett und betrachtete Loreen, die regungslos dalag. Es könnte einige Stunden dauern, bis sie wieder klar wäre, hatte der Arzt gesagt.

Am Ende war Loreen erst in den frühen Morgenstunden des nächsten Tages wieder halbwegs ansprechbar und Marvin konnte sie mit nach Hause nehmen. Ganze 985 Globes wurden ihm für die ärztliche Hilfe von seinem Scanchipkonto abgebucht, was bedeutete, dass sich damit ein beträchtlicher Teil seines Gehaltes für diesen Monat verabschiedet hatte. Aber Loreen ging es wieder gut, dachte er sich. Das war die Hauptsache. Nun nahm sie einige neue Stärkungspillen für ihren Kreislauf, die zugleich auch positiv auf ihre Psyche wirkten, wie man ihrem besorgten Ehegatten im Krankenhaus erklärt hatte.

In letzter Zeit fühlte sich auch Marvin nicht sonderlich gesund. Ständig war er übermüdet und litt zunehmend unter Atemproblemen. Ein Besuch beim Arzt hatte außer der Weisung einige zusätzliche Pillen zu kaufen keine Befunde zu Tage gefördert. Mit anderen Worten: Marvin war gesund - zumindest körperlich. Demnach mussten die Ursachen seiner Probleme psychisch sein, wie es sich der Polizist dachte. Und auch der Arzt hatte das so gesehen.
Jedenfalls war es in den letzten Monaten nicht besser, sondern stetig schlimmer geworden. Es gab Tage, da hatte Kuhmichel das Gefühl, jeden Moment ersticken zu müssen. Er hatte dann den Eindruck, als würde ihm eine unsichtbare Hand den Hals zudrücken. In Situationen wie diesen bekam er regelmäßig Panikattacken, die er am Ende mit Beruhigungspillen zu unterdrücken versuchte.
Seitdem er auf die grausigen Hinterlassenschaften des „Grinse-Killers“ gestoßen war, litt der Beamte noch mehr, auch wenn er immer wieder versuchte, diesen Gedanken als absurd und lächerlich abzutun. Nein, eigentlich konnte es keinen Zusammenhang zwischen seinem tief im Inneren sitzenden Gefühl der Beklemmung und den toten Frauen - oder gar seinem Job im Allgemeinen - geben. Dafür war er

schon zu lange im Staatsdienst und hatte bereits genug gesehen, um an ein paar Leichen mehr nicht zu zerbrechen. Dennoch dachte er seitdem sie das letzte Opfer des Serientäters gefunden hatten, fast ununterbrochen an den Fall, der sich einfach nicht lösen ließ und an dessen Aufklärung seine Vorgesetzten auch höchstens ein mittelmäßiges Interesse hatten. So wichtig schienen die jungen Mädchen, die von einem perversen Irren zu Tode gequält worden waren, dem System dann doch nicht zu sein. Eine Tatsache, der Kuhmichel langsam ins Grübeln brachte.
Heute saß er wieder einmal an seinem Schreibtisch im vierten Stock des Sicherheitskomplexes FAM-IV und befasste sich mit dem üblichen Schreibkram. Genau wie Keller, der schon wieder eifrig Daten eintippte und ganz in seine Arbeit vertieft war. Kuhmichel sah auf und richtete den Blick dann auf seinen emsigen Kollegen.
„Dieser Sören Schneider hat drei Jahre Haft aufgebrummt bekommen“, bemerkte er.
„Wovon redest du, Marvin?“, fragte Keller.
„Der Junge, der dieses Buch von Tschistokjow im Internet zum Download angeboten hat. Drei Jahre Umerziehungshaft. Ganz schön viel, oder?“
„Naja, selbst schuld…“, meinte der rundköpfige Polizist am anderen Ende des Büroraumes.
„Wenn du das so siehst, Kevin...“, sagte Kuhmichel leise.
„Man lädt so einen Mist eben auch nicht runter und bietet ihn vor allem nicht im Netz an. So ist das eben“, erwiderte Keller.
Für einen Moment herrschte Ruhe. Lediglich das ständige Tippen der beiden Beamten war zu hören. Dann schaute Kuhmichel noch einmal zu seinem Partner herüber und begann erneut ein Gespräch.
„Ich habe mir die Scanchip-Dateien des letzten Opfers des „Grinse-Killers“ wirklich genau angesehen. Auch die Inter-

netverbindungen und Telefongespräche, aber mir ist nichts aufgefallen, was uns diesem Drecksack näher bringen könnte. Das deprimiert mich irgendwie. Dass wir einfach nichts tun können, meine ich.“
„Ja, ist schon ärgerlich“, kam von Keller zurück.
„Dann kommt Stefanie Dietrich wohl auch bald zu den Akten, nicht wahr?“, schob Kuhmichel mit zynischem Unterton nach.
„Sieht ganz danach aus, Marvin. Hör mal, ich habe hier noch eine Menge Daten ins System einzuspeisen“, antwortete Keller und stieß ein leises Stöhnen aus.
„Schon gut, Kevin. Gleich ist ja eh Feierabend“, murmelte Kuhmichel und widmete sich auch wieder seiner Arbeit.

„Sugar Beanies liebe ich total“, freute sich Loreen und verputzte noch einige kleine, rote Dinger. „Auch welche?“
Marvin antwortete mit einem Kopfschütteln. „Nein, ich mag das Zeug nicht.“
„Sei doch mal fröhlich“, flötete Loreen und nahm noch einen Sugar Beanie zu sich.
Ihr Gatte sah sich um und ließ seinen Blick durch die dritte Etage der Central City Shopping Mall wandern. Gleich war es schon 23.00 Uhr, was bedeutete, dass die Pforten des Riesengebäudes bald geschlossen würden.
Kuhmichel gähnte, was aber weniger an der fortgeschrittenen Uhrzeit, sondern an seinem körperlichen Zustand im Allgemeinen lag. Er war in letzter Zeit einfach immer und immer müde, wie er meinte.
Seine Frau erhob sich von ihrem Platz und grinste breit. Dann sagte sie: „Wir wollten doch noch zu „Jupiter“, dem Techno-Megamarkt, nicht wahr?“
Kuhmichel sah sie an. „Die Mall macht doch gleich zu.“

„Ach, komm…“, sie berührte sanft seine Schulter. „Nur noch kurz mal gucken gehen. Die neue Scheibe von Evan Steele ist draußen. Sagte mir gestern die Mary auf der Arbeit.“
„Macht der Typ immer noch Musik?“, brummte Marvin.
„Ja, klar. Sonst hätte er ja keine neue Scheibe rausgebracht, oder?“, erwiderte Loreen.
„Meinetwegen…“, sagte Marvin mit einem Schnaufen und stand ebenfalls auf.
Die beiden fuhren eine Rolltreppe hinauf in die zweite Etage und eilten durch die lange Einkaufspassage, an deren Ende sich der Techno-Megamarkt befand. Hier verstopften Dutzende von kauffreudigen Sektorbürgern den Durchgang und Marvin und Loreen hatten Mühe, sich durch die Masse der Konsumenten zu kämpfen.
Sie gingen an hohen, mit Plasmafernsehern, DC-Sticks, Computern und allem möglichen anderen Elektrozeug vollgestopften Regalen vorbei und kamen dann zu den Mini-Discs, den musikalischen Tonträgern.
Loreen eilte zur Cyber Hip Core Abteilung und kam kurz darauf mit der neuen Scheibe des weltbekannten Popstars in der Hand auf ihren Mann zugelaufen. Dieser bevorzugte, wenn er denn überhaupt einmal Musik hörte, eher den etwas härteren New Iron Metal.
„Ich gucke auch mal nach was, ja?“, brummte Kuhmichel und ging zu einem riesenhaften Regal voller Mini-Discs. Dies war die New Iron Metal Abteilung. Loreen verdrehte die Augen und stöhnte genervt.
„Muss das sein, Schatz?“, quengelte sie.
„New Iron Metal ist nicht verboten, also darf ich mir auch ein paar Discs ansehen“, meinte Marvin und zog eine Scheibe heraus.
Und er hatte mit dieser Aussage Recht. Die ursprünglich vom Heavy Metal abgeleitete Musikrichtung „New Iron Metal“ durfte gehört werden, wenn auch unzählige Bands und

Alben seit einigen Jahren verboten waren. Es kam ganz auf den „Härtegrad“ an, ob ein Album verkauft werden durfte oder nicht, denn zu aggressive und harte Musik war schon lange nicht mehr legal. Offenbar fürchtete man, dass diese Musikrichtung bei einigen Leuten eine „rebellische Grundhaltung“ hervorrufen würde, weshalb sie wie keine andere kritisch beäugt wurde. Aber alles, was es hier bei „Jupiter“ zu kaufen gab, war selbstverständlich vorher eindringlich geprüft worden und daher legal.
„Wir haben mal einen Kriminellen hochgenommen, der hatte eine ganze Sammlung von illegalem „Brutality Hate Metal“ in seiner Wohnung. War ein übler Typ. Der hörte Bands wie „Prey World“, „Final Blood Crusade“ und noch schlimmeres Zeug“, bemerkte Marvin mit einer gewissen Faszination.
Loreen nickte.
„Ist ja der Hammer, Schatz. Du weißt, dass ich diese Metal-Musik einfach nur schrecklich finde“, nörgelte Kuhmichels Ehefrau und trat ungeduldig auf der Stelle herum. „Die Mall schließt. Lass uns endlich gehen…“
„Ja, sofort!“, knurrte Marvin. Er steckte sich zwei Hörknöpfe in die Ohren und drückte auf „Play“.
Loreen tippte ihm energisch auf die Schulter. „Schatz, die Mall macht gleich zu.“
„Gleich!“ Kuhmichel winkte ab und ignorierte seine Frau. Diese sah ihn böse und genervt an, doch Marvin beachtete sie nicht weiter, während ein beinhartes Gitarrenriff seine Ohrmuscheln durchschüttelte.
Die nächsten vier Monate verliefen im Sicherheitskomplex FAM-IV ganz im Zeichen der üblichen Arbeitsroutine. Der „Grinse-Killer“ verschwand für eine Weile aus den Köpfen der Polizeibeamten, da in dieser Zeit keine weiteren Opfer gefunden wurden, und man widmete sich auf den Dienststellen den Anforderungen der Bürokratie.

Einmal gab es eine Schießerei in der Frankfurter Innenstadt zwischen albanischen und marokkanischen Drogenhändlern, bei der es 14 Tote gab. Kuhmichel und Keller hatten den Tatort zu begutachten, um anschließend einen Bericht schreiben zu können. Man hatte zwar eine Reihe von Verdächtigen im Blick, aber diese wohnten im Frankfurter Gallusviertel, also einem berüchtigten Slum, und Sicherheitskomplexleiter Jürgens entschied schließlich, nicht weiter zu ermitteln und die Kriminellen ihre Sachen selbst regeln zu lassen.
In einem anderen Fall, Ende Februar 2046, war die Frankfurter Polizei wiederum vollkommen anders vorgegangen. Ein Streit zwischen zwei kurdischen Großfamilien im Osten der Stadt war in eine heftige Schießerei mit am Ende 9 Toten ausgeartet. Mehrere Angehörige des einen Clans hatten sich in einem Wohnblock verschanzt, der im Gegenzug von ihren Rivalen regelrecht belagert wurde. Am Ende hatten fast 80 Polizeibeamte, darunter auch Detective Kuhmichel und Detective Keller, ausrücken müssen, um den Aufruhr niederzuschlagen. Die Beamten drangen schwer gepanzert mit zwei Anti-Riot-Tanks in das berüchtigte Viertel ein und stürmten den Häuserblock, nachdem die Leichtpanzer einfach jeden auf der Straße niedergeschossen hatten, der ihnen vor die Rohre ihrer Gatling-Maschinenkanonen gelaufen war. Schließlich wurden auch noch 21 bewaffnete Männer in dem Wohnblock selbst erschossen.
Als der Einsatz beendet war, waren insgesamt 44 Tote zu beklagen. Ein derart brutales „Dazwischenschlagen“ war laut Kuhmichels Vorgesetzten gelegentlich einfach notwendig, um die öffentliche Ordnung in einigen Teilen der verkommenen Mainmetropole nicht völlig zusammenbrechen zu lassen. Zudem versuchte man den Bewohnern gewisser Brennpunkte durch solche Aktionen doch noch ein wenig

Respekt vor den Sicherheitskräften beizubringen, die sich ja ansonsten weitgehend aus derartigen Dingen heraushielten. Kuhmichel hatte in seinen 14 Jahren als Polizist erst fünf solcher „Vergeltungsschläge" - so die interne Bezeichnung - mitgemacht, was zeigte, dass so etwas eher selten vorkam. Die lokalen Medien erwähnten den brutalen Einsatz nur kurz und sprachen lediglich von einem „Familienstreit im Ostende".
Alles in allem lief das Meiste über die Automatisierten Gerichtsverfahren und die dahinter stehende Riesenbürokratie. Wenn Kuhmichel, Keller und ihre Kollegen raus mussten, dann ging es meistens darum, Bürger abzuholen und sie zu einer Gerichtszelle zu bringen, wenn sie ihre AG-Vorladung ignoriert hatten. Gelegentlich protestierte einer und musste dann mit dem Knüppel gefügig gemacht werden. Bürger, die in besonders gefährlichen Problemvierteln lebten, wurden hingegen des Öfteren „übersehen" und ihre AG-Verfahren eingestellt, wenn sie nicht zum Prozess erschienen.
In Frankfurt am Main war die Kriminalität jedenfalls nicht besonders hoch - laut den offiziellen Statistiken. Ein Großteil der schweren Straftaten, die in den verwahrlosten Ghettos und Slumvierteln verübt wurden, fiel nämlich einfach unter den Tisch. „Normale Bürger" jedoch, also Personen, die eine Arbeit hatten und demnach überhaupt in der Lage waren, Gebühren und Strafen zu bezahlen, wurden hingegen nicht ignoriert, sondern gnadenlos zur Kasse gebeten und oft sehr hart bestraft.
So lief es eben in „Europa-Mitte" und auch Kuhmichel hatte es aufgegeben sich darüber noch allzu viele Gedanken zu machen.
In anderen Regionen des riesigen Verwaltungssektors, der das Gebiet der ehemaligen Staaten „Deutschland", „Österreich", „Schweiz" und einige mehr umfasste, fing die öffentliche Ordnung dennoch allmählich so sehr zu bröckeln an,

dass es selbst Marvin nicht verborgen blieb. Schlimm war es vor allem im Nordosten des Lokalsektors „D-Ost I“ geworden, dem ehemaligen Bundesland „Mecklenburg-Vorpommern“.
Hier war die „Deutsche Freiheitsbewegung“ seit Anfang des Jahres 2046 zu einer regelrechten Offensive gegen das System übergegangen. In Wismar war Ende Januar ein Sprengstoffanschlag auf das Zentralgebäude der lokalen Scanchip-Registrierungsbehörde verübt worden, bei dem mehrere Angestellte getötet worden waren. Außerdem war der Stadtverwalter von Anklam einige Tage später von Unbekannten erschossen worden. Die Behörden vermuteten hinter dem Anschlag Mitglieder der DFB.
Die Untergrundorganisation hatte weiterhin sämtliche Nichtdeutsche aufgefordert, den Lokalsektor „D-Ost I“ zu verlassen, was die meisten von ihnen aus Furcht vor den Rebellen ohnehin längst getan hatten.
Langsam aber sicher wurde die dünnbesiedelte Region im Nordosten des Subverwaltungssektors „Deutschland“ zu einem Landstrich, in dem die militante Widerstandsbewegung in immer mehr Dörfern und Kleinstädten das Sagen hatte.
Die gewöhnlichen Polizisten vor Ort schauten inzwischen weg oder arrangierten sich gar mit der Rebellenorganisation, um noch halbwegs in Ruhe leben zu können. Das Erstarken der DFB in einigen Teilen des Lokalsektors „D-Ost I“ konnte nicht einmal mehr durch die ständigen Vergeltungs- und Verhaftungsaktionen der GSA verhindert werden.
Schließlich wurden im März 2046 sogar einige Einheiten der Global Control Force, also der internationalen Armee der Weltregierung, in den Problemsektor verlegt. Doch die Aufgabe der Soldaten beschränkte sich weitgehend darauf, die inzwischen panisch gewordenen Stadtverwalter und ande-

ren Diener des Systems zu schützen. Nach und nach wurden die Wohnhäuser dieser Personen nun in regelrechte Festungen verwandelt, die von Stacheldrahtzäunen und Wachposten umgeben waren.
Das Gleiche galt auch für diverse öffentliche Gebäude in den größeren Städten des Lokalsektors, etwa Rostock, Wismar oder Stralsund. Presse- und Medienzentren, die beliebte Ziele der DFB-Mitglieder darstellten, genau wie Verwaltungsgebäude, glichen bald schwer bewachten Trutzburgen, die sich vom Rest der Bevölkerung abschotteten.
Und auch die gewöhnlichen Deutschen im Lokalsektor „D-Ost I" wurden immer aufsässiger und frecher. Sie ignorierten zunehmend die AG-Vorladungen, verweigerten den lokalen Behörden wo es nur ging den Gehorsam und einige von ihnen versorgten die DFB-Mitglieder sogar mit Nahrungsmitteln und Unterschlupfmöglichkeiten.
Als sich das erste Quartal des Jahres 2046 schließlich dem Ende zuneigte, waren einige Regionen im Osten des Subverwaltungssektors „Deutschland", auch außerhalb von „D-Ost I", bereits von einer allgemeinen Stimmung der Aufsässigkeit erfasst worden.
Marvin Kuhmichel hatte derweil weiterhin stumpfsinnig seinen Job gemacht und seinen einwöchigen Urlaub Anfang Dezember 2045 mit Loreen weitgehend in der Central City Shopping Mall verbracht. Dann hatten sie zu Hause Sylvester gefeiert - wie immer nur zu zweit - und sich die Neujahrsansprache von Dieter Bückling, dem Hauptverwalter des Subsektors „Deutschlands", im Fernsehen abgesehen.
Bückling hatte davon gesprochen, dass das nächste Jahr ganz im Zeichen des Weltfriedens stehen würde. Endlich, so sagte er, wären die Weltregierung und der Nationenbund der Rus auf dem Weg zu einer echten Versöhnung und man

bräuchte sich keine Sorgen zu machen, denn die Kriegsgefahr sei endlich gebannt.
Marvin Kuhmichel hatte zum ersten Mal gehörige Zweifel an Bücklings Aussagen gegenüber Loreen geäußert, doch diese hatte erwidert, dass sie inzwischen viel beruhigter wäre und alles ein wenig gelassener sehen würde.

Für sein viertes Opfer hatte sich der „Grinse-Killer" wieder etwas Neues ausgedacht. Ein Spaziergänger hatte die Leiche der jungen Frau heute Vormittag in einem Waldstück außerhalb der Stadt entdeckt und sofort die Polizei gerufen.
Leise murrend und vom strömenden Regen durchnässt stapften die Beamten durch das Dickicht und Kuhmichel zog den Kragen seines dunkelbraunen Mantels fluchend noch etwas höher, als ihm der Wind die Regentropfen ins Gesicht peitsche. Neun weitere Polizisten folgten ihm, natürlich auch Kevin Keller, der ebenfalls wenig begeistert von diesem unerwarteten Waldspaziergang war.
„Dort hinten ist sie!", sagte der Rang 2 Detective neben Marvin und verzog angewidert das Gesicht.
Sie kamen näher und musterten das Grauen zu ihren Füßen. Eine tote Frau hockte vor einem Baum, die graublauen, nackten Beine gespreizt, die Hände hinter dem Baum mit Stacheldraht zusammengebunden. Um ihren Hals war ebenfalls Stacheldraht geschlungen worden, so dass sie wieder einmal nach vorn schaute und dem Betrachter ihr totes Grinsen zeigen konnte. Das Übliche, dachte sich Kuhmichel verstört - nur diesmal an einem Baum.
Der Polizist sah auf die zarten, langen Zehen der Leiche herab, die aus dem nassen Gras ragten und eine dunkelblaue Farbe angenommen hatten. Die milchigen Augen der Toten glotzten gespenstisch geradeaus. Im blutverschmierten Unterleib der jungen, blonden Frau steckte diesmal ein rostiges Brotmesser mit gezackter Klinge.

„Die ist wohl schon ein paar Tage hier, schon ein bissel verwest, gell?“, bemerkte Keller und sein ansonsten leicht hessischer Akzent war diesmal unüberhörbar. Kuhmichel beugte sich derweil zu der Toten herab und machte einige Fotos. Diesmal hatte der Mörder keinen seiner zynischen Sprüche irgendwo hin geschrieben.
„Dieser Mist muss doch irgendwann einmal aufhören…“, murmelte einer der Polizisten im Hintergrund.
Marvin betastete die eingefallenen Wangen der Leiche nachdem er sich Gummihandschuhe übergezogen hatte und tippte mit dem Zeigefinger gegen eine der rostigen, mit getrocknetem Blut verkrusteten Klammern, die das breite Grinsen der Toten für die Nachwelt festhielten. Dann fuhr sein Zeigefinger in den Mund der schon halb verfaulten Leiche, denn er hatte ein Stück Plastikfolie zwischen ihren Zähnen schimmern sehen. Er zog es heraus und stutzte.
„Der Mörder hat einen kleinen Zettel in Plastikfolie eingewickelt und ihn ihr in den Mund gesteckt“, sagte er zu den anderen.
„Na, toll…“, brummte Keller.
Kuhmichel gab das winzige Päckchen einem seiner Kollegen und dieser schälte den Zettel heraus. Kurz darauf las er laut vor: „Happy Chipped Bitch…Made a little walk…“
„Ein echter Spaßvogel!“, kam von Keller.
Der rundliche Beamte erntete von seinen Kollegen einen wenig begeisterten Blick. Kuhmichel kam auf ihn zu und sagte energisch: „Wir müssen die Leiche genau untersuchen. Irgendetwas müssen wir doch endlich einmal finden.“
„Wir bringen sie einfach in die Pathologie. Sollen sich die Eierköppe da mit ihr beschäftigen. Vielleicht finden die ja was raus. Glaube ich aber kaum, wenn ich ehrlich bin“, meinte einer der anderen Polizisten und machte sich mit einer Zange daran, den Stacheldraht zu zerschneiden.

„Vielleicht hat dieser Hurensohn ja diesmal einen Fehler gemacht, so dass wir ihn am Ende doch in die Finger kriegen“, grollte Kuhmichel.
„Wir machen sie los und nehmen sie mit. Schauen wir mal, ob noch was dabei rauskommt“, fügte Keller mit erdrückender Sachlichkeit hinzu.
Marvin schimpfte kaum hörbar vor sich hin und sagte seinen Kollegen, dass er erst einmal einen warmen Tee vertragen könnte.
„Ich hole mal die Thermoskanne, ja?“, grummelte er.
„Bring meine auch mit“, antwortete Keller, doch Kuhmichel war schon losgelaufen und hatte die Bitte seines Kollegen überhört.
Er ging zurück zum Streifenwagen, der in einigen Hundert Metern Entfernung am Rande einer Landstraße stand. Schweigend betrachtete dabei die dunkelgrünen Baumwipfel über seinem Kopf, die vor dem trüben Wolkenhimmel sanft hin und her wiegten. Alles war still in diesem Wald, totenstill. Nicht einmal ein Tier gab irgendwo im Dickicht einen Laut von sich und Kuhmichel fühlte sich in diesem Moment allein mit dem prasselnden Regen und dem Gefühl, dass endlich etwas getan werden musste.

Jaqueline Teese, das vierte Opfer des „Grinse-Killers“, war 24 Jahre alt und hatte vor einem Jahr ihr Studium an der Marc-Zuckerberg-University in Frankfurt am Main begonnen. Sie hatte „Global Business Science“ studiert und sicherlich davon geträumt eines Tages in einem internationalen Konzern das große Geld machen zu können. So umschrieb es jedenfalls Kollege Keller.
Gestern war sie von einem der Pathologen im Keller des Sicherheitskomplexes FAM-IV noch einmal untersucht und anschießend eingeäschert worden. „Tod durch Verbluten

nach schwerer Stichwunde“ hatte der Fachmann herausgefunden.
Das hätte sich Kuhmichel allerdings auch selbst zusammenreimen können. Jedenfalls war Jaqueline Teese das erste der vier Opfer, das überhaupt von einem Pathologen untersucht worden war.
„Die Sache wird langsam nervig“, hatte Sicherheitskomplexleiter Jürgens die Mordserie des „Grinse-Killers“ lediglich kommentiert und die teure und zeitaufwendige Untersuchung dann doch erlaubt.
Marvin Kuhmichel kochte inzwischen vor Zorn und nahm diesen Fall langsam persönlich. Er stellte sich manchmal vor, wenn er wieder einmal Daten eintippte oder Automatisierte Gerichtsverfahren durchwinkte, dass er dem Mörder der jungen Frauen mit einem Skalpell ebenfalls ein Grinsen verpasste, bevor er ihm mit einem Brecheisen den Schädel einschlug. Sicherlich waren derartige Tagträume nicht sehr professionell, aber Kuhmichel schämte sich seiner Rachephantasien nicht.
„Ja, das hätte dieser Drecksack mehr als verdient“, sagte er dann zu sich selbst und ballte zornig die Faust in der Tasche ohne es zu merken.
Marvin blickte auf und lächelte verhalten, als der Pathologe, der die Leiche von Jaqueline Teese untersucht hatte, das Büro betrat. Auch Keller drehte dem hochgewachsenen, extrem hageren Mann im weißen Kittel den Kopf zu und glotzte ihn fragend an.
Bevor der Sachverständige etwas sagen konnte, bemerkte Marvin: „Ich habe die Scanchipdaten des Opfers überprüft. Auch die Telefonverbindungen. War nichts dabei, was ich für brauchbar halte.“
„Das klingt, als ob auch Nummer 4 bei den Akten landen wird“, fügte Keller hinzu.

Der Pathologe räusperte sich und kratzte sich am Hinterkopf. „Eine Sache hätte ich noch, Detective Kuhmichel.“
„Aha?“, kam zurück.
„Nur der Vollständigkeit halber: Bevor Sie den Fall eintüten und ins ewige Datennirvana schicken, speisen Sie bitte noch dieses Foto ein. Es ist das Foto von ihrem Tattoo. Das hatte die junge Dame direkt über dem…äh…Hintern…“
Der Pathologe beugte sich zu Kuhmichel herab und hielt ihm das Display seiner Digitalkamera unter die Nase. Dieser stieß ein verwundertes Brummen aus und betrachtete nachdenklich das Foto. Die Tätowierung zeigte ein verschnörkeltes Symbol, das einem Stern ähnlich sah. Darüber stand der Schriftzug „Official GF Chick“.
„Was soll das bedeuten?“, murmelte er.
„Keine Ahnung. Speisen Sie es ein und dann ist der Fall abgeschlossen, Herr Kollege“, antwortete der Pathologe mit tonloser Stimme.
Anschließend ging der schlaksige, hagere Mann wieder hinaus, ohne sich noch einmal umzusehen oder zu verabschieden. Kuhmichel blickte ihm fragend hinterher und beäugte dann die flache Digitalkamera, die ihm der Pathologe auf den Schreibtisch gelegt hatte.
„Ich habe hier schon wieder sechs neue AGs bekommen. Heute geht es ja richtig rund“, stöhnte Keller im Hintergrund und neigte seinen Rundkopf zur Seite, als ob er von seinem Kollegen ein paar Worte des Trostes erwartete.
Kuhmichel jedoch beachtete ihn nicht weiter und starrte ununterbrochen das Bild an. Dann sagte er: „Ich würde gerne wissen, was dieses Tattoo aussagen soll. Außerdem wüsste ich gerne, was das für ein Symbol ist.“
„Irgendein Symbol halt. Hast du deine ganzen AGs schon fertig?“, brummelte Keller.
„Damit befasse ich mich später. Ich will erst einmal wissen, welche Bedeutung dieses seltsame Zeichen und der komi-

sche Spruch haben“, erwiderte Kuhmichel und ging ins Internet.
Der untersetzte Kollege am gegenüberliegenden Schreibtisch ließ noch einen blöden Spruch los, welchen Marvin überhörte und sogleich mit der Recherche begann. „Official GF Chick“ gab der Polizist als Suchbegriff ein und wurde schon im nächsten Augenblick fündig - zumindest was eine Reihe von Webseiten betraf, die diese Keywords enthielten.
Zunächst klickte er auf „Myface.com“, das weltweit bekannteste Social Network. Hier gab es zwei Gruppen, die „Official GF Chicks“ hießen. Weiterhin hatten mehrere Dutzend User von Myface.com diesen Begriff unter den Rubriken „Hobbys“ oder „Interessen“ angegeben.
Kuhmichel hielt den Atem an und starrte konzentriert auf den Bildschirm. Er sah sich die Profile der User an, die in der ersten Gruppe, welche sich „Official GF Chicks“ nannte, aufgelistet waren. Es waren allesamt junge Frauen. Das Gleiche galt für die zweite Gruppe. Häufig überschnitten sich auch die Mitgliedschaften.
Unter den 233 Userinnen, die in der ersten Gruppe waren, befand sich auch Jaqueline Teese. Kuhmichel ging auf das Myface-Profil der Toten und untersuchte es etwas genauer.
Kurz darauf wusste er auch, was „GF“ bedeutete. Das Kürzel stand für „Great Freedom“, eine der Studentenverbindungen hier in Frankfurt am Main.
Jaqueline Teese war wirklich eine hübsche, blonde Frau gewesen, wie es sich Detective Kuhmichel dachte. Sie war sogar sehr hübsch. Nein, nicht nur hübsch, sie war eine wahrhaftige Schönheit gewesen, wie die vielen Fotos, auf denen sie halbnackt im Internet posierte, bewiesen.
Und die junge Studentin war auch noch Mitglied in anderen „Interessensgruppen“ gewesen. Unter anderem: „Frankfurt Uni Whores“, „Cock Lovin` Girlz“ und so weiter. Kuhmichel schüttelte den Kopf, als er einige der Kommentare unter

Jaquelines Fotos las. Auch ihre „Myface-Freunde“, genau 3247 an der Zahl, hatten zum Teil bemerkenswerte Namen. Von „Jimmy the Dick“ bis hin zu „Black Party Boy“ war alles vertreten.
Schließlich verließ der Beamte Myface.com wieder und suchte nach „Great Freedom Frankfurt“. Sekunden später befand er sich schon auf der Homepage der Studentenverbindung und sah sich die Bildergalerie an.
„Scheint ja ein Haufen recht feierfreudiger, reicher Kids zu sein…“, murmelte er vor sich hin und notierte sich dann die Adresse des Verbindungshauses.
„Was machst du denn da? AGs?“, fragte Keller neugierig.
„Nein, Kevin!“, antwortete Kuhmichel und lugte am Flachbildschirm seines Computers vorbei. „Ich erlaube mir noch etwas in einem Mordfall zu ermitteln.“

Der Verdächtige

Der heutige Fernsehabend stand ganz im Zeichen eines unzufriedenen Detectives, der irgendwie nicht aufhören konnte, ständig dazwischenzureden. Es sei wirklich störend, bemerkte Loreen mehrfach, doch ihr Mann ließ sich auch davon nicht abhalten.
„Mamadou hat wieder „Quiek!“ gesagt. Hast du gehört, Schatz?“, stieß Loreen aus und klopfte sich auf die Schenkel. „Ha! Ha!“
Marvin verzog den Mund. Jetzt zog sich seine Frau schon wieder diese Doku-Soap rein, dachte er verärgert und kratzte sich brummelnd am Kinn.
„Immer, wenn er nicht weiß, was er sagen soll, dann macht Mamadou einfach „Quieeek!“. Das ist so bescheuert! Hi! Hi! Hi!“, rief Loreen und deutete auf den Bildschirm.
Eine schallende Lachdose kam aus dem Fernseher und unterstrich die unglaublich witzige Szene. Loreen ergriff Marvins Hand und starrte vollkommen fasziniert in die Röhre.
„Quiek!“
„Quiek!“
„Quiek!“
Kuhmichel zog seine Augen zu einem dünnen Schlitz zusammen und brütete schweigend vor sich hin, während weitere Lachdosen aus der Glotze quollen. „Quiek!“
„Ich glaube manchmal, dass unsere Welt irgendwie nicht mehr rund läuft. Ich meine, dass sie nicht mehr normal ist“, murmelte er vor sich hin.
„Quiek!“ Diesmal klang Loreens Lachen meckernd.

„Irgendetwas ist faul an unserer Welt. Es sieht nicht gut aus, wenn man einmal genauer hinsieht, nicht wahr?“, sagte Kuhmichel zu seiner Frau.
„Was?“, stammelte sie.
Er drehte ihr den Kopf zu. „Findest du, dass wir in einem schönen Land leben, Schatz? Bist du zufrieden mit allem?“
Die Späße der Fun-WG im Fernsehen waren einfach zu überwältigend. Loreen hatte seine Frage überhaupt nicht gehört.
„Ich habe ja noch eine Arbeit – und du auch. Aber so viele Millionen Menschen in „Europa-Mitte“ haben gar nichts mehr. Allein in Frankfurt leben Zehntausende von Obdachlosen. Es sind riesige Massen und es werden immer mehr. Und dann diese Ghettos, in die sich kein normaler Mensch mehr hineintraut. Die meisten Viertel dieser Stadt sind einfach nur noch elende Drecklöcher, wo alles vor sich hin verrottet.“
„Obdachlose?“, wunderte sich Loreen und wandte ihren Blick für einen kurzen Moment von der Fernsehkiste ab.
„Ja! Wer keine Arbeit mehr hat, bekommt keinen einzigen Globe vom Staat. So ist es seit Jahren. Viele gehen einfach vor die Hunde und haben auch keine Chance mehr noch irgendwo unter zu kommen. Das sind doch keine normalen Verhältnisse, oder?“, sagte Marvin leise.
„Von Obdachlosen halte ich mich fern“, bemerkte Loreen.
Kuhmichel stöhnte genervt auf. „Das meine ich nicht. Dieses ganze Land zerfällt immer weiter. Es wird immer schlimmer und die Regierung tut überhaupt nichts dagegen. Im Gegenteil, sie redet den Zerfall lediglich schön. Den Eindruck habe ich manchmal.“
„Quiek!“ Einer aus der Fun-WG im Fernsehen machte einen Handstand und Loreen lachte sich schlapp.
„Ich gehe ins Bett!“, knurrte Marvin und seine Frau wirkte verdutzt.

„Ich dachte, wir wollten „Alle sind da!“ noch zu Ende gucken“, sagte sie.
„Nein! Ich bin müde, Schatz!“ Er stand von der Couch auf und ging aus dem Wohnzimmer heraus, während ihm Loreen mit fragender Miene nachblickte.
„Quiek!“, kam es aus der Glotze und eine laute Lachsalve folgte.

Sicherheitskomplexleiter Jürgens wälzte ein paar Akten, was im Jahre 2046 bedeutete, dass er die Daten einiger bereits autorisierter AGs noch einmal durchsah, um dann auf „Manuell überprüft“ zu klicken. Als Chef von FAM-IV musste er eben gelegentlich Stichproben machen und das tat Jürgens eigentlich die meiste Zeit.
Als jemand an die Tür seines Büros klopfte, sah er kurz auf und sagte: „Herein!“
Es war Detective Kuhmichel, der auf seinen Schreibtisch zueilte und ihn anlächelte. Jürgens nippte an seiner Kaffeetasse und kratzte sich an der grauen Schläfe.
„Ja?“
„Ich glaube, wir haben eine erste Spur im „Grinse-Killer-Fall“. Also einen ersten Hinweis“, erklärte Kuhmichel freudig und wartete auf eine anerkennende Geste seines Vorgesetzten.
„So?“
„Ja, Chef. Diese Jaqueline Teese, das letzte Opfer des Serienmörders, hatte eine Tätowierung, die mich stutzig gemacht hat. Das hat etwas mit einer Studentenverbindung von der Frankfurter Marc-Zuckerberg-Universität zu tun, wie ich mittlerweile herausgefunden habe“, sagte Marvin.
„Ach?“, brummte Jürgens.
„Ich würde gerne einmal mit Keller zu dem Haus dieser Verbindung fahren, um ein paar Nachforschungen an zu stellen. Geht das in Ordnung, Chef?“

Der ergraute Vorgesetzte wirkte nicht sonderlich begeistert und antwortete: „Halten Sie das wirklich für nötig? Was ist mit den AGs auf Ihrem Schreibtisch, Kuhmichel?“
„Darum kümmere ich mich, wenn wir wieder da sind. Versprochen! So schnell wie möglich, Herr Jürgens. Aber erst einmal wollen Keller und ich zu diesem Verbindungshaus.“
Jürgens grinste. „Keller will mit Ihnen da hin?“
„Naja, ich nehme ihn einfach mit“, gab Kuhmichel zurück.
„Und wie lange wird der Spaß dauern?“, wollte der Chef wissen.
„Ich tippe mal auf zwei bis drei Stunden. Länger bestimmt nicht, Herr Jürgens. Wir werden die Sache zügig durchziehen“, versprach der Detective und war angesichts des offenen Desinteresses seines Vorgesetzten etwas enttäuscht.
Dieser strich sich mit der rechten Hand über das Gesicht, als wolle er seine Falten glatt ziehen. Dann nickte er und erwiderte: „Versuchen Sie es in etwa zwei Stunden zu erledigen, Kuhmichel.“
„Wird wohl klappen, Chef“, meinte Marvin.
„Ich verstehe zwar nicht, was diese Studentenverbindung mit dem Verrückten zu tun haben soll, aber von mir aus…“, murmelte der Sicherheitskomplexleiter teilnahmslos.

Kuhmichel beschleunigte entschlossen den Streifenwagen und huschte noch in der Gelbphase über eine Ampel. Sein Kollege Keller sah sich schuldbewusst um, während Marvin grinsen musste.
„War noch gelb, Kevin. Also mach dir nicht ins Hemd“, sagte er dann.
„Auch wir werden zur Kasse gebeten, wenn wir Mist bauen. Das weißt du ja hoffentlich“, nörgelte der pummelige Erbsenzähler besorgt.
Kuhmichel gab ihm keine Antwort, grinste allerdings noch immer. Er fuhr eine breite Hauptstraße hinab und bog dann

nach links ab. Inzwischen hatten sie das Frankfurter Westend, einen nach wie vor noch recht sauberen und teilweise sogar nobel wirkenden Stadtteil, erreicht und Kuhmichel wunderte sich über die vielen, neuen Autos, die hier überall am Straßenrand standen. Im Westend wohnten eine Menge Leute mit Geld, das wusste jeder.
Zehn Minuten später waren sie am Ziel und sahen das prächtige, weiße Verbindungshaus zu ihrer Rechten. Kuhmichel parkte den Streifenwagen unmittelbar davor und stieg aus, während sein Kollege noch immer leise vor sich hin moserte, da er der Meinung war, dass dies alles reine Zeitverschwendung sei.
Der Bürgersteig war völlig frei von Unrat und Müll und die große Rasenfläche vor dem Verbindungshaus, das wohl noch aus der alten Zeit stammte, sah äußerst gepflegt aus. Keller fluchte im Hintergrund, doch Marvin nickte ihm mit ernstem Blick zu und winkte ihn zu sich.
„Komm jetzt endlich! Und hör mit der albernen Heulerei auf. Vielleicht finden wir ja doch etwas raus“, knurrte Kuhmichel.
„Die Tussi war ein GF Hühnchen. Ja, großartig! Das ist nicht verboten, Marvin“, meckerte Keller und folgte seinem Kollegen widerwillig zum Verbindungshaus.
Kurz darauf standen sie vor einer mit zahllosen Schnörkeln und dem Sternensymbol der Verbindung verzierten, breiten Eingangstür aus polierter Bronze. Kuhmichel sah nach oben und bewunderte für einen Moment die schöne, alte Baukunst des prachtvollen Hauses. So etwas gab es schon lange nicht mehr, dachte er sich.
Keller klingelte bereits Sturm und stemmte die Arme in die Hüften. Er schnaubte wie ein wütender Ochse und schob seine wulstige Unterlippe nach oben. Marvin verdrehte die Augen und musste schmunzeln, als er seinen Partner beobachtete.

Drinnen hörten sie Schritte und dann wurde die protzige Tür zaghaft geöffnet. Ein junger Mann mit rotblondem Haar streckte den Kopf zunächst durch einen Spalt und glotzte Kuhmichel mit blutunterlaufenen, müden Augen an.
„Was ist denn?“, stammelte er genervt.
„Detective Kuhmichel und Detective Keller, Sicherheitskomplex FAM-IV“, erwiderte Ersterer barsch. „Dürfen wir eintreten?“
„Und was wollen sie?“, hakte der junge Mann schnodderig nach. Im gleichen Moment sah man hinter ihm einen schlitzäugigen Typen mit modischer Designerbrille und Pomadenfrisur auftauchen.
„Ohne Durchsuchungsbefehl darf hier keiner rein, Herr Wachmeister“, rief der Kerl lachend.
„Leben wir vielleicht im letzten Jahrhundert, Junge?“, zischte Keller verärgert.
„Gucken Sie doch einfach auf unsere Scanchips. Wir haben nichts Unrechtes getan“, provozierte der rothaarige Student jetzt.
Kuhmichel lächelte ihn mit kaltem Blick an. Er ging einen Schritt vorwärts und riss die Tür auf, während die beiden jungen Männer verschüchtert zurückwichen und sich hinter ihnen einige ihrer Kommilitonen versammelten.
„Ihr zwei habt wirklich schöne, weiße Schneidezähne, meine Lieben! Möchtet ihr die behalten?“, flüsterte Kuhmichel dem Rotschopf und seinem asiatischen Verbindungsbruder mit finsterem Blick zu.
Keller schubste den schlitzäugigen Pomadenigel in der nächsten Sekunde unsanft zur Seite. „So, sind wir uns langsam einig?“
„Ja, keine Panik, Bruder!“, antwortete dieser und hob beschwichtigend die Hände.
„Ich bin nicht dein Bruder, du Schleimkopp. Wenn das so wäre, würde ich meine Eltern verklagen“, grantelte Keller.

„War das jetzt eine rassistische Bemerkung? Sie wissen, dass sie als Polizist derartige Dinge nicht sagen dürfen“, beschwerte sich der Asiate mit der Designerbrille.
„Mongoloide gibt es überall - nicht nur in Asien“, konterte Keller hämisch, während es Kuhmichel allmählich zu bunt wurde.
„Alle Anwesenden holen jetzt sofort ihre Scanchips raus! Schluss mit dem Kindergarten! Los! Los!“, brüllte er und die Studenten gehorchten.
„Habt ihr hier einen Besprechungsraum?“, brummte Keller in Richtung des rotblonden Burschen.
„Ja, erste Etage“, kam zurück.
„Dann werden wir uns dort mal ein wenig unterhalten, Herrschaften“, rief Marvin und hob den Zeigefinger.

Es dauerte nicht lange, da standen die beiden Polizisten 16 jungen Männern gegenüber. Diese waren längst nicht mehr so vorlaut wie am Anfang, nachdem ihnen Kuhmichel noch einmal ein Verhör im Keller des Sicherheitskomplexes FAM-IV angedroht hatte.
„Ihr studiert also alle Global Business Science, wie?“, donnerte Keller und stolzierte wie ein Gockel vor den jungen Burschen auf und ab. „Muss ich das auch erst studieren, bevor ich mir Schleim in die Haare schmieren darf?“
Die Studenten nickten wie aus einem Guss. Kuhmichel, der sich auf einem antiken, mit dunkelgrünem Samt bezogenen Sessel in der Ecke des großen Besprechungsraumes niedergelassen hatte und seinem Kollegen zusah, erhob sich wieder. Mit einem Foto von Jaqueline Teese kam er auf die Jungakademiker zu.
„Die hier war ein sogenanntes „Official GF Chick“? Kann mir einer von euch erklären, was das genau ist?“, fragte er.
„Was meinen Sie mit „war“, Detective?“, wollte einer der Studenten wissen.

„Das Mädel ist tot. Deshalb „war“…“, fuhr Keller dazwischen.
„Warum ist sie denn tot?“, kam von einem der Verbindungsbrüder zurück.
„Bei der nächsten dämlichen Frage gibt es was in die Fresse! Ist das jetzt klar? Kannte einer von euch diese Frau?“, brüllte Kuhmichel und hielt das Foto hoch.
Es folgte betretenes Schweigen. Die beiden Polizeibeamten wurden nun etwas energischer. Kuhmichel packte einen der Studenten am Hals und schrie ihn an: „Du siehst so aus, als würde es in deinem Kopf rattern. Hast du etwas zu sagen?“
„Nein, wirklich nicht…“, jammerte die verängstigte Gestalt und röchelte leise. Marvin stieß ihn zurück.
„Was ist ein „Official GF Chick“? Weiß das keiner vor euch? Müssen wir euch erst alle mal im Keller in die Mangel nehmen, oder was?“, grollte er und wurde angesichts der reichen Söhnchen und dem sie umgebenden Prunk und Protz immer giftiger.
„Naja, das…das…ist so ein Partygirl. Also ein Mädel, das hier mal zu unseren Partys kommt und so…“, stammelte der Rotschopf, der den Beamten die Tür geöffnet hatte.
Kuhmichels graublaue Augen funkelten ihn böse an. „Weiter! Diese Mädels kommen hier in euer schönes Haus und lassen sich flachlegen, ja?“
Der Student antwortete mit einem verschämten Nicken. Seine Kommilitonen starrten auf den Boden und gaben keinen Laut mehr vor sich.
„Aber die war nie hier, richtig?“, schob Kuhmichel nach.
„Kann sein, dass die auch mal auf einer Feier gewesen ist. Hier sind jedes Wochenende Partys…“, tönte es von der Seite.
„Kann sein…kann sein…“, äffte Keller den Studenten nach und gab ihm eine schallende Ohrfeige. „Willst du uns verarschen, du kleines Milchgesicht? War sie hier oder nicht?“

„Ja, ich glaube, ich habe sie schon einmal gesehen. Die war mal mit Steven hier“, meinte ein hagerer Bursche mit zurückgekämmten, schwarzen Haaren.
Kuhmichel grinste und sah an dem Stundenten vorbei. Dann deutete er auf ein Porträt hinter ihm an der dunkelrot gestrichenen Wand des Raumes.
„Wer ist das eigentlich? Der Gründer eures exklusiven Reiche-Söhnchen-Clubs?“, knurrte er.
„Nein, das ist David Rockefeller. Ein großer Mann…“, erwiderte einer der jungen Männer.
„David Rockefeller? Kenne ich nicht. War der auch so eine Schwuchtel wie du?“ Kuhmichel lachte auf.
„Wie auch immer, dieses Mädchen war also die Freundin von einem Steven“, sagte Keller genervt. „Hat dieser Steven auch einen Nachnamen?“
„Ich habe nur gesagt, dass die junge Frau vermutlich einmal mit Steven hier war. Ich meine Steven Weiss. Er heißt Steven Weiss!“, ergänzte der Student und lächelte beschwichtigend.
Kuhmichel drehte sich seinem Kollegen zu und verschränkte die Arme vor der Brust. Jetzt sah er richtig finster und bedrohlich aus.
„Wir brauchen eine Liste aller Mitglieder dieser Verbindung. Und diesen Steven werde ich mir persönlich vornehmen“, brummte er Keller zu.

Am nächsten Tag holten Kuhmichel und Keller Steven Weiss, einen kleinen, dicklichen Studenten, direkt vom Campus der Marc-Zuckerberg-Universität im Stadtzentrum ab und schleppten ihn zum Sicherheitskomplex FAM-IV. Wer Kuhmichel bisher nur für einen gemütlichen Schreibtischhengst gehalten hatte, wurde im Verlauf des folgenden Verhörs eines Besseren belehrt. Weiss, der gerade einmal 23 Jahre alt war und empört auf die „Freiheitsberaubung“

reagiert hatte, wurde nun intensiv befragt, wobei er anfangs wenig Kooperationsbereitschaft zeigte. Er verhielt sich den Beamten gegenüber frech und überheblich und drohte Kuhmichel sogar damit, ihm „richtige Probleme“ zu bereiten, da sein Vater ein einflussreicher Mann mit einer Menge Beziehungen zum Innenministerium des Subverwaltungssektors „Deutschland“ war.
Doch Marvin, der diese reichen Kids schon längst „gefressen“ hatte, zeigte sich davon unbeeindruckt. Keller hingegen wirkte plötzlich recht zurückhaltend und verwies seinen Kollegen auf eventuelle Konsequenzen, wenn man die Sprösslinge einflussreicher Personen zu hart ins Gebet nahm.
„Ich muss hier überhaupt nichts sagen, wenn ich nicht will!“, schrie Weiss Kuhmichel an, was dazu führte, dass die in einem Quarzhandschuh steckende Faust der Polizisten in der nächsten Sekunde sein Nasenbein zertrümmerte.
In den folgenden zehn Minuten war die kleine Betonzelle im Kellergeschoss des Sicherheitskomplexes von dem jämmerlichen Wehklagen des Studenten erfüllt, der im weiteren Verlauf des Verhörs noch drei Zähne verlor und einen Schlüsselbeinbruch davontrug. Wimmernd lag Steven Weiss am Ende in einer Ecke des halbdunklen Raumes und Kuhmichel starrte auf ihn herab.
„Ich war einmal mit dieser Jaqueline auf einer Party und hatte was mit ihr. Ich kannte sie nur flüchtig aus einem Seminar über die Geschichte der Globalisierung. Ansonsten hing sie meistens mit Dave rum“, lamentierte Weiss und spuckte einen Schwall Blut auf den mit hellgrauen Kacheln bedeckten Boden.
„Dave? Dave wer?“, brüllte Kuhmichel und trat dem Studenten mit voller Wucht in den Magen.
„Dave Hirschberger...der ist auch in unserer Verbindung…“, winselte Weiss und hielt sich die Schulter.

„Eigentlich sollte ich ihm noch irgendwas brechen, oder? Was meinst du? Darauf hätte der kleine Wichser hier doch auch schneller kommen können. Was meinst du, Kevin?“
Kuhmichel packte den Studenten an den Haaren und sah ihm in die Augen. „Fällt dir sonst noch etwas ein, Junge?“
„Lass es jetzt gut sein, Marvin. Komm schon!“, mischte sich Keller ein und zog seinen ungestümen Kollegen am Kragen der Uniformjacke zurück.
„Wohnt dieser Dave auch hier in Frankfurt?“, hakte Kuhmichel nach.
Die Jammergestalt unter ihm nickte und fing schließlich an zu weinen wie ein kleiner Junge, den man in einen dunklen Schuppen eingesperrt hatte.
„Dann verpiss dich jetzt! Du darfst gehen!“, sagte Marvin und winkte ab.
Steven Weiss humpelte aus der Zelle heraus und Keller brachte ihn zum Ausgang des Gebäudes. Kuhmichel blieb auf dem langen Korridor stehen, der diesen Abschnitt des Kellergeschosses durchzog, und zog sich die blutverschmierten Handschuhe aus. Mit einem befriedigten Lächeln betrachtete er das schwarze Leser, das einige kleine Macken abbekommen hatte, als es mit den Schneidezähnen des Verbindungsstudenten kollidiert war.
„Manchmal muss das einfach sein“, sagte der Polizist kaum hörbar zu sich selbst und klatschte in die Hände.

Mit aller Kraft versuchte Marvin eine verfaulte Kommode, die jemand vor die Tür gestellt hatte, zur Seite zu wuchten. Schnaufend hob er sie an und zog sie dann auf den mit Müll übersäten Flur der kleinen Wohnung, die von einem entsetzlichen Modergeruch erfüllt war.
Diesmal war er ganz alleine gekommen. Irgendwer hatte im Sicherheitskomplex FAM-IV angerufen und gesagt, dass er eine weitere Leiche gefunden hatte. Kuhmichel war sofort

aus seinem Büro gestürmt, hatte die AGs stehen und liegen lassen und stand nun in einer stockfinsteren Wohnung vor einer verschlossenen Tür, deren rote Lackfarbe schon zum größten Teil abgeblättert war.
Auf dem Boden lag seine Taschenlampe und leuchtete eine Fußleiste an der Wand an. Marvin hatte sie aus der Hand legen müssen, um die sperrige Kommode wegschieben zu können. Nun nahm er die Taschenlampe wieder auf und stellte sich vor die Tür.
„Sie ist hier drin, Herr Polizist!“, hörte er eine krächzende Stimme hinter dem rotlackierten Holz.
Er versuchte sich zu beeilen. In der verdreckten, leerstehenden Wohnung gab es keinen Strom mehr, genau wie im Rest dieses hässlichen Häuserblocks, der nach totem Fleisch und Urin stank. Es war ekelhaft und unheimlich zugleich, doch Kuhmichel unterdrückte das unbehagliche Gefühl in seinem Inneren, denn die Lösung des Falles war wichtiger als sein eigenes Befinden.
„Kommen Sie endlich, Herr Polizist! Sie ist hier!“, krächzte es hinter der verschlossenen Tür.
Marvin trat so fest er konnte gegen das Holz und die morsche Tür bekam einen tiefen Riss in der Mitte. Grimmig donnerte er mit dem Fuß erneut gegen das brüchig gewordene Holz, die gespenstische Finsternis um ihn herum tapfer ignorierend.
Warum er ganz allein in diesen gottverlassenen, stinkenden Wohnblock gegangen war, wusste er nicht mehr. Er konnte sich einfach nicht mehr daran erinnern, aber das war in diesem Moment auch nicht wichtig. Der Fall musste gelöst werden und ihm blieb keine Zeit. Er trat noch mehrmals gegen die Tür bis sie endlich mit einem lauten Krachen in sich zusammenfiel und er den Raum dahinter betreten konnte.
Schlagartig wurde es Marvin plötzlich bewusst, dass er von völliger Dunkelheit und absoluter Stille umgeben war. Er

erschauderte und sein Herz fing auf einmal wie wild zu schlagen an. Dann überfiel ihn eine regelrechte Welle grenzenloser Panik und er versuchte zu schreien, doch eine unsichtbare Hand drückte ihm die Kehle zu.
Hektisch leuchtete Marvin den Raum vor sich aus und der Lichtschein seiner Taschenlampe huschte über ein verrostetes Bett, das in der Mitte des ansonsten leeren Zimmers stand. Auf dem Bett lag eine schon stark verweste Frauenleiche in der typischen Position der Opfer des „Grinse-Killers". Allerdings hing ihr Kopf nach unten, genau wie ihre zerzausten, blonden Haare.
Kuhmichel ging noch einen Schritt vorwärts und leuchtete die Wand hinter dem rostigen Bett an. „Happy Chipped Bitch" stand dort in großen, blutigen Lettern an der vergilbten Tapete.
Zitternd und atemlos vor Angst richtete Marvin den Lichtkegel seiner Taschenlampe wieder auf die tote Frau auf dem Bett, deren Haut eine graue Farbe angenommen hatte. In ihrem Bauch steckte ein großes Messer mit langer Klinge und unter ihrem weißen, zerschnittenen Gewand hatte sich auf der Matratze ein riesiger, dunkelroter Fleck aus getrocknetem Blut gebildet.
Der Detective richtete den Lichtschein seiner Taschenlampe auf den nach unten hängenden Kopf des verwesten Etwas auf dem Bett und ging ängstlich einen Schritt zurück. Irgendetwas wurde mit einem leisen Knacken vom Absatz seines Schuhes zermalmt und Kuhmichel zuckte wie vom Blitz getroffen zusammen.
In diesem Moment hob die Leiche ihren Kopf langsam an. Marvin traute seinen Augen nicht und sein Unterkiefer sank nach unten, während er vor Schreck zur Salzsäule zu erstarren drohte. Das tote Ding drehte ihm den Kopf zu und Kuhmichel sah schließlich direkt in seine grausige, verrottete Fratze. Schmale, ausgetrocknete Lippen entblößten gelb-

liche Zahnstümpfe, verzogen sich zu einem teuflischen Grinsen und glasige Milchaugen richteten ihren Blick auf den panischen Polizisten.
„Loreen!“, schrie Marvin, als er erkannte, wer die Tote war.
Seine Zombiefrau neigte ihren Kopf leicht zur Seite und krächzte: „Lass dir endlich dein Chip implantieren, Schatz!“
In der nächsten Sekunde schoss Marvin wie eine Rakete aus dem Bett und schlug laut schreiend um sich. Der Ellbogen seines rechten Armes traf Loreens Schulter und diese schreckte ebenfalls auf. Verstört sah sie ihren Mann an, der wie ein Verrückter brüllte, als er sie erblickte. Kuhmichel fiel aus dem Bett und riss den kleinen Nachtisch neben sich mit lautem Gepolter zu Boden.

Obwohl sich die zu bearbeitenden AG-Vorlagen inzwischen angehäuft hatten, widmete sich Kuhmichel dem „Grinse-Killer-Fall“ am nächsten Tage mit noch größerer Hingabe. Vielleicht hatten sie diesmal endlich eine erste Spur gefunden, die sie auf die Fährte des Verrückten bringen konnte.
Doch zunächst wollte sich Marvin mit diesem „Dave“ befassen. Inzwischen hatte er bereits die primären Daten auf dem Scanchip des Verbindungsstudenten studiert und auf Myface.com das Profil des jungen Mannes gefunden. „Happy fuckin` Daveboy“ nannte sich dieser hier und der Detective fand den Kerl schon auf den ersten Blick noch unsympathischer als die anderen Mitglieder von „Great Freedom“. David Hirschbergers Scanchip-Foto zeigte einen süffisant grinsenden jungen Burschen mit dunkelbraunem, leicht lockigem Haar und ebenso dunklen Augen, die etwas Hinterlistiges hatten, wie Kuhmichel meinte.
Auf die übliche Pomade im Haar, die bei „Great Freedom“ offenbar Pflicht war, hatte auch Dave nicht verzichtet. Auffällig war die leicht herabhängende Unterlippe des Studenten, die dessen Grinsen in Marvins Augen noch herausfor-

dernder machte. Laut seinem Myface-Profil stand Hirschberger auf alle Arten von „Chicks“, besonders aber auf Blondinen, wie einige seiner Kommentare mehrfach unterstrichen.
Als Kuhmichel jedoch auf die Scanchips der Eltern des jungen Mannes zugreifen wollte, erlebte er eine Überraschung.
„Nicht autorisiert! Zugriff verweigert!“, leuchtete es auf dem Bildschirm auf.
Kuhmichel riss die Augen auf. „Was ist denn jetzt los?“
„Nicht autorisiert! Zugriff verweigert!“
„Nicht autorisiert! Zugriff verweigert!“
Die Meldung kam nach jedem Klick. Verwundert versuchte der Detective anschließend auf die Subdateien von David Hirscherbergers Scanchip zuzugreifen, denn hier konnten die Behörden normalerweise alles Mögliche abfragen - von der politischen Einstellung über die sexuelle Orientierung bis hin zum Kaufverhalten eines jeden Bürgers. Die versteckten Subdateien eines Scanchips, von deren Existenz der gewöhnliche Bürger überhaupt nichts wusste, waren der eigentlich interessante Teil der Datenbank, doch auch hier wurde Kuhmichel der Einlass verwehrt. So etwas war ihm in seiner 14jährigen Dienstzeit noch nie passiert!
„Verdammt! Ich glaube, das System spinnt!“, stieß der Polizist aus und sah hilfesuchend zu Keller am gegenüberliegenden Schreibtisch herüber.
„Wovon redest du, Marvin?“, antwortete dieser.
„Ich komme nicht mehr ins Subdatenverzeichnis von diesem David Hirschberger - und auf die Scanchips seiner Familienmitglieder kann ich überhaupt nicht zugreifen!“
„Das kann nicht sein. Du sitzt an einem Polizeirechner und natürlich haben wir die Befugnis sämtliche Dateien zu lesen. Rede doch keinen Quatsch. Vermutlich hast du dich nur vertippt!“

Kuhmichel klickte erneut. „Nicht autorisiert! Zugriff verweigert!“
„Nein, es geht nicht!“, schimpfte er.
Kevin Keller kam zu seinem Schreibtisch herübergelaufen und versuchte zu helfen. Doch auch er war schnell mit seinem Latein am Ende, obwohl er die üblichen Tücken des riesigen Datensystems noch besser kannte als sein Kollege. Die beiden versuchten es noch eine Viertelstunde lang und gaben dann frustriert auf.
„Das muss ein Fehler im Programm sein. So etwas ist mir auch noch nie passiert. Keine Ahnung, was da los ist“, murmelte Keller und trottete dann wieder zu seinem Rechner zurück.
Am Ende wussten nicht einmal die IT-Experten im Sicherheitskomplex FAM-IV, wie die Sperrung umgangen werden konnte. Es ging einfach nicht und das „Warum“ konnte nicht ergründet werden.
Marvin war mittlerweile stinksauer und hätte den Computer am liebsten aus dem Fenster geworfen. Doch er besann sich schnell darauf, dass er noch eine Menge Arbeit auf dem Schreibtisch liegen hatte und bearbeitete schließlich wieder seine AG-Vorladungen. Inzwischen war er zeitlich ganz schön in Verzug geraten.
Am nächsten Morgen war Detective Kuhmichel noch vor seinem Kollegen Keller im Büro und saß bereits am Rechner, als dieser gähnend den Raum betrat. Das war in den letzten Monaten selten vorgekommen. Sofort packte er seinen Partner am Arm und zerrte ihn von seinem Schreibtisch weg.
„Wir besuchen jetzt diesen David Hirschberger! Scanchipdateien hin oder her, wir werden schon etwas über den Burschen rausfinden“, sagte Kuhmichel voller Tatendrang, während ihn Keller missmutig anstarrte.

„Ich denke, wir haben Wichtigeres zu tun, Marvin“, wehrte sich der Kollege und schüttelte seine Hand ab.
Bevor Marvin noch etwas antworten konnte, wurde er durch das Dröhnen des allgemeinen Dienststellenalarms unterbrochen. An der Zimmerdecke hatte eine rote Lampe zu blinken begonnen und der gesamte Sicherheitskomplex FAM-IV wurde vom einschneidenden, schrillen Lärm der Sirenen erfüllt.
„Großalarm in der Innenstadt! Mall Wrecking auf der Zeil! Alle Beamten sofort zu den Rüstkammern!“, schallte es aus dem Lautsprecher auf dem Gang.
„Och, neee…“, stöhnte Keller und hielt sich verzweifelt den Kopf.
„Mall Wrecking auf der Zeil! Alle Beamten sofort zu den Rüstkammern! Prioritätsstufe Alpha!“
Kuhmichel und Keller sprinteten augenblicklich den langen Korridor herunter und rannten dabei beinahe einige ihrer Kollegen über den Haufen, die gleichzeitig aus ihren Büros gestürmt waren.
„Mehrere Hundert Personen nehmen die Central City Shopping Mall und die anderen Einkaufszentren auf der Zeil auseinander! Kam eben über Funk!“, brüllte ein breitschultriger Polizist durch das Chaos und stieß Kuhmichel einfach zur Seite.
„Verfluchter Mist!“, zischte dieser und folgte den anderen.
Fast die gesamte Belegschaft des Sicherheitskomplexes FAM-IV rückte wenig später geschlossen aus. Alle Beamten steckten in schweren Körperpanzern, trugen Maschinengewehre und wurden sofort von einer Reihe von Großtransportern in Richtung Innenstadt gebracht. Dort ginge es verdammt heiß her, warnten die Kollegen vor Ort über Funk immer wieder. Kuhmichel und Keller waren von diesem unerwarteten Einsatz alles andere als begeistert.

„Mall Wrecking“ - dieser Begriff stammte ursprünglich aus England und bedeutete so viel wie „Einkaufszentren plattmachen“. Mit anderen Worten war es eine Mischung aus Zerstörungsorgie und groß angelegtem Plünderungszug. Im Zuge des schrittweisen Wegfalls des Sozialsystems im Sektor „Europa-Mitte“ hatten derartige Krawalle in den letzten Jahren stetig zugenommen und es kam mittlerweile immer häufiger vor, dass Shopping Malls von riesigen Horden ausgehungerter und verwahrloster Gestalten geplündert und verwüstet worden.
Die ersten Fälle von Mall Wrecking hatte es vor etwa 20 Jahren im Londoner Eastend, einem inzwischen völlig in Anarchie und Gewalt versunkenen Ghetto, gegeben. Im Jahre 2046 waren solche Überfälle in den Ballungsgebieten fast schon an der Tagesordnung, obwohl die meisten Einkaufszentren inzwischen durch bewaffnete, private Wachleute beschützt wurden. Doch selbst das hielt die „Wrecker“ kaum noch davon ab, sich das zu nehmen, was sie sich nicht mehr leisten konnten. Manche von ihnen, beispielsweise die Obdachlosen, von denen es in Frankfurt Zehntausende gab, hatten nichts mehr zu verlieren und riskierten sogar ihr Leben, um an Nahrung, Kleidung und andere lebenswichtige Dinge zu kommen.
Weiterhin hatten einige Gangs aus Sektorbürgern nichteuropäischer Herkunft das „Mall Wrecking“ bereits professionalisiert. Sie griffen in großer Zahl und gut organisiert an, wobei sie äußerst brutal gegen jeden vorgingen, der sie am Eindringen in ein Einkaufszentrum zu hindern versuchte.
Diese Dinge wusste sowohl Kuhmichel als auch jeder seiner Kollegen. Sie konnten sich auch vorstellen, dass es unschön werden würde, wenn sie gleich aus ihren gepanzerten Transportern heraussprangen und sich einer wütenden Masse von „Mall Wreckern“ gegenübersahen. Kuhmichel hatte bereits einige Plünderungskrawalle mitgemacht, doch

was ihn heute erwartete, konnte er sich nicht einmal im Ansatz vorstellen.

Mall Wrecker und reiche Leute

„Feuererlaubnis wird gleich erteilt! Alle Ziele sind dann frei!“, schallte es aus dem Minifunkgerät in Kuhmichels Helm.
Der breitschultrige Polizist, der in seinem schweren, blauschwarzen Körperpanzer äußerst respekteinflössend aussah, spähte über die Straße, sprintete dann ein Dutzend Meter geradeaus und lugte am Heck eines demolierten Kleinwagens vorbei. Nervös entsicherte er sein Sturmgewehr und hielt für einen Moment inne.
Die große Frankfurter Einkaufsstraße, die ihren alten Namen „Zeil“ noch immer beibehalten hatte, war mit brüllenden Menschenmassen verstopft. Allein vor dem Haupteingang der riesigen Central City Shopping Mall drängten und schoben sich Hunderte Plünderer vorwärts und versuchten irgendwie in das Gebäude einzudringen. Drinnen, in dem mehrstöckigen Konsumtempel, musste bereits die Hölle los sein, dachte sich der Detective.
Die gepanzerten Polizisten rückten vor, während ihnen bereits Pflastersteine und Brandsätze entgegengeschleudert wurden. Vom Dach des Einkaufszentrums begannen jetzt einige Plünderer zu schießen oder selbstgemachte Bomben hinab auf die Straße zu werfen. Kuhmichels Herz hämmerte vor Aufregung und er hatte Probleme Luft zu holen. Am liebsten hätte er einfach diesen engen Helm vom Kopf gerissen, doch das wäre keine gute Idee gewesen.
„Weiter vorrücken und ausschwärmen!“, kam der Befehl und Marvin kroch hinter eine umgestürzte Mülltonne.
Irgendwo neben ihm klatschte ein Molotov-Cocktail auf das Straßenpflaster und eine Stichflamme schoss in die Höhe. Er schloss die Augen und versuchte sich für einen Moment auf das zu konzentrieren, was gleich kommen würde.

„Bewegung abgeschlossen! Ziele anvisieren!“, meldete der Truppführer.
Als wollten die Plünderer auf diesen Satz antworten, schrieen sie wüste Verwünschungen in Richtung der Polizeibeamten und bewarfen sie mit allem, was sie in die Finger bekommen konnten, während die bewaffneten Mall Wrecker auf dem Dach des Einkaufszentrums wie wild johlten und die Beamten zu treffen versuchten.
„Eine solche Masse habe ich noch nie gesehen, Marvin“, hörte Kuhmichel die besorgte Stimme eines Kollegen neben sich.
„Ganz ruhig bleiben! Die hauen gleich schon ab“, gab dieser zurück, obgleich er tief im Inneren keineswegs ruhig und gelassen war.
„Stürmen! Ziele sind jetzt frei!“, schallte es in der nächsten Sekunde aus dem Helmfunk.
Sofort eröffneten Dutzende von Polizisten das Feuer und mähten eine Gruppe zornig brüllender Obdachlosen nieder. Die Menschenmenge vor dem Haupteingang der Central City Shopping Mall stob mit lautem Geschrei auseinander und die gepanzerten Beamten rückten in Schützenlinie vor.
Kuhmichel hatte bereits selbst ein paar Schüsse abgegeben, doch er hatte in die Luft geschossen, in der Hoffnung, dass sich die Plünderer nun zurückzogen. Seine Kollegen hatten weniger Erbarmen mit den verwahrlosten Gestalten gezeigt, die hier die Straße verstopften, und direkt einige von ihnen über den Haufen geschossen. Gefährlicher waren jedoch die Mall Wrecker auf dem Dach des Einkaufszentrums, die bereits selbst zwei Polizisten niedergestreckt hatten.
Die Beamten rannten weiter vorwärts, während sich die schreiende Masse langsam auflöste und die Plünderer in alle Richtungen davonrannten. Kurz darauf war der Eingangsbereich des Einkaufszentrums freigeräumt und Kuh-

michel stieg über einige Tote, die im Weg lagen. Teilweise waren es Gangmitglieder oder Obdachlose und manchmal auch ein Wachmann, dem man den Schädel eingeschlagen oder die Kehle durchgeschnitten hatte.
In der großen Halle im Erdgeschoss des riesigen Einkaufspalastes trafen die Beamten auf weitere Plünderer, die verzweifelt versuchten aus dem Gebäude herauszukommen und ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Kuhmichel sprang zur Seite, als die ersten Mall Wrecker auf einige seiner Kollegen schossen und drei von ihnen getroffen zusammenbrachen. Offenbar hatten zumindest die Mitglieder der Wreckergangs keineswegs vor sich einfach verhaften zu lassen.
„Verpisst euch, ihr Hurensöhne!“, brüllten sie am Ende einer langen Rolltreppe, die zur nächsten Etage führte, und schossen wie wild um sich.
Schließlich griffen die Plünderer mit lautem Gebrüll an und strömten schreiend aus den verwüsteten Ladenlokalen heraus. Viele von ihnen schwangen Knüppel und Eisenstangen und schienen zu allem entschlossen zu sein.
Kuhmichel ging hinter einem großen Blumenkübel aus Beton in Deckung und feuerte drauf los. Seine Salve schlug in einem Mob wütender Angreifer ein und blutige Wolken spritzten auf. Seine Kollegen waren derweil schon weiter vorgerückt und mähten mit ihren Sturmgewehren jeden nieder, der ihnen über den Weg lief. Als Kuhmichel am Eingang eines hellerleuchteten Bekleidungsgeschäftes vorbeihuschen wollte, sprang plötzlich ein riesenhafter, dunkelhäutiger Mann hinter einem Kleiderständer hervor. Er brüllte wie von Sinnen und schwang eine Machete. Entsetzt drehte sich Marvin um, doch es war schon zu spät, um das Sturmgewehr noch einsetzen zu können.
Der Plünderer trat ihm mit voller Wucht gegen den Brustpanzer und Kuhmichel wurde nach hinten geschleudert, um im nächsten Augenblick gegen einen Wühltisch voller Woll-

socken zu krachen. Verstört versuchte er wieder auf die Beine zu kommen, als die blitzende Klinge der Machete schon auf sein Helmvisier zuraste und mit einem lauten Knirschen darin stecken blieb.
„Ich bring dich um, du Drecksbullenschwein!“, grollte der schwarzhäutige Riese und riss die Klinge seiner Waffe wieder aus Kuhmichels Helm, um zu einem weiteren Schlag auszuholen.
Doch der Beamte kam ihm zuvor. Blitzartig zückte er seine Pistole und schoss dem Plünderer in die Brust. Dieser stieß ein leises Röcheln aus und taumelte nach hinten, während sich Marvin vor Schmerzen stöhnend aufrichtete und dem Mann noch einen Kopfschuss verpasste. Ohne einen Laut von sich zu geben, sackte das Gangmitglied zusammen und Marvin atmete erleichtert auf.
„Einfach schön bei „Cool Wear“…“, murmelte Kuhmichel geistesabwesend, als er das in diesem Moment sichtbar gewordene, von der Ladendecke herunterhängende Werbeschild betrachtete und den Spruch darauf las. Nun war das Schild, das eine freundliche lächelnde junge Frau zeigte, mit einigen dunkelroten Spritzern verziert.

Der Plünderungszug der Gangmitglieder und Obdachlosen hatte sich in eine regelrechte Schlacht verwandelt. Inzwischen war die erste Etage des riesigen Shoppingcenters gesichert und überall lagen Tote herum. Das Wasser des Springbrunnens, der die glücklichen Kunden der Mall im Zentrum der ersten Einkaufspassage erfreuen sollte, hatte sich mittlerweile rot gefärbt und ein alter Mann mit einem langen, ungepflegten Bart trieb mit dem Gesicht nach unten im Wasser.
Kuhmichel sah sich verstört um und musste sich eingestehen, dass er in seiner gesamten Dienstzeit noch nie ein Szenario erlebt hatte, dass man hiermit vergleichen konnte.

Alles war außer Kontrolle geraten. Das Einkaufszentrum war zu einem Schlachthaus geworden.
Wo sich Keller gerade aufhielt, wusste er nicht. Und auch sonst waren die meisten seiner Kollegen schon in der oberen Etage, wo sie nach und nach sämtliche Gangmitglieder eliminierten.
Marvin hastete die Stufen einer stillstehenden Rolltreppe hoch und rannte durch die inzwischen schon ebenfalls von der Polizei zurückeroberte, zweite Etage des Einkaufszentrums. Schließlich fand er auch Keller, der sich den Helm vom Kopf gerissen hatte und schweißüberströmt auf einer Sitzbank hockte.
„Wir haben es so gut wie geschafft. Oben auf dem Dach sind noch etwa ein Dutzend Gangmitglieder, aber das erledigen die anderen“, schnaufte der rundliche Beamte und sah Kuhmichel an.
Dieser nahm nun ebenfalls seinen Helm vom Kopf und betrachtete dessen Visier, das durch den Machetenhieb zersplittert war.
„Was war denn los?“, wollte Keller wissen und deutete auf den beschädigten Helm.
„Beinahe hätte mich so ein Bastard erwischt. Aber ich habe ihm vorher den Schädel weggeschossen“, knurrte Kuhmichel.
„Richtig so! Eine andere Sprache versteht dieser Abschaum ohnehin nicht“, meinte Keller.
„Und? Auch welche erwischt?“, fragte Kuhmichel mit zynischem Unterton.
„Ja, zwei oder drei oder mehr. Ich habe einfach jeden abgeknallt. Wenn die Sache so ausartet wie heute, bleibt einem ja nichts mehr anderes übrig“, gab der Kollege zurück.
Marvin ließ sich erschöpft neben seinem Partner nieder und ließ seinen Blick durch die verwüstete Einkaufspassage schweifen. Etwa ein Dutzend Meter zu seiner Linken lag ein

alter, vollkommen abgemagerter Obdachloser in einem blutgetränkten, dunkelbraunen Trenchcoat im Eingang von „Speed Burgers“. Vor der Theke des Schnellrestaurants lagen zwei weitere Leichen. Es waren zwei noch recht junge Männer unbekannter Herkunft. Einer der beiden hatte wohl einen vollen Feuerstoß aus einem Sturmgewehr abbekommen. Zumindest ließ das, was von seinem Gesicht noch übrig war, darauf schließen.
„Das hier kann nicht normal sein. Soll mir doch keiner erzählen, dass das schon immer so gewesen ist. Das sind keine normalen Verhältnisse mehr…“, murmelte Kuhmichel schließlich leise vor sich hin, während ihn Keller fragend ansah und sich an seinem Schnauzbart kratzte.

„Schießerei unter Kriminellen in der Innenstadt“ hatten die Lokalnachrichten nach dem Blutbad auf der Zeil gemeldet. Damit war die Sache auch schon abgehakt gewesen. Genaue Opferzahlen wurden nicht genannt. Kuhmichel jedoch, der sich nach dem Gemetzel den offiziellen Einsatzbericht noch einmal durchgelesen hatte, wusste es besser. Genau 93 Plünderer und 6 Beamte hatten das Mall Wrecking und seine blutigen Folgen nicht überlebt. Einen derartigen Einsatz hatte der Detective noch nie erlebt - und das sollte etwas heißen. Marvin hatte in seinen 14 Jahren bei der Frankfurter Polizei nämlich schon eine Menge gesehen und war selbst im Laufe der Jahre immer abgestumpfter und brutaler geworden. Aber dieser Einsatz war dann doch noch um einiges schlimmer gewesen als alles bisher erlebte.
Abgesehen von dem Schock, den diese Operation in seinem Inneren hinterlassen hatte, wurde es Kuhmichel nun auch zum ersten Mal bewusst, dass die Medien die Sache einfach bagatellisierten oder nur in einigen Nebensätzen erwähnten. Es hatten sich nicht irgendwelche Kriminellen gegenseitig beschossen, sondern die Polizei hatte wie ein

Berserker dazwischengeschlagen und die Sache war am Ende völlig außer Kontrolle geraten.
Sicherlich hatten jene, die bestimmten, was in den Zeitungen stand und im Fernsehen gesendet wurde, die Order, die Sache nicht allzu sehr „aufzubauschen“, um die gewöhnlichen Bürger und Konsumenten nicht zu verunsichern, doch diesmal ging die Vertuschung für Kuhmichel entschieden zu weit. Ja, sie entsetzte ihn regelrecht und ließ ihn zum ersten Mal an den Dingen zweifeln, die ihm täglich gezeigt und erzählt wurden.
Mit einer Mischung aus Enttäuschung, Verstörung und tiefer innerer Erschöpfung ging er schließlich zu Jürgens und bat um eine Woche Auszeit. Er fühle sich einfach nicht gut, sagte er, und offenbar war er nicht der einzige Beamte im Sicherheitskomplex FAM-IV, dem es so ging.
Der Chef genehmigte den Sonderurlaub glücklicherweise und Marvin verbrachte die nächsten Tage zu Hause auf dem Sofa und versuchte sich irgendwie zu sammeln. Die Central City Shopping Mall, das beliebteste Ausflugziel von Loreen und ihm in ihrer knapp bemessenen Freizeit, war jetzt erst einmal für ein paar Tage geschlossen. Aber dorthin zog es Kuhmichel ohnehin nicht mehr. Nein, diesen Ort sollte er von nun an meiden und er beschloss, auch in Zukunft nie wieder in die Mall zu gehen.

„Und warum ist die Mall jetzt zu, Marvin?“, wollte Loreen wissen. „Wegen der Schießerei dieser Kriminellen?“
„Es war keine Schießerei zwischen ein paar Kriminellen. Es war ein regelrechter Aufstand. Hörst du mir denn nie zu?“, gab Kuhmichel ungehalten zurück.
„Aber in den Nachrichten haben sie von einer Schießerei zwischen einigen kriminellen Subjekten vor der Mall gesprochen. Was stimmt denn jetzt?“

„Ich war dabei, Loreen!“ Marvin regte sich immer mehr auf und donnerte mit der Faust so heftig auf den Küchentisch, dass die Teller und Tassen darauf rasselten. Seine Frau zuckte zusammen.
„Schatz, bitte! Jetzt ist aber gut!“, sagte sie.
„Nein! Ist es nicht! Diese verdammte Mall wurde von Hunderten Obdachlosen und Gangmitgliedern gestürmt. Die haben da geplündert, was sie finden konnten, und einige der Angestellten und Sicherheitsleute verletzt oder gar getötet. Und dann kamen wir. Schwer gepanzert und mit dem Befehl, die ganzen Plünderer einfach über den Haufen zu schießen, wenn sie sich nicht freiwillig verhaften ließen. Natürlich hat sich so gut wie keiner von denen verhaften lassen, was bedeutete, dass wir den Feuerbefehl bekommen haben und es dann richtig rund ging. Es war ein Gemetzel mit fast 100 Toten und keine kleine Schießerei zwischen ein paar Ghettotypen, Loreen.“
„Wenn das wirklich so schlimm gewesen wäre, dann hätten sie das auch in den Nachrichten erwähnt, Marvin. Ich glaube, dass deine Phantasie manchmal mit dir durchgeht“, meinte Loreen.
„Wie bitte? Glaubst du mir etwa nicht?“, schrie Marvin wütend.
„Fast 100 Tote? Das wäre doch in den Nachrichten erwähnt worden, wenn es wirklich stimmen würde“, meinte seine Frau.
Kuhmichel sprang auf und stieß dabei mit den Oberschenkeln gegen den Tisch, der mit einem Quietschen zur Seite gerückt wurde.
„Die verdammten Nachrichten waren falsch, Loreen! Sie haben gelogen! Kapier das doch endlich!“, brüllte er.
Loreen stand auf und hob den Zeigefinger. Ihr Blick wirkte jetzt beinahe mitleidig und sie strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht.

„Was ist in letzter Zeit eigentlich los mit dir? Du bist mir manchmal unheimlich, Marvin“, sagte sie. Dann schlug sie ihrem Mann vor, dass er sich noch ein wenig mehr Urlaub nehmen sollte.
„Ich brauche keinen verdammten Urlaub!“, wetterte Kuhmichel. „Ich…ich weiß nur, dass sie in den Nachrichten eindeutig gelogen haben. Und das ist nicht das erste Mal, dass mir so etwas auffällt. Das ganze Gemetzel in der Mall ist einfach totgeschwiegen worden. So glaube mir doch!“
„Und warum sollten sie die Leute anlügen? Was haben sie denn davon?“, fragte Loreen ungläubig.
„Denkt doch mal nach!“, schrie Marvin mit sich überschlagender Stimme.
„Worüber denn?“, kam zurück.
„Über diese ganze Sache! Niemand würde mehr in die Mall gehen, wenn die Leute wüssten, was dort wirklich passiert ist. Deshalb haben sie gelogen!“
Loreen winkte ab. „Jetzt reg dich wieder ab und iss endlich dein Brötchen. Ist doch eigentlich auch egal, oder?“
„Nein! Es ist nicht egal, Schatz! Dieser Wahnsinn hat Methode. Fällt dir das eigentlich nicht auf?“, knurrte Marvin und setzte sich schließlich wieder an den Küchentisch.

Das Erste, was Detective Kuhmichel nach seiner einwöchigen Erholungspause in Angriff nahm, war sich seinen Kollegen Kevin Keller zu schnappen und mit ihm zu David Hirschberger zu fahren. Den jungen Mann, den er unter allen Umständen verhören wollte, hatte Marvin nicht vergessen. Im Gegenteil, inzwischen war ihm der „Grinse-Killer-Fall“ zu einer echten Herzensangelegenheit geworden.
So fuhren die beiden Polizisten hinaus, an das andere Ende der Mainmetropole, um David Hirschberger in seinem Haus aufzusuchen. Es war noch früh am Morgen, als sie den noblen Vorort, in dem der junge Mann wohnte, erreichten. Um-

so näher sie der Adresse, die auf Hirschbergers Scanchip stand, kamen, umso mehr erhöhte sich die Anzahl prunkvoller Villen und Herrenhäuser zu beiden Seiten der Straße. Als sie schließlich am Ziel waren, fielen den beiden Beamten fast die Augen aus den Köpfen.
„Das muss es sein!“, sagte Keller ungläubig und deutete auf eine riesenhafte Villa.
„Mein Gott! Wer wohnt denn hier? Sieh dir diese Hütte an!“, stieß Kuhmichel aus und drückte sich die Nase an der Scheibe der Beifahrertür platt.
Sie parkten den Streifenwagen am Straßenrand, stiegen aus und gingen einen langen Weg hinauf, der über eine große Rasenfläche führte. Überall standen weiße Marmorgebilde, die irgendetwas darstellen sollten. Was sie aber genau abbildeten, konnte sich Marvin nicht erklären. Vermutlich war das so etwas wie diese „moderne Kunst“, dachte er sich.
Kurz darauf standen sie vor einer hohen, weißen Mauer, die die Riesenvilla vom Rest der Welt abschottete. Zahllose kleine Überwachungskameras waren oben auf der Mauer angebracht worden und drehten sich den beiden Polizisten mit einem leisen Summen zu, als sich diese einem massiven Portal aus Gusseisen näherten. Kuhmichel und Keller blickten sich fragend an. Keiner von ihnen wusste so richtig, was er zu der ganzen Sache halten sollte.
„Ich habe noch nie ein so riesiges Haus gesehen. Das ist keine Villa mehr - das ist schon fast ein Schloss“, flüsterte Keller ehrfürchtig und betrachtete das mit roten Ziegeln bedeckte Dach des Gebäudes.
„Theodor Hirschberger…“, murmelte Marvin und deutete auf das Namensschild neben dem Portal.
„Das dürfte wohl der Vater des Burschen sein“, meinte Keller.

Kuhmichel drückte auf die Klingel unter dem Namensschild und brummte nachdenklich. Sein Kollege knackte derweil mit den Fingern - das tat er immer, wenn er nervös war - und wartete angespannt. Nach etwa einer Minute schallte eine schrille Frauenstimme aus der Sprechanlage neben dem Tor. „Was kann ich für Sie tun?“
„Detective Kuhmichel und Detective Keller, FAM-IV. Bitte öffnen Sie!“, antwortete Marvin und zog die Augen misstrauisch zu einem Schlitz zusammen.
„Worum geht es denn?“, erwiderte die Frauenstimme.
„Öffnen Sie die Tür!“, wiederholte Kuhmichel energisch.
Einige Sekunden lang herrschte Schweigen. Dann knackte die Sprechanlage wieder. „Sie müssen mir erst sagen, worum es geht. Ich habe die Anweisung, niemanden auf das Gelände zu lassen.“
„Wir sind nicht irgendwelche Bettler, sondern Polizisten vom Sicherheitskomplex FAM-IV. Öffnen Sie jetzt endlich das Gatter!“, drängelte Keller.
„Es tut mir leid, aber Herr und Frau Hischberger haben mir die Anweisung erteilt, niemanden auf das Gelände zu lassen“, kam zurück.
Kellers Pausbacken blähten sich auf und er fuchtelte mit der rechten Hand vor der Kamera neben dem Portal herum. Dann hüpfte er auf der Stelle auf und ab.
„Wir sind Polizisten! Öffnen Sie sofort dieses verfluchte Tor!“, rief er.
„Es tut mir leid, meine Herren!“, sagte die Frau und ein leises Knistern verriet, dass sie die Sprechanlage ausgestellt hatte.
„Das…das gibt es doch nicht“, schimpfte Keller, während seinem Kollegen die Kinnlade nach unten fiel.
„Wimmelt die uns einfach ab, als wären wir zwei herumstreunende Penner“, brummte Kuhmichel.

Keller klingelte noch einmal Sturm, doch es kam keine Reaktion mehr.
„Und jetzt?“, knurrte er seinem Partner zugewandt.
„Die Mauer ist viel zu hoch, um einfach drüber zu klettern. Und womöglich haben diese reichen Säcke auch noch ein paar scharfe Wachhunde. Keine Ahnung, was wir jetzt tun sollen…“
Keller machte auf dem Absatz kehrt und trottete laut fluchend wieder zurück in Richtung des Streifenwagens. Marvin kam ihm hinterher und noch immer fehlten ihm die Worte. So etwas war weder ihm noch seinem Kollegen jemals zuvor passiert. Normalerweise hatte kein gewöhnlicher Bürger den Schneid, einfach zwei Polizeibeamte wie einen Schwarm lästiger Schmeißfliegen abzuwimmeln.

Nach dem Dienst setzte sich Marvin erst einmal ins Wohnzimmer und sah für eine halbe Stunde fern. Doch die ganze Zeit über nagte der Ärger über das unverschämte Verhalten dieser Frau in der Villa wie ein Wurm an seinen Eingeweiden. Es war unglaublich, was sich diese Person erlaubt hatte. Da kam die Polizei und sie machte einfach die Tür zu!
„Die wird sich noch verwundern…“, dachte er sich und schaltete dann den Fernseher aus, um eine zusammenklappbare Leiter aus der Garage neben seinem beschaulichen Reihenhaus zu holen. Damit konnte er über diese Mauer klettern, die die schlossähnliche Villa vom Rest der Welt abschottete. Er würde denen schon zeigen, was Sache war, grummelte Kuhmichel vor sich hin und trug die Leiter schließlich zu seinem Auto.
Um 20.17 Uhr kam Loreen endlich nach Hause und meinte nach einer flüchtigen Begrüßung, dass sie sich erst einmal eine Stunde ins Bett legen wollte, weil sie so erschöpft war. Marvin nickte lediglich und setzte sich dann in die Küche,

um dort vor sich hin zu brüten und zu warten bis es draußen dunkel wurde.
Kurz nach 23.00 Uhr, als Loreen wieder einmal vor der Fernsehkiste saß, ging er wortlos aus dem Haus und fuhr mit seinem Auto zur Villa der Hirschbergers. Er stellte das Fahrzeug im Schutze einiger großer Büsche am Straßenrand ab und zog die Leiter heraus, um sie dann im Gestrüpp zu verstecken. Anschließend fuhr er wieder davon, nachdem er noch einen wütenden Blick auf die sich hinter der hohen, weißen Mauer erhebende Villa geworfen hatte.
„Morgen komme ich wieder, gute Frau!“, sagte er mit einem listigen Grinsen und verschwand wieder in der Nacht.

Am nächsten Tag machte sich Detective Kuhmichel ohne seinen Kollegen Keller auf den Weg zur Villa der Familie Hirschberger. Als er den Streifenwagen in einiger Entfernung des prunkvollen, schlossähnlichen Gebäudes in einer Nebenstraße abstellte, konnte er sich ein bösartiges Grinsen nicht verkneifen. Jetzt sollten ihn diese arroganten Schnösel erst einmal kennenlernen. Und für den Fall, dass sie Wachhunde hatten, trug Marvin eine massive Anti-Riot-Rüstung und eine durchgeladene Automatikpistole.
„Wollen wir doch mal sehen, ob die gleich auch noch so eine große Schnauze haben“, zischte er in sich hinein und näherte sich schnellen Schrittes dem Anwesen der Hirschbergers.
Schließlich zog er die zusammenklappbare Leiter unter dem Busch hervor und schleppte sie in Richtung der weißen Mauer, die die Villa wie ein Festungswall umgab. Leise pfeifend stellte er sie auf und kletterte dann die Sprossen hinauf. Die Mauer war mindestens 2,50 hoch und als er oben angekommen war, sah er sich einigen messerscharfen Eisenspitzen gegenüber, die bedrohlich in die Höhe ragten. Mehrere Überwachungskameras drehten sich ihm mit ei-

nem leisen Summen zu und Kuhmichel nahm seine Mütze vom Kopf und grüßte den Mann oder die Frau hinter dem Monitor irgendwo in dem Riesengebäude mit einem sarkastischen Lächeln.
Daraufhin widmete er sich den scharfen Eisenspitzen, denn auch an sie hatte er gedacht. Kuhmichel zog einen kleinen Handschneidbrenner aus der Hosentasche und beseitigte die Hindernisse innerhalb weniger Minuten. Ein paar abgesägte Eisenspitzen fielen hinter der Mauer ins Gebüsch. Anschließend vollzog der Polizist einen letzten Kletterakt, um dann mit einem Satz in die Tiefe zu springen. Mit einem dumpfen Geräusch landete er auf dem hellgrünen Rasen hinter der Mauer und rannte auf den Eingang der Villa zu. Dort hämmerte Kuhmichel an die Tür aus dunklem Eichenholz, die mit zahllosen kleinen Verzierungen und Goldbeschlägen überzogen war.
„Aufmachen! Sofort!“, brüllte er aus voller Kehle. „Sonst komme ich durch eines der Fenster - das verspreche ich Ihnen!“
Eine völlig entsetzte Frau mittleren Alters mit einem eingefallenen, schmalen Gesicht und weißgrauen Haaren öffnete die Tür und starrte den gepanzerten Polizisten zornig an.
„Haben Sie den Verstand verloren?“, keifte sie.
Kuhmichel musterte grinsend die hagere Gestalt, die in einem grauen Geschäftsanzug steckte.
„Verschwinden Sie sofort von diesem Grundstück!“, kreischte die Dame.
Der Detective schubste sie unsanft zur Seite und riss die Eingangstür auf. Dann drehte er sich zu der Frau um und grollte: „Verarschen Sie mich nicht noch einmal, Gnädigste! Scanchip raus! Los!“
Verschüchtert ging die Dame einen Schritt zurück. „Sie haben kein Recht sich so aufzuführen…“

„Geh mir nicht auf die Nerven, du verklemmte Ziege, sonst werde ich gleich mal richtig sauer. Scanchip raus! Letzte Warnung!“
Sie gehorchte und überreichte Marvin wortlos und mit trotzigem Blick den Datenträger. Der Polizist scannte die Daten mit einem kleinen Lesegerät und sagte dann: „Mathilde Spielreim…aha…“
„Und?“, zischte sie zurück.
„Ich muss mich in dem Haus umsehen. Es geht um wichtige Ermittlungen“, brummte er und betrat die pompöse Eingangshalle der Villa. Verblüfft sah sich der Polizist um und stieß schließlich ein lautes Schnaufen aus.
„Meine Herren!“, murmelte er, als er die weißen Marmorsäulen, die bunten Wandteppiche und die prachtvollen Gemälde überall betrachtete. Hinter ihm baute sich die Frau in dem grauen Geschäftsanzug auf und stemmte ihre knochigen Arme in die Hüften.
„Sie können hier nicht einfach eindringen! Das ist gegen das Gesetz! Herr Hirschberger wird ihnen die Hölle heiß machen, darauf können Sie Gift nehmen!“, fauchte sie.
„Ich bin das Gesetz. Sehen Sie diese Uniform? Ja? Also halten Sie den Mund. Wo ist David Hirschberger?“
„Er ist nicht da!“, antwortete Frau Spielreim.
„Aber er wohnt auch in dieser Villa, richtig?“
„Ja!“
„Wo wohnt er denn genau?“
Sie presste ihre schmalen Lippen zusammen und sah Kuhmichel mit einem finsteren Blick aus ihren grüngrauen Augen an.
„Das wird Konsequenzen für Sie haben! Verlassen Sie sich darauf!“
Kuhmichel lachte die Dame verächtlich an. „Sollen wir mal einen Ausflug zum Sicherheitskomplex machen und uns dort in Ruhe im Keller unterhalten?“

„Er wohnt im Anbau hinter dem Haus. David wohnt hinten im Anbau“, antwortete die Frau hastig.
„Und wo ist er jetzt?“
„Er ist zur Uni gefahren…“
„Und wo sind seine werten Eltern?“
„Sie sind nicht da!“
„Und wo sind sie?“
„In New York!“
„In New York. Wie schön!“, knurrte Kuhmichel und funkelte Frau Spielreim wütend an. „Zeigen Sie mir den Anbau, wo David Hirschberger wohnt.“
„Sie haben aber überhaupt keine Befugnis…“, wandte die Frau noch einmal ein, während Marvin einen Schritt auf sie zukam.
„Ein blöder Spruch noch, einmal noch eine Bemerkung, dass ich keine verdammte Befugnis habe, du Klappergestell, dann geht es ab zum Sicherheitskomplex. Und dann wird es sehr, sehr unschön. Haben Sie das jetzt endlich kapiert?“, schrie er sie an.
Mit einem kaum hörbaren Grummeln stiefelte Frau Spielreim los und winkte den Beamten zu sich. Sie führte ihn einen langen Gang hinunter und schließlich durch die halbe Villa. Kuhmichel folgte ihr schweigend und bewunderte insgeheim die ihn umgebende Pracht. Ein Haus, das so prunkvoll ausgestattet war, hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Überall standen prächtige Vasen und Büsten auf Marmorpodesten zu beiden Seiten des Ganges und die Wände waren mit Bildern und Porträts verschiedenster Art geschmückt. Das meiste, was auf den Bildern dargestellt wurde, ergab in Kuhmichels Augen allerdings keinen Sinn. Wirre Farbkombinationen und Symbole - offenbar diese „moderne Kunst“, die die reichen Schnösel so sehr liebten.
Nachdem sie einige große Räume voller Möbel und Garnituren, die so aussahen, als wäre jedes einzelne Stück davon

schon teurer als Kuhmichels winziges Reihenhaus, durchquert hatten, kamen sie zu einem weiteren breiten Gang an dessen Ende eine verschlossene Tür war. Frau Spielreim öffnete sie augenblicklich und starrte Kuhmichel dann voller Verachtung an.
„Sie waren soeben in der Villa und nun führe ich Sie auch noch in den Anbau, wo Herr Hirschberger Junior wohnt“, erklärte sie. „Dann sind Sie hoffentlich zufrieden, haben genug gesehen und verschwinden endlich wieder, nicht wahr?“
„Lassen Sie das gefälligst meine Sorge sein, Gnädigste“, giftete Kuhmichel zurück.
Sie betraten ein riesenhaftes Wohnzimmer, in dessen Mitte eine Sitzgarnitur stand, die mit hellbraunem Leder überzogen war. In die gegenüberliegende Wand war ein überdimensionaler Flachbildschirm eingelassen worden. Kuhmichel staunte und kratzte sich am Hinterkopf.
„Sie bleiben jetzt genau hier stehen und warten bis ich mich umgesehen habe. Das kann allerdings eine Weile dauern. Und anschließend schaue ich mir noch einmal die Villa an. Ich will wissen, wo die Computer in diesem Haus stehen. Alle Computer!“, sagte der Polizist.
„Ich kann Sie nicht in den Büroraum von Herrn Hirschberger lassen. Das ist mir streng verboten worden“, antwortete die Frau und wurde kreidebleich.
„Mir ist es aber nicht verboten worden und ich sehe mich hier so lange um, wie ich es für nötig halte“, murrte Kuhmichel.
„Nein!“ Sie hob die Hände und wirkte plötzlich regelrecht panisch. „Nein, ich bin hier nur angestellt. Lediglich die Sekretärin des Herrn Hirschberger. Es ist strengstens verboten…nicht in das Büro…das kommt nicht in Frage…“
Kuhmichel hielt sich den Kopf und stöhnte genervt. „Jetzt geht das schon wieder los! Gute Frau, nehmen Sie mal an,

dass sie ganz allein in dieser schönen Villa sind und vor Ihnen steht ein gewalttätiger Polizist mit zunehmend schlechter Laune in einem Anti-Riot-Panzer. Glauben Sie wirklich, dass Sie da realistische Chancen haben, ihren Willen durchzusetzen?“
Mathilde Spielreim sagte nichts mehr und blieb nur wie angewurzelt in der Mitte des Wohnzimmers stehen. In ihrem Blick mischten sich Abscheu, Wut und nicht zu übersehende Angst.
Allein der Anbau der Villa, in dem David Hirschberger wie ein König residierte, war mindestens drei mal so groß wie Kuhmichels eigenes Haus. Die eigentliche Villa, die seinem Vater Theodor Hischberger gehörte, war noch viel größer und obwohl Detective Kuhmichel ganze sechs Stunden lang den Anbau durchsucht und sämtliche Schränke und Schubladen durchwühlt hatte, war ihm nichts in die Finger gekommen, was im Bezug auf den „Grinse-Killer-Fall“ hätte nützlich sein können.
Zu guter Letzt kopierte er noch sämtliche Daten auf David Hirschbergers Computer und ging dann - trotz Frau Spielreims lautem Protest - ins Büro seines Vaters, um auch dort das Gleiche zu tun. Wenig später verschwand er wieder und ließ die verstörte Verwalterin, die inzwischen einen Nervenzusammenbruch erlitten hatte, in der riesenhaften Residenz zurück.
Jetzt hoffte Kuhmichel, dass er im Meer der kopierten Daten doch noch einen dicken Fisch finden würde. Allerdings war die Datenmenge gewaltig und es würde eine Weile dauern, sie komplett auszuwerten.

Keep Smiling

Am nächsten Morgen schob der Detective die Datenschachtel, so nannte man das kleine, rechteckige Etwas, in seinen Dienstcomputer und begann sofort mit der Arbeit. Die vielen Automatisierten Gerichtsverfahren, die mittlerweile in der Warteschleife standen, ignorierte er an diesem Tag. Keller ließ ihn in Ruhe und kümmerte sich um seinen eigenen Bürokratiekram. Allerdings hatte er sich köstlich amüsiert, als ihn Kuhmichel gestern Abend noch auf dem Handy angerufen und ihm von seinem Besuch in der Villa erzählt hatte.
„Studienplan 2046…“, murmelte Kuhmichel, schüttelte den Kopf und klickte die Datei weg. Er hatte beschlossen sich zuerst mit den Daten zu beschäftigen, die er auf der Festplatte von David Hirschbergers Computer gefunden hatte.
Die nächsten drei Stunden vergingen wie im Flug. Kuhmichel klickte sich durch zahllose Ordner und Bildergalerien. Von David Hirschbergers Seminarprotokollen des letzten Semesters bis hin zu seinen Urlaubsfotos huschte alles Mögliche über den Bildschirm. Nichts davon war jedoch für den Fall von Bedeutung.
„Morgen werde ich den Kerl selbst verhören. Vielleicht bringt uns das ja mehr“, sagte Kuhmichel enttäuscht und sah zu seinem Kollegen herüber.
Dieser nickte ihm wortlos zu und tippte dann weiter vor sich hin. Zuletzt suchte Marvin nach irgendwelchen versteckten Dateien, in der Hoffnung, vielleicht doch noch etwas Interessantes zu finden. Das Programm zeigte nach einigen Sekunden nicht weniger als 47 Ordner an, die als „versteckt“ markiert waren.
Bevor sich Kuhmichel über die Ordner hermachte, um sie zu durchsuchen, erinnerte er sich daran, dass seine Versu-

che, einen Fernscan von David Hirschbergers Festplatte zu machen, alle im Vorfeld gescheitert waren. Er hatte weder auf die Subdateien seines Scanchips noch auf die Festplatte seines Rechners zugreifen können, weil das System ihm immer den Zugriff verweigert hatte. Im Falle seines Vaters und seiner Mutter schienen deren Scanchips noch nicht einmal im allgemeinen System gelistet zu sein. Das war mehr als seltsam, dachte sich Kuhmichel, während er sich nachdenklich auf die Unterlippe biss. Was waren diese Hirschbergers bloß für Leute?
Schließlich klickte der Polizeibeamte einige der soeben aufgerufenen Ordner an und erblickte ganze Sammlungen von Pornobildern. Von Sado-Maso bis hin zu Schwulenpornos hatte der junge David überall umfangreiche Bildbände angelegt. Einer der Ordner trug auch den Namen „GF Fucking" und zeigte ein paar seiner Kommilitonen, die es ihm Zuge einer berauschenden Party im Verbindungshaus mit diversen Frauen trieben.
„Die haben ja ihren Spaß…", brummte Kuhmichel und wollte die Datensammlung schon schließen, als ihm ein Ordner am unteren Bildschirmrand mit dem Namen „Keep Smiling" ins Auge stach.
Müde von der stundenlangen Arbeit und genervt von der Tatsache, dass die ganze Durchsuchungsaktion offenbar vollkommen sinnlos gewesen war, klickte er auf den Ordner, um in der nächsten Sekunde zusammen zu zucken.
Hastig öffnete er das erste Bild der Galerie und riss dann die Augen auf, während sein Mund zu einem staunenden Loch wurde. Auf dem Bildschirm grinste ihn das Gesicht einer jungen Frau an…

David Hirschberger hatte im Ordner „Keep Smiling" nicht weniger als 486 Fotos zusammengetragen. Es waren die Fotos seiner Opfer. Der Student hatte insgesamt zwölf ver-

schiedene Frauen fotografiert. Vier seiner Opfer hatte die Polizei bereits gefunden. Manchmal hatten die jungen Mädchen noch gelebt und weinend und flehend in die Kamera geschaut, als er sie abgelichtet hatte. Auf anderen Fotos hatten sie schon das klassische, gespenstische Grinsen mit Hilfe eines Tackers verpasst bekommen, nachdem sie schon tot gewesen waren. Ansonsten hatte Hirschberger auch alle möglichen Details seiner blutigen Taten festgehalten und die jungen Frauen in den unterschiedlichsten Stadien ihres Martyriums fotografiert.
Angesichts dieser Beweislast war die Sache klar und David Hirschberger wurde noch am gleichen Abend verhaftet und in Untersuchungshaft gesteckt. Nun wartete er in einer Verhörzelle im Keller des Sicherheitskomplexes FAM-IV auf den weiteren Verlauf der Dinge.
Kuhmichel und Keller waren natürlich dabei gewesen, als man den Studenten aus seiner schönen Villa herausgezerrt und zu einem Polizeiauto geschleift hatte. Hirschberger selber hatte keinerlei Widerstand geleistet, obwohl das Kuhmichel insgeheim sehnlichst gehofft hatte, und hatte weder eine Miene verzogen noch ein einziges Wort zu den Beamten gesagt. Er hatte Kuhmichel und die anderen Polizisten lediglich mit eiskaltem Blick angestarrt und ansonsten alles über sich ergehen lassen.
Jedenfalls war der Fall jetzt gelöst und Marvin fiel ein Stein vom Herzen. Der wahnsinnige „Grinse-Killer“ war endlich dingfest gemacht worden und in einem Fall wie diesem war die Todesstrafe so gut wie sicher.
„Ich würde dir gerne persönlich die Giftspritze in den Arsch rammen, du Stück Scheiße!“, hatte Kuhmichel dem jungen Mann am Abend seiner Verhaftung noch ins Ohr geflüstert und sich nur schwer zurückhalten können, ihn nicht auf der Stelle zu erwürgen.

Keller und auch allen anderen Beamten, die an dem Einsatz teilgenommen hatten, war es nicht viel anders ergangen. Doch David Hirschberger hatte nicht einmal reagiert und Detective Kuhmichel nur kurz angesehen und genickt, als hätte er diese Aussage zur Kenntnis genommen.

Es war bereits 9.30 Uhr. Kuhmichel war noch immer etwas verwundert aufgrund der Tatsache, dass er heute Morgen noch nichts über die Verhaftung des „Grinse-Killers“ im Radio gehört hatte. Hatten das diese Typen von den Medien etwa noch nicht mitbekommen? Die Nachricht war doch gestern Abend noch in den Presseverteiler eingespeist worden. Der Detective konnte sich darauf einfach keinen Reim machen und wurde zunehmender wütender.
Jetzt stand er mit Keller und drei weiteren Polizisten vor der massiven Stahltür der Gefängniszelle, hinter der David Hirschberger auf sie wartete.
„Ich habe auch noch nichts gehört. Ist schon seltsam“, meinte Keller und sah Kuhmichel verdutzt an.
„Da haben wir diesen Drecksack endlich erwischt und die erwähnen es nicht einmal in den Morgennachrichten! Das ist doch nicht normal“, regte ich Marvin auf und strich sich aufgeregt durch die Haare.
Plötzlich kam Chef den langen Korridor heruntergerannt und ruderte mit den Armen. Er lief direkt auf Kuhmichel zu und hob den Zeigefinger.
„Hören Sie zu!“, schnaufte er außer Atem. „Wenn Sie gleich da reingehen, werden Sie ihn weder bedrohen noch zusammenschlagen. Keine Gewalt, Kuhmichel. Das gilt auch für die anderen. Irgendwas stimmt an der Sache nicht…“
„Wie bitte? Soll ich diesem perversen Scheißhaufen vielleicht sanft über den Kopf streicheln, oder was?“, zischte Marvin ungläubig.

„Verhören Sie ihn, aber tun Sie ihm nichts. Das mit den gesperrten Scanchipdaten und so weiter ist bedenklich. Das ist kein gewöhnlicher Fall. Also halten Sie sich erst einmal zurück bis wir mehr wissen“, antwortete Jürgens energisch.
„Ich verstehe nicht, worauf Sie hinauswollen, Chef“, mischte sich Keller ein.
Der ergraute Leiter des Sicherheitskomplexes tippelte nervös auf der Stelle herum und wirkte stark verunsichert. „Ich habe da so ein komisches Gefühl. Ich kann es aber nicht erklären. Tun Sie ihm bitte nichts. Befragen, aber nicht zusammenschlagen. Haben Sie das verstanden?“
Marvin nickte verärgert und schloss die Zellentür auf, ohne Jürgens noch eines Blickes zu würdigen. Er murmelte eine kaum hörbare Verwünschung und starrte mit grimmigen Blick auf den auf einer Pritsche in der Ecke liegenden Gefangenen herab. Die anderen Beamten folgten ihm und sahen sich fragend an. Sicherheitskomplexleiter Jürgens machte sich hingegen wieder auf den Weg zu seinem Büro in der sechsten Etage.
„Und? Gut geschlafen?“, knurrte Kuhmichel den Studenten an und hatte Mühe sich zurückzuhalten.
Am liebsten hätte er dessen Schädel sofort an der grauen Betonwand gegenüber zerschlagen. Hirschberger sah ihn mit ausdrucksloser Miene an und nickte.
„Auf die Pritsche setzen und Fragen beantworten!“, befahl Keller. Der Gefangene tat, was die Polizisten sagten, und starrte ins Leere.
Kuhmichel baute sich vor ihm auf, beugte sich dann ein wenig herab und sah ihm in die Augen. „Hast du diese schrecklichen Dinge allein getan?“
Hirschberger antwortete mit einem Achselzucken, während Marvin schon die Faust ballte, bis ihm wieder einfiel, was der Chef angeordnet hatte.

„Kannst du auch reden, du Wichser?“, grollte einer der anderen Beamten.
„Ja!“, murmelte der Student und fing plötzlich an zu grinsen.
„Dann beantworte die verdammte Frage! Hast du diese Taten allein begangen?“
„Welche Taten?“, fragte Hirschberger im Gegenzug.
Kuhmichel schmunzelte bösartig und stand kurz vor einem Tobsuchtsanfall. „Komm uns jetzt besser nicht so, Bursche!“
„Wie?“, kam zurück.
„Verarsch uns nicht!“
„Mache ich nicht…“
„Also beantworte die Frage!“
„Kann ich nicht…“
„Deine Festplatte war voll mit den Fotos deiner Opfer. Es sind nicht nur vier, sondern offenbar sogar zwölf Frauen, die du umgebracht hast. Die Beweise sind erdrückend. Was soll der ganze Quatsch denn noch, Junge?“, schrie Keller dazwischen.
„Was soll was?“, konterte Hirschberger frech und funkelte den untersetzten Beamten mit seinen dunklen Augen an.
„Normalerweise hättest du jetzt schon die Fresse dick!“, brummte Kuhmichel drohend.
„Normalerweise…“, wiederholte der Student.
„Ja!“
„Aber dann doch nicht, oder wie?“, sagte er.
Die Polizisten murmelten durcheinander und sahen sich dann verdutzt an.
„Wie kommen die Fotos der Opfer auf deinen Rechner?“, versuchte es Marvin noch einmal.
„Welche Fotos?“, wollte David Hirschberger wissen und schob die Augenbrauen nach oben.
„Willst du uns verarschen?“, wetterte Kuhmichel und hielt dem Stundenten die Faust unter die Nase.

„Tun Sie das besser nicht…“, riet ihm Hirschberger ungerührt.
„Aber warum hast du das getan? Und was meintest du mit „Happy Chipped Bitch“?“, hakte Keller verzweifelt nach.
Hirschberger stand von der Pritsche auf und drückte sich den Rücken durch. Gelangweilt gähnte er vor sich hin und musterte die ihn umringenden Polizisten.
„Was der Mörder dieser armen, jungen Frauen mit „Happy Chipped Bitch“ meint, wollen Sie wissen? Nun, ich vermute, dass er darauf hinweisen wollte, dass diese Frauen Implantationschips getragen haben. Sie waren gechippte, fröhliche Sklavenfotzen. Sicherlich hat der Mörder das mit diesem seltsamen Spruch ausdrücken wollen“, sagte der Student.
„Und deshalb hast du sie umgebracht?“, brüllte Kuhmichel außer sich.
„Wie kommen Sie in diesem Kontext auf mich?“, gab Hirschberger unbeeindruckt zurück.
„Und die Fotos auf deinem Rechner? Wie sind die denn auf deinen verdammten Rechner gekommen? Kannst du uns das vielleicht sagen?“
Der Gefangene klatschte in die Hände und sah die Beamten mitleidig an. „Es tut mir wirklich Leid für Sie, meine Herren, aber ich kann mir das auch nicht erklären…“

Dass der „Grinse-Killer“ endlich gefasst worden war - oder zumindest der „mutmaßliche“ Serienmörder - wurde in den Medien überhaupt nicht erwähnt. Es wurde in den Zeitungen des Verwaltungssektors „Europa-Mitte“ kein einziges Wort darüber geschrieben und auch im Fernsehen oder im Radio wurde Kuhmichels grandioser Fahndungserfolg komplett totgeschwiegen. Marvin konnte sich das alles nicht erklären und diesmal wunderten sich selbst seine Kollegen. Ansonsten wurde doch über jeden Mist berichtet, sinnierte Marvin vor sich hin, und fand einfach keine Antwort.

Manchmal kam in den Morgennachrichten, dass irgendein Filmstar Blähungen hatte, aber über die Verhaftung eines so widerlichen Massenmörders wie den „Grinse-Killer“ wurde überhaupt nicht berichtet. Außerdem war die Sache mehr als eindeutig und der Fall für Detective Kuhmichel bereits so gut wie gelöst.
In den folgenden Tagen versuchte Marvin den Studenten wieder und wieder zu verhören und an neue Informationen zu kommen. Manchmal ging er während der Dienstzeit einfach hinunter ins Kellergeschoss des Sicherheitskomplexes, schloss die Zellentür auf und fragte Hirschberger aus. Doch alle seine Bemühungen liefen ins Leere. Jürgens hatte ihm noch einmal ausdrücklich befohlen, den jungen Mann nicht anzurühren, und Kuhmichel musste sich an diese ihm völlig unverständliche Anweisung halten.
Nach einer Weile beantwortete David Hirschberger eine jede Frage der Detectives grundsätzlich mit einer hämischen Gegenfrage und trieb diesen dadurch fast in den Wahnsinn.
Mittlerweile saß der Verdächtige schon seit zwei Wochen in der kleinen Arrestzelle im Kellergeschoss des Sicherheitskomplexes. Marvin bemühte sich seit einigen Tagen den jungen Mann einfach zu ignorieren, so wie man versucht, den eigenen Fußpilz nicht zu beachten. Aber im Hintergrund seines Verstandes war der dunkelhaarige Student mit dem undurchdringlichen Blick immer vorhanden und ließ dem Polizisten keine Ruhe. Selbst in seinen Träumen tauchte er auf und quälte ihn mit seinen ständigen Gegenfragen, so dass der Beamte am Ende selbst der Verhörte war und sich als Angeklagter fühlte.
Der ganze Fall Hirschberger blieb schließlich in der Schwebe und ein Gerichtsprozess war bisher nicht einmal in Aussicht. Das alles war dermaßen merkwürdig, dass Marvin überhaupt nicht mehr wusste, was er dazu noch sagen soll-

te. Nach den anderen acht Opfern - wenn die Fotos denn alle echt waren - wurden auch nicht mehr gesucht und Jürgens bemühte sich in auffälliger Weise, seine Kollegen Kuhmichel und Keller mit einer riesigen Menge von gewöhnlichen AGs zu überhäufen, um sie von dem gewissenlosen Mörder im Kellergeschoss abzulenken.
Das glaubte Marvin jedenfalls und sein Kollege Keller schien es ähnlich zu sehen. Doch die beiden Beamten wurden wie üblich nicht nach ihrer Meinung gefragt und mussten Dienst nach Vorschrift machen. Es gab eine Menge Schreibkram zu erledigen und gelegentlich ging es auch mal raus, um den einen oder anderen Bürger zu verhaften oder irgendwo in Frankfurt und Umgebung für Ordnung zu sorgen.

Der Frust der letzten Tage quälte Kuhmichel noch immer und er konnte auch in dieser Nacht nicht richtig schlafen, obwohl er eine grenzenlose, innere Erschöpfung fühlte. Dennoch kam sein Geist nicht zur Ruhe und als Loreen bereits im Bett lag und es schon beinahe Mitternacht war, schlich er ins Arbeitszimmer und setzte sich dort an seinen Rechner.
Kurz darauf surfte er ein wenig im Internet und sah sich ein paar Angebote bei Ebuy, dem großen Online-Marktplatz, an. Dann schloss er den Browser wieder und betrachtete für einen Moment die Decke des kleinen Zimmers.
„Die Festplatte seines Vaters…“, kam es ihm auf einmal in den Sinn und er beschloss, einen Blick auf die Daten, die er auf Theodor Hirschbergers Computer gefunden hatte, zu werfen.
Bisher hatte er sie ignoriert. Es würde vermutlich nicht viel bringen, sie sich anzusehen, aber schaden konnte es auch nicht, dachte sich Kuhmichel. Er holte die Datenschachtel aus dem Sicherheitskomplex, schob sie in eine Öffnung,

wartete kurz, bis sie vom Arbeitsprogramm seines Rechners erkannt worden war, und klickte dann gähnend vor sich hin. Marvin stieß ein nachdenkliches Brummen aus. Vielleicht würde er ja doch noch einige interessante Dinge finden, mit denen er diesen Drecksack im Keller von FAM-IV endgültig festnageln konnte.
Mit ausdrucksloser Miene betrachtete Kuhmichel die vielen Ordner, die den gesamten Bildschirm ausfüllten, und öffnete schließlich das erste Dokument mit dem Namen „Sitzungsprotokoll Nr. 11“. Er hatte einfach irgendeine Datei ausgewählt. Marvins Augen flogen über die Zeilen auf dem Bildschirm seines Rechners, während er sich nachdenklich am Kopf kratzte.
„Was ist denn das für ein Zeug?“
Er las einige Sätze, die er nicht verstand, und schloss das Dokument schließlich wieder, um sofort ein anderes zu öffnen. Dieses trug den Namen „Agenda 2044-2064“. Es waren mehrere hundert Seiten. Marvin stutzte und blätterte wild umher.
„…Dezimierung der Bevölkerung in Afrika und Ostasien um mindestens 4,5 Milliarden Subjekte soll nicht nur durch „ODV“, sondern auch durch umfangreiche…“
Marvin brummte verstört, als er diese Zeilen las. Dann sprang er auf eine andere Seite.
„…wird angenommen, dass die Grundsubstanz dieses Volkes noch in einem bedrohlichen Ausmaß vorhanden ist, was es notwendig machen wird, eine verstärkte „multiethnische Erziehung“ der Jugend in Ländern wie der Slowakei oder Ungarn voranzutreiben…“
Kuhmichel klickte eine weitere Seite an und las leise vor:
„….die Aktivierung der Nano-Giftkapsel durch Fernzündung führt zum sofortigen Tod des registrierten Subjektes. Bruder Schechter hat in der Arbeitsgruppe darauf hingewiesen, dass nach der Zwangsregistrierung der Bevölkerung von

„Europa-Mitte“ und „Amerika-Nord“, die bis zum Jahre 2060 komplett abgeschlossen sein soll, eine Aussortierungsaktion politisch unzuverlässiger Personen per Scanchipaktivierung erfolgen sollte, die den Zeitraum von 5 Jahren nicht überschreitet. Der „Rat der 13“ hat diesen Vorschlag angenommen. Bruder Schechter hat von etwa 30 bis 40 Millionen Subjekten in „Europa-Mitte“ gesprochen, die durch Scanchipaktivierung liquidiert werden sollen. In „Amerika-Nord“ etwa 35 Millionen - ohne Subjekte, die bereits in GSA-Internierungslagern sind usw.
Es ist wichtig, nicht nur Subjekte mit politisch gefährlichen Tendenzen zu beseitigen, sondern vor allem auch die Bevölkerungsteile, die wir als „Intelligenzschicht“ der jeweiligen Völker bezeichnen können, betonte Bruder Schechter in diesem Kontext. (Vergleiche dazu Menschentypen und Intelligenz-Gefährlichkeits-Quotient auf S. 203)…“
Kuhmichel schob die Augenbrauen nach oben. „Worum geht`s hier eigentlich?“
Auf Seite 203 las er: „…die verschiedenen Menschentypen lassen sich nach Intelligenz, kultureller und zivilisatorischer Begabung, Erfindungsgabe und Organisationsfähigkeit wie folgt einteilen…“
Marvin murmelte während des Lesens beständig vor sich hin. „…Nordid-europider Typus (Typ E1), hohe angeborene Durchschnittsintelligenz und Zivilisationsfähigkeit, Leistungsmensch, arbeitswütig, Erfindertypus, Grübler, Philosoph, sehr gehorsam (weil im Grunde gutgläubig), Hang zu Depressionen, Elite-Arbeitssklave.
Einstufung: Der für uns gefährlichste Typus (Klassifikation Alpha 1), aufgrund der hohen Geistesbegabung und überdurchschnittlichen Erfindungs- und Organisationsgabe.“
Der verdutzte Beamte blätterte zur nächsten Seite und schüttelte den Kopf. „…Mongolisch-asiatischer Typus (Südchinesischer Typus, A3). Mittlere Intelligenz, kann Techno-

logie verstehen und teilweise nachbauen, hohe Vermehrungsrate, biologisch sehr anpassungs- und widerstandsfähig (vgl. ODV-Überlebensrate von immerhin 9% bei diesem Typus!), kaum Erfindungsgabe.
Einstufung: Mittlere Gefahrenklasse. Nur gefährlich, wenn er angeführt und organisiert wird.
Mongolisch-asiatischer Typus (Mandschurischer Typus, A4). Mittlere bis hohe Intelligenz, kann Technologie gut verstehen…“
Kuhmichel schloss das Dokument und schwieg. Er wusste einfach nicht, was er von diesen für ihn völlig unverständlich klingenden Dingen halten sollte. Doch die Neugierde brannte inzwischen so stark in seinem Hirn, dass er sofort ein weiteres Dokument öffnete.
Hier ging es um die Zwangsregistrierung mit den neuen Implantationsscanchips. Marvin sah sich Statistiken, Graphiken und Tabellen an und seine Kinnlade fiel nach unten. In den nächsten Jahren sollte sich kein Bürger des Weltstaates dem implantierten Scanchip mehr entziehen können, so das Schriftstück.
Kuhmichel sprang zum nächsten Dokument und studierte einen niedergeschriebenen Vortrag über einen geplanten Krieg gegen den Nationenbund der Rus und eine damit verbundene Medienkampagne im Vorfeld des Konfliktes.
„Strategische Ziele für Atomwaffen (rote Markierung). Vermutliche Bevölkerungsverluste nach nuklearem Erstschlag etwa 60 Millionen Subjekte in Russland, Weißrussland und der Ukraine (vgl. Schaubild „Urbane Zentren und Bevölkerungsverteilung im Nationenbund der Rus). Vermutliche Bevölkerungsverluste nach zweitem Atomangriff mit etwa 200-400 Langstreckenraketen…“
Marvin hielt sich den Kopf. „Mein Gott, wer hat dieses Zeug denn geschrieben?“, stieß er entgeistert aus.

Als Verfasser des letzten Protokolls, das er sich angesehen hatte, wurde „Arbeitskreis Delta – Rat der 300“ angegeben. Der Polizist schaltete den Rechner aus und lehnte sich von leichten Kopfschmerzen gepeinigt in seinem Stuhl zurück. Was waren das für seltsame Dokumente, Schriftstücke und Protokolle, die sich mit schrecklichen Dingen befassten, über die Marvin noch niemals zuvor in seinem Leben nachgedacht hatte? Rat der 300? Rat der 13? Was zur Hölle hatte das zu bedeuten?
Nachdem er sich eine Viertelstunde vom anstrengenden Lesen erholt hatte, schaltete er den Computer wieder an und durchforstete weiter die Daten, die er sich von Theodor Hirschbergers privatem Rechner besorgt hatte.
Schließlich fand er auch eine lange Namensliste der Mitglieder dieses ominösen „Rates der 300“ und noch eine weitere Liste, auf der 12 Namen standen. Das war der „Rat der Weisen“ oder „Rat der 13“. Hierbei schien es sich um die absolute Führungsinstanz dieser seltsamen Organisation zu handeln, die in irgendwelche Logen und „Räte“ eingeteilt war. Kuhmichel war überfordert.
„Diese Mitgliederliste untersteht der strengsten Geheimhaltung und ist nur für Ratsmitglieder mit Sondergenehmigung bestimmt! Diese Sondergenehmigung kann nur von einem der 13 erteilt werden“, stand unten, am Rande der beiden Namenslisten.
Offenbar hatte Theodor Hirschberger, als Mitglied des „Rates der 300“, eine derartige Sondergenehmigung erhalten. Marvin konnte sich auf all diese Dinge keinen Reim machen. Eines aber wusste er: Diese Dokumente durfte ein gewöhnlicher Sektorbürger wie er auf keinen Fall zu Gesicht bekommen.

Kuhmichel hatte in dieser Nacht noch schlechter als sonst geschlafen und wurde an jenem Morgen von ungewöhnlich

heftigen Atemproblemen gequält. Ab und zu drückte er sich auf den Bauch, in der Hoffnung, dadurch besser Luft holen zu können. Doch meistens wurde es dadurch nur noch schlimmer und unangenehmer.
Er schlang ein belegtes Brötchen hinunter, während er den Computer auf seinem Schreibtisch hochfuhr und darauf wartete, dass das Arbeitsmenü sichtbar wurde. Leise schmatzend drehte er den Kopf zur Tür des Büroraumes, als der Chef hereinkam.
„Guten Morgen!“, sagte der Sicherheitskomplexleiter.
„Guten Morgen, Herr Jürgens“, antworteten Kuhmichel und Keller im Chor.
„Ein paar AGs sind von ihnen fehlerhaft bearbeitet worden und das System hat sie zurückgewiesen. Bitte die Fehler beheben, Herr Kuhmichel“, bemerkte Jürgens und überreichte dem Detective eine Liste.
„Ja, kümmere mich drum…“, brummte dieser wenig begeistert.
„Subversive Aussagen am Arbeitsplatz, Herr Stefan Dröse…auch noch einmal gründlich nachbearbeiten…die Themensignatur wurde nicht angeklickt“, erklärte Jürgens und gab Keller einen weiteren Zettel.
Der untersetzte Beamte nickte und verdrehte die Augen. „Habe ich das vergessen?“
„Ja, sonst wäre der AG-Vorgang wohl längst im System, oder?“, erwiderte der Chef trocken.
„Sonst noch was?“, fragte Kuhmichel.
„Nein, der Rest ist in Ordnung. Ach, übrigens, Detective, ihr ganz spezieller Freund aus dem Kellergeschoss ist seit einer Stunde wieder auf freiem Fuß“, schob Jürgens nach.
„David Hirschberger?“ Marvin riss die Augen auf.
„Ja, das Verfahren ist auf Anweisung des Innenministeriums eingestellt worden. Heute Morgen rief mich der Vater von dem Burschen an und hat sich bitter über Sie beschwert. Es

wird wohl ein Disziplinarverfahren gegen Sie geben, aufgrund des unerlaubten Eindringens in das Wohnhaus der Hirschbergers."
„Was?", stieß Kuhmichel aus.
„Theodor Hirschberger hat mich am Telefon regelrecht zur Sau gemacht. Inzwischen weiß ich auch, wer der Mann ist", sagte Jürgens.
„Ich kann das nicht glauben! David Hirschberger ist wieder freigelassen worden?", rief Marvin verstört.
„Wir haben nicht genug gegen ihn in der Hand. So lautet die Beurteilung des Innenministeriums. Da kann ich auch nichts tun", verteidigte sich der Chef und wirkte, als ob er selbst nicht an seine eigenen Worte glaubte.
„Nichts in der Hand?" Jetzt sprang sogar Kevin Keller von seinem Stuhl auf und hielt sich den Kopf.
„Theodor Hirschberger ist im Vorstand von „Global Electronics", falls Ihnen das etwas sagt, meine Herren", fügte Jürgens hinzu.
„Dieser Konzern, der die Implantationsscanchips herstellt?", kam von Keller.
„Ja, genau. Der Mann ist da ein sehr hohes Tier. Ist es richtig, dass sie Daten von seinem privaten Computer gestohlen haben?" Der Sicherheitskomplexleiter sah mit ernster Miene auf Kuhmichel herab.
„Aber Chef, das machen wir doch immer so! Ich habe lediglich eine Kopie auf eine Datenschachtel gezogen", erwiderte der Polizist.
„Nun, da der Fall ja jetzt abgeschlossen ist, bitte ich Sie, diese Daten wieder umgehend zu löschen. Haben Sie die Schachtel hier? Dann kann ich das auch gleich erledigen", sagte Jürgens.
Kuhmichel schüttelte den Kopf. „Nein, die ist bei mir zu Hause. Ich bringe sie Morgen mit und dann können Sie sie haben."

„Vergessen Sie das bloß nicht, Kuhmichel! Die Sache duldet keinen Aufschub! Ich habe Herrn Hirschberger versprochen, die Angelegenheit so schnell es geht zu bereinigen."
Jetzt fehlten Marvin endgültig die Worte und er nickte seinem Vorgesetzten lediglich verstört zu. Zugleich wurde es ihm in diesem Augenblick bewusster denn je, dass hier etwas oberfaul war.

So wütend hatte Loreen ihren Mann noch nie erlebt und zunächst sagte sie keinen Ton, während Marvin durch die Küche tigerte und vor sich hin wetterte.
„Nichts in der verfluchten Hand! Das hat Jürgens tatsächlich zu mir gesagt! Wir hätten ja nichts in der Hand gegen diesen perversen Wichser!", schrie er und ballte die Faust.
Loreen schwieg und klammerte sich an der Tischplatte fest. Marvin stampfte wie ein schnaubender Bulle - im wahrsten Sinne des Wortes - auf sie zu und fletschte die Zähne.
„Ich würde diesem „Dave" am liebsten den Schädel wegballern! Die Sache ist doch absolut eindeutig! Die Fotos auf seinem Rechner, die Fotos seiner ganzen Opfer! Und dann haben wir nichts in der Hand, wie?"
„Und diese Fotos sind wirklich von ihm?", wagte Loreen zu fragen, um dann von Kuhmichels aufblitzenden, graublauen Augen fixiert zu werden.
„Was? Was ist mit den Fotos? Hä?", knurrte er in Richtung seiner Frau.
„Vielleicht…", sagte Loreen leise.
„Vielleicht hat der verdammte Weihnachtsmann die Fotos heimlich auf Hirschbergers Festplatte kopiert. Ja, natürlich! Das wird es sein!", keifte der Detective.
„Jürgens wird schon wissen…", versuchte es Loreen erneut.
„Halt endlich die Schnauze!", brüllte Marvin. „Gucke deine dämlichen Soaps! Du bist so gutgläubig und dusselig, dass ich manchmal kotzen könnte!"

Sie starrte ihn verärgert an. „Vielen Dank, Schatz!“.
„Die lassen den Kerl trotz eindeutiger Beweise frei, weil sein Vater ein hohes Tier bei so einem Konzern ist“, meinte Kuhmichel und versuchte sich wieder zu beruhigen.
„Man kann auch niemanden einfach verurteilen. Dafür sind wir ja ein Rechtsstaat, Schatz“, wagte sich Loreen jetzt vor.
Marvin überlegte für den Bruchteil einer Sekunde, ob er ihr nicht einfach die Dose mit dem Kaffeepulver an den Kopf werfen sollte, aber er fasste sich wieder.
„Rechtsstaat!“, stieß er gedehnt aus und lachte brüllend auf.
„Du dämliche Kuh! Wir Polizisten dürfen jeden Sektorbürger verhaften und einsperren, wann immer wir wollen. Da gibt es keine genauen Gesetze, alles ist nur reine Willkür. Das mache ich seit 14 Jahren!“
„Langsam reicht es mir, Marvin! Ich gehe jetzt ins Wohnzimmer und setze mich da auf die Couch! Dich will ich heute Abend nicht mehr sehen! Arschloch!“ Loreen stiefelte aus der Küche heraus und knallte die Tür hinter sich zu.
„Grüsse mir die ganzen Quiek-Macher aus deinen Sitcoms und den Doku-Soaps für geistig Minderbemittelte, Schatzimausi!“, rief Marvin seiner Frau hinterher und schlug mit der Faust gegen den Kühlschrank.

Draußen war es bereits dunkel geworden und die Uhr zeigte drei Minuten vor Mitternacht. Loreen lag schon längst im Bett und Marvin hörte sie im Nebenraum leise schnarchen. Er war hingegen noch wach - hellwach!
Was er gestern Abend gelesen hatte, war derart schockierend gewesen, dass sich sein Verstand noch immer weigerte, es zu glauben. Diese sogenannte „Agenda zur Umstrukturierung der Weltbevölkerung“ und die anderen Dokumente hatten sich wie das Manifest des Teufels gelesen. Kuhmichel war sich allerdings mittlerweile sicher, dass es sich bei diesen Schriftstücken tatsächlich um Pläne handelte, die in

die Tat umgesetzt werden sollten. Eine Vorstellung, die selbst den schlimmsten Alptraum, den er sich vorstellen konnte, in den Schatten stellte.
Dass diese Dokumente nicht für kleine Bürger wie ihn bestimmt waren, konnte sich der Polizist denken. Daher auch die Order, die Datenschachtel so schnell wie möglich in die Hände des Chefs zu übergeben. Vermutlich hatte Jürgens selbst einen Befehl von höherer Stelle bekommen und musste sich ihm nun beugen, sinnierte Kuhmichel vor sich hin.
Er selbst aber wollte sich nicht von seinem grausigen Datenschatz trennen. Irgendetwas in ihm weigerte sich, der Anweisungen seines Vorgesetzten einfach stillschweigend nachzukommen, als wäre nichts geschehen. Nein, er musste diese Daten kopieren - für sich selbst. Er musste sie behalten und noch einmal in ihrer ganzen schrecklichen Fülle studieren. Das war er sich schuldig. Er musste es einfach tun.
So sah er sich noch einmal nervös um, als fürchtete er neugierige Augen, die ihm gehässig über die Schulter schielten, und ging dann auf leisen Sohlen ins Schlafzimmer, um nach Loreen zu sehen. Sie schlief und lag lang ausgestreckt auf dem Bett. Leise aus- und einatmend, nur halb von der Bettdecke verhüllt.
Kuhmichel ging zurück zu seinem Computer und betrachtete die Datenschachtel, die einen hochbrisanten und zugleich erschreckenden Inhalt trug. Er schob sie behutsam in eine kleine Öffnung, lauschte aufgeregt dem kaum hörbaren Klicken als sie einrastete, und starrte dann auf den Computerbildschirm. Der Datenträger wurde geöffnet und Kuhmichel tippte hastig, mit verstohlenem Blick auf „Kopieren“.
Wenig später befanden sich die Daten auf seiner Festplatte. Zur Sicherheit speicherte er sie auch noch einmal zusätzlich auf einer seiner privaten Datenschachteln ab.

„Sie dürfen nicht verloren gehen…“, flüsterte er in sich hinein und öffnete erneut eine Reihe von Dokumenten.
Nachdem er sich vergewissert hatte, dass alles ordnungsgemäß kopiert und gesichert worden war, nahm er die Schachtel mit der zusätzlichen Kopie der Daten aus dem Gehäuse des Rechners und legte sie vor sich auf den Schreibtisch. Nachdenklich starrte er das kleine, rechteckige Etwas an, wohl wissend, dass er sich soeben den Anweisungen seines Chefs widersetzt hatte.
Jetzt gehörten die Informationen ihm. Und Marvin nahm sich fest vor, jedes einzelne Dokument, jede Namensliste und auch alles andere genau durchzulesen. Warum er so besessen war, diese Daten zu besitzen, konnte er sich selbst nicht genau erklären. Vermutlich suchte er nach Antworten auf jene verbotenen Fragen, die schon lange unter seiner Schädeldecke verharrten und nun an die Oberfläche drängten.

Verbotenes Wissen

Sicherheitskomplexleiter Jürgens nahm die kleine Datenschachtel mit einem zufriedenen Nicken entgegen und schob sie in seine Hosentasche, während ihn Detective Kuhmichel schuldbewusst ansah.
„Dann ist die Sache ja jetzt geklärt“, sagte der Vorgesetzte und klopfte seinem Untergebenen erleichtert auf die Schulter.
„Ich verstehe noch immer nicht ganz, warum das alles so gekommen ist“, bemerkte Marvin.
„Da gibt es nicht viel zu verstehen, Herr Kollege. Es ist, wie es ist. Und es ist besser für uns alle, dass ich Herrn Hirschberger jetzt mitteilen kann, dass sich seine Daten in Sicherheit befinden und nicht mehr in falsche Hände geraten können“, antwortete Jürgens.
„Natürlich!“, gab Kuhmichel zurück.
„Ihr Disziplinarverfahren werde ich allerdings nicht mehr abwenden können. Stellen Sie sich auf eine Geldstrafe ein“, fügte der Chef hinzu.
„Ich sehe ein, dass ich mich falsch verhalten habe, Herr Jürgens. Kommt nicht wieder vor“, gelobte Kuhmichel wie ein reumütiger Schuljunge, der seine Hausaufgaben nicht gemacht hatte.
„Schwamm drüber!“, erwiderte Jürgens großmütig und lächelte.
„Dann darf ich jetzt gehen?“
„Ja! Sicherlich liegen noch einige AGs auf Ihrem Schreibtisch, nicht wahr?“, meinte der Sicherheitskomplexleiter und setzte sich wieder an seinen Rechner.
Kuhmichel machte auf dem Absatz kehrt und verließ das Büro seines Vorgesetzten. Draußen auf dem Gang, nach-

dem er sich vergewissert hatte, dass auch niemand sonst da war, kicherte er leise in sich hinein.
„Jetzt kannst du dir auf deine beschissenen Daten einen runterholen, alter Mann“, murmelte er vor sich hin und grinste dann noch breiter.
Sie hatten ihn wohl für dümmer gehalten, als er in Wirklichkeit war. Aber wenigstens hatte er ihnen ein kleines Schnippchen geschlagen, wenn schon ein mehrfacher Mörder freigekommen war, nur weil sein Vater ein hohes Tier beim größten Elektronikunternehmen der Erde war.
Der Detective ging mit einer gewissen Befriedigung in die untere Etage und kehrte nach einem kurzen Zwischenstop in der Kantine zu seinem Arbeitsplatz zurück. Hier erwartete ihn bereits sein Kollege Keller, der nur kurz aufsah, als er den Raum betrat.
Schließlich widmete sich Marvin wieder dem Durchwinken von genehmigungspflichtigen AG-Vorladungen, um gegen Ende der Dienstzeit noch etwas zu tun, was ein braver Diener des Systems niemals getan hätte. Er wartete bis Keller das Büro verlassen hatte und es draußen auf dem Gang schon still geworden war, um noch einmal einen Blick auf die Daten zu werfen, die damals von der Festplatte dieses Sören Schneider als Beweismaterial in die allgemeine Dienstdatenbank des Sicherheitskomplexes FAM-IV kopiert worden waren.
Wieder blickte sich Kuhmichel verstohlen um und zögerte für einen Moment, bevor er seinen DC-Stick aus der Tasche holte und das Übertragungskabel des Gerätes mit dem Gehäuse des Dienstrechners verband. Mit zittrigen Händen öffnete der Beamte den Ordner mit den verbotenen Videos und Büchern, während sein Herz immer schneller zu pochen anfing.

„Ich bin ein Polizist und habe das Recht, auf diese Sachen zuzugreifen. Komm wieder runter, Marvin. Du darfst das“, sagte er leise zu sich selbst.
„Wenn einer fragt, warum ich das Zeug kopiert habe, dann erkläre ich ihm einfach…“ Er unterbrach sich selbst. „Drauf geschissen!“
Mit einem kurzen Klick markierte er „Der Weg der Rus“ und zog das elektronische Buch blitzartig auf seinen DC-Stick. Dann schloss er das Verzeichnis wieder und schaltete den Computer ab. Hastig sprang er auf und eilte zur Tür des trostlosen Büroraumes. Kuhmichel schaltete das Licht aus und verharrte für einen Augenblick reglos auf der Stelle, um in die Dunkelheit zu starren.

Marvin hatte sich mit seiner Frau noch eine dieser sogenannten Doku-Soaps mit dem Titel „Menschen wie wir“ angesehen, bevor Loreen gähnend und völlig erschöpft von ihrer eintönigen Arbeit bei „Clothing Store“ ins Bett geschlichen war. Kuhmichel hatte ihr gesagt, dass er noch kurz an den Computer wollte, um die eine oder andere Sache zu erledigen. So hatte es sich in den letzten Tagen eingebürgert. Loreen ging schlafen und Marvin blieb noch eine Weile wach. Was er da tat und vor allem las, wusste seine Frau nicht und es schien sie auch nicht zu interessieren. Hauptsache, Marvin kroch irgendwann zu ihr ins Bett, damit es so war wie immer.
Gerade als Kuhmichel seinen Rechner hochfahren wollte, klingelte das Telefon. Um 23.34 Uhr! Der Polizist sah verdutzt auf die unbekannte Rufnummer auf dem Display und nahm das Gespräch schließlich mit einem mürrischen „Ja?“ entgegen.
„Marvin Kuhmichel?“, hörte er eine Stimme am anderen Ende.
„Ja! Wer ist da?“, brummte er genervt.

„Ich rufe Sie an, um mit ihnen über die Daten auf Ihrem Rechner zu sprechen. Diese Daten gehören Ihnen nicht“, antwortete die unbekannte Person barsch.
Kuhmichel zuckte zusammen, als ob ihn der Blitz getroffen hätte, und spürte das Adrenalin in seinen Adern auflodern.
„Wer spricht da?“, stammelte er.
„Entfernen Sie diese Daten unverzüglich und vernichten sie sämtliche Kopien, die Sie davon haben! Haben Sie das verstanden?“
„Wer zu Hölle sind Sie?“
„Ich bin ein Mitarbeiter der obersten Sicherheitsbehörde.“
„Wie bitte?“
„Ich rufe Sie im Auftrag der Global Security Agency an, Herr Kuhmichel. Löschen Sie die Daten! Das ist ein Befehl!“
„Welche Daten? Was?“
„Verkaufen Sie uns nicht für dumm. Sie haben geheime Dokumente entwendet und sie auf Ihrer Festplatte gespeichert. Wir wissen es und fordern Sie hiermit nachdrücklich auf, diese Daten zu entfernen“, forderte der Mann am anderen Ende.
„Wer sagt mir, dass Sie wirklich von der GSA sind?“, knurrte Kuhmichel und wurde plötzlich trotzig.
„Es ist so! Löschen Sie die Daten, die Sie Herrn Theodor Hirschberger gestohlen haben. Haben Sie das verstanden? Diese Daten sind streng geheim und Sie werden sie unverzüglich entfernen und auch sämtliche Kopien vernichten!“
Panisch zog Kuhmichel den Stecker seines Computers aus der Wand, als ob er damit ein unbefugtes Eindringen in seine Privatsphäre verhindern könnte. Natürlich war dies nur eine Kurzschlussreaktion, die vollkommen unsinnig war. Es gab im Jahre 2046 für keinen Bürger in „Europa-Mitte“ mehr so etwas wie eine Privatsphäre.

„Ich habe keine Daten? Wovon sprechen Sie überhaupt!“, versuchte sich Kuhmichel zu verteidigen und hörte seinen Gesprächspartner leise lachen.
„Sie sollten besser kooperieren, wenn Sie Ihren Job behalten wollen. Legen Sie sich nicht mit den falschen Leuten an, Polizist. Diesen guten Rat gebe ich Ihnen“, drohte der angebliche GSA-Mann und legte dann auf.
Marvins Kinnlade war längst nach unten gefallen und vollkommen verstört glotzte er das Telefon in seiner Hand an.
In dieser Nacht sollte er kein Auge mehr zutun.

Der folgende Arbeitstag war eine Qual. Marvin war so unglaublich müde, dass er nicht mehr in der Lage war, sich mit den zahlreichen AGs zu befassen, die darauf warteten, von ihm abgesegnet zu werden. Ständig fielen ihm die Augen zu und kurz vor der Mittagspause rutschte er schließlich von seinem Bürostuhl herunter und landete unter dem Schreibtisch. Kevin Keller sah auf.
„Stimmt irgendetwas nicht?“, fragte er besorgt.
Kuhmichel richtete sich mit einem leisen Stöhnen wieder auf und blickte beschämt zu seinem Kollegen herüber. Dann schenkte er ihm ein müdes Lächeln.
„Ich habe nur nicht gut geschlafen, Kevin. Mein Kreislauf ist eben in die Knie gegangen“, antwortete Marvin.
Wortlos öffnete Keller eine Schreibtischschublade und hielt eine Dose voller Pillen hoch. Auch er hatte, genau wie Loreen, immer eine Unmenge an Beruhigungsmitteln, Aufputschmitteln und Schmerzmitteln dabei.
„Ein paar „Jumpers“ und du bist wieder klar“, meinte Keller.
„Es geht schon wieder. Keine „Jumpers“. Die sind mir zu hart und davon bekomme ich Kopfweh“, erwiderte Kuhmichel und winkte ab.

„Dann nimm „Jumpers“ und diese Schmerzpillen“, schlug Keller vor und kramte eine zweite Pillendose unter dem Schreibtisch hervor.
„Danke, es geht schon…“, brummte der Detective.
Der untersetzte Beamte am gegenüberliegenden Schreibtisch fragte: „Warum legst du dich denn nicht früher ins Bett, Marvin? Ich lege mich jeden Tag regelmäßig um 22.00 Uhr hin.“
„Weiß auch nicht…“, kam zurück. Kuhmichel versuchte seinen Kopf daran zu hindern auf die Tischplatte zu sinken.
„Was ist denn mit deinen AGs? Kommst du da klar?“, wollte Keller wissen.
„Ja!“, murmelte Marvin.
„Ich habe hier gerade einen wirklich ulkigen Fall: „Versuchte Manipulation des Scanchipkontos“. Ein noch recht junger Kerl. Hat versucht sich ein paar Hundert Globes auf sein Konto zu schustern und auf seine Daten bei den Behörden zuzugreifen. Unglaublich! Ein echter, kleiner Hacker“, meinte Keller.
„Und? Was wird es geben?“, brummte Marvin und heuchelte Interesse.
„Zwischen 2 und 5 Jahren Haft. Zudem eine Kontosperrung für mindestens 10 Jahre“, gab der Kollege zurück.
„Dann endet der Typ als Obdachloser, wenn er aus dem Knast raus ist. Dumm gelaufen“, sagte Kuhmichel mit letzter Kraft und wieder fielen ihm die Augen zu.
Kevin Keller ereiferte sich im Gegenzug. „Würden solche Subjekte vorher nachdenken, dann hätten sie nachher nicht den Salat. Ich habe da kein Mitleid, mein Lieber.“
„Vielleicht hatte er einfach Geldsorgen“, meinte Marvin.
„Dann soll er für sein Geld arbeiten. Genau wie du und ich!“, meckerte Keller.
„Ja, sicher. Hast ja Recht, Kevin. Was arbeitet er denn?“

„Irgendeine Leiharbeit irgendwo. Verdient so 750 Globes im Monat. Das ist sicherlich nicht viel, aber trotzdem: Straftat ist Straftat!“
Marvin gähnte. „Mit 750 Globes kann man sich ja kaum `ne Hundehütte leisten…“
Die Antwort seines Kollegen blieb aus, denn dieser tippte gerade mit atemberaubender Geschwindigkeit neue Daten ein. Kuhmichel sank wie ein aufgeschlitzter Autoreifen in sich zusammen und schloss die Augen. Gleich war Mittagspause, dachte er sich, und war froh, dass dann wenigstens schon die Hälfte dieses trostlosen Tages vorüber war.

Marvin hatte gerade nach Hause fahren wollen, als er von Sicherheitskomplexleiter Jürgens im Treppenhaus abgefangen worden war. Jetzt stand der hochgewachsene Mann im grauen Anzug mit finsterem Blick vor ihm und winkte ihn zu sich.
„Folgen Sie mir in mein Büro, Kuhmichel!“, sagte er barsch und der verdutzte Detective lief ihm nach. Er konnte sich bereits denken, warum ihn der Chef herzitierte, und das bereitete ihm ein mehr als unangenehmes Gefühl.
Jürgens stieß die Tür zu seinem Büro auf und eilte zu dem großen Schreibtisch in der Mitte des Raumes, der mit Akten und Datenträgern überhäuft war.
„Bleiben Sie da stehen, Kuhmichel!“, brummte er.
„Worum geht es denn?“ Marvin versuchte sich dumm zu stellen, doch wer ihn ansah, erkannte sofort, dass er ein schlechtes Gewissen hatte.
„Wie konnten Sie so dämlich sein und die Daten, die sie widerrechtlich aus dem Haus von Theodor Hirschfeld entwendet haben, auf ihrem privaten Computer abspeichern?“, fragte der Chef vorwurfsvoll.
„Ich habe keine Daten…“, antwortete Kuhmichel unsicher.

Der Leiter des Sicherheitskomplexes FAM-IV winkte ab und wurde jetzt richtig wütend. „Lügen Sie mich nicht wieder an, Kuhmichel! Heute Mittag habe ich einen Anruf von der GSA bekommen. Die haben ihren Rechner per Fernscan untersucht. Also reden Sie sich nicht raus, sonst sitzen Sie schneller auf der Straße als sie „Piep“ sagen können!“
„Aber…“, stammelte Marvin.
„Sie hatten kein Recht diese Daten überhaupt aufzunehmen und Sie hatten noch weniger ein Recht sie auf ihrem privaten Rechner abzuspeichern. Sind Sie denn wahnsinnig geworden? Was haben Sie damit vor?“, brüllte Jürgens.
„Nichts, Chef. Das war eigentlich nur reine Neugier“, kam zurück.
„Reine Neugier? Diese reine Neugier kann Ihnen den Kopf kosten, Kuhmichel. Und auch ich werde eine Menge Probleme bekommen, wenn Sie mir weiterhin in den Rücken fallen. Dieser Theodor Hirschberger ist kein gewöhnlicher Eierdieb, sondern eine extrem einflussreiche Persönlichkeit, Detective. Sie wissen, dass ich Sie gut leiden kann, aber hier haben Sie furchtbare Scheiße gebaut. Und ich werde nicht mit Ihnen in dieser Scheiße versinken, klar?“
„Ich…ich werde die Daten löschen, sobald ich zu Hause bin. Ich verspreche es, Chef.“
Sicherheitskomplexleiter Jürgens rang mit den Händen und wirkte plötzlich fast mitleidig. Er stand von seinem Platz auf und tigerte nervös durch sein Büro.
„Hören Sie, Kuhmichel. Ich kann absolut verstehen, dass es Sie ankotzt, dass dieser kleine Bastard von David Hirschberger wieder auf freiem Fuß ist. Aber ich konnte nichts dagegen tun. Das Ministerium selbst hat mir die Order gegeben und ich musste mich fügen.
Aber die Sache mit den Daten ist verdammt ernst. Ich weiß nicht, was Sie da gefunden haben, aber wenn mir sogar der internationale Geheimdienst auf die Pelle rückt, dann ist das

kein Spaß mehr. Bereinigen Sie die Angelegenheit so schnell es geht, sonst beschwören Sie auch für mich eine Katastrophe herauf."
Kuhmichel stampfte wie ein trotziger Junge auf und ballte die Faust. „Ja, ich lösche die verfluchten Daten auf meiner privaten Festplatte! Wie Sie befehlen, Chef! Allerdings frage ich mich, was wir hier eigentlich tun?"
„Wie meinen Sie das, Kuhmichel?"
„Wir knallen Leute, die ein Einkaufszentrum ausplündern, weil sie kurz vor dem Verhungern sind, wie Vieh ab. Wir drangsalieren irgendwelche harmlosen Bürger wegen Nichtigkeiten und pressen ihnen den letzten Globe aus der Tasche. Und im Falle von David Hirschberger, wo die Beweise klar wie das Wasser eines Bergsees sind, dürfen wir nichts tun, weil dessen Vater ein hohes Tier ist. Wissen Sie, was ich davon halte?"
„Ich kann es nicht ändern. Auch ich muss mich den noch größeren Tieren im Dschungel beugen, Kuhmichel. Sie haben Recht in allem, was Sie sagen, aber es ändert nichts an der Tatsache, dass dieser Fall unsere Kompetenzen bei weitem übersteigt. Also tun Sie bitte, was ich Ihnen sage. Auch um Ihrer selbst willen", sagte Jürgens hilflos.
„Zu Befehl, Herr Sicherheitskomplexleiter!", antwortete Kuhmichel und schlug theatralisch die Hacken zusammen. „Ich werde die verfluchten Daten heute noch löschen und den Serienkiller David Hirschberger vergessen. Und dann kümmere ich mich wieder um die wichtigen Fälle. Vielleicht hat ja einer sein Parkticket nicht gezogen oder zu laut gehustet. Oder einer hat sich das falsche Buch aus dem Internet runtergeladen. Dann werde ich mich darum kümmern, dass er sofort ein schönes AG bekommt und ein paar Jahre in den Knast muss. Zu Befehl!"
Kuhmichel drehte sich um und verließ Jürgens Büro. So trotzig hatte er sich seinem Vorgesetzten gegenüber noch

nie zuvor verhalten, aber er konnte nicht sagen, dass es ihm jetzt schlechter ging. Nein, im Gegenteil. Die Wut über ein System, das völlig korrupt und ungerecht war, hatte diesmal einfach Überhand genommen.

Als Marvin wieder zu Hause war, eilte er sofort zu seinem Computer und entfernte die brisanten Daten von Theodor Hirschberger von seiner Festplatte. Sollten diese Typen von der GSA ruhig noch einen weiteren Fernscan machen - jetzt würden sie nichts mehr finden. Und auf die kleine Datenschachtel, auf der Kuhmichel die geheimen Dokumente ohnehin noch einmal zusätzlich abgespeichert hatte, konnten die GSA-Leute nicht zugreifen. Diese Datenschachtel war nämlich Kuhmichels „Privatbesitz" und er hatte sie in eine Schublade seines Schreibtischs gelegt, wo sie nun wie ein gut gehüteter Schatz ruhte und vor neugierigen Blicken sicher war.

„Ich werde diese Dokumente alle lesen, weil ich sie lesen will. Ich muss sie lesen, damit ich endlich mehr weiß", sagte der Polizist grimmig zu sich selbst.

„Untersucht ruhig meine Festplatte, ihr blöden Wichser", brummte er, um dann die Schublade zu öffnen und die kleine Datenschachtel mit dem dunkelgrauen Plastikgehäuse mit diebischer Freude anzulächeln.

„Du gehörst mir, meine Kleine", flüsterte er und hielt das rechteckige Etwas wie einen wertvollen Diamanten in der Hand.

Kuhmichel konnte die auf dem Datenträger abgespeicherten Dokumente auch auf seinem DC-Stick lesen, wobei er die gesamte Datenmenge dort jedoch nicht abspeichern konnte. Aber das wäre auch sehr dumm gewesen, denn auch die Speicherchips von DC-Sticks konnten per Fernscan untersucht werden - zumindest, wenn man eine Verbindung zum Internet hergestellt hatte.

Ansonsten eignete sich das Gerät, das als „Data Carrier Stick“ bezeichnet wurde und einem etwa 18 Zentimeter langen, breiten Rohr glich, auch dazu, elektronische Bücher und Dokumente zu lesen. Man verwandelte das rohrartige Gebilde einfach per Knopfdruck in einen kleinen Bildschirm und schon konnte man mit dem Lesen beginnen. Und das wollte Kuhmichel heute Abend tun. Lesen, lesen, lesen!
Seine Erkenntnisse sollten sie ihm nicht mehr rauben können. Niemals! Die Beute gehörte ihm und er umklammerte sie wie ein Löwe die Gazelle, die er in der Savanne unter größten Mühen gefangen und gerissen hatte.
Schließlich erinnerte sich Marvin daran, dass er ja auch noch „Der Weg der Rus“ auf seinem DC-Stick abgespeichert hatte und holte ein kleines Übertragungskabel hervor. Dann speicherte er das verbotene Buch auf der kleinen Datenschachtel, so dass er nun auch davon eine zweite Kopie für den Fall der Fälle hatte. Jetzt konnte nichts mehr verloren gehen, dachte sich der Polizist. Sicher ist sicher.
Nachdem er „Der Weg der Rus“ auch noch auf die Datenschachtel kopiert hatte, lehnte sich Kuhmichel für einen Moment in seinem Bürostuhl zurück und schloss die Augen. Loreen würde gegen 20.00 Uhr nach Hause kommen, was bedeutete, dass er noch etwa zwei Stunden Zeit hatte, ganz für sich zu sein. Nur er, die geheimen Daten von Theodor Hirschbergers Festplatte und „Der Weg der Rus“ waren da. Sie alle saßen um den Schreibtisch des Polizisten herum wie ein Zirkel misstrauischer Verschwörer und warteten darauf, dass die Sitzung begann. Marvin schmunzelte als ihm dieses Bild in den Sinn kam.
Kurz darauf ging er die Treppe herunter ins Erdgeschoss seines beschaulichen Reihenhauses und setzte sich im Wohnzimmer auf die Couch, um dann sofort wieder aufzuspringen und erst einmal die Gardinen zuzuziehen.
„Sicher ist sicher!“, dachte er sich.

Anschließend setzte er sich erneut hin und kramte den DC-Stick und die Datenschachtel hervor. Noch einmal sah er sich in seinem Wohnzimmer um und nahm daraufhin das kleine Übertragungskabel, um den DC-Stick und die Datenschachtel miteinander zu verbinden.
Inzwischen hatten seine Hände vor Aufregung zu schwitzen begonnen und Kuhmichel wischte sie an einem der Kissen auf dem Sofa trocken. In diesem Augenblick leuchtete der Bildschirm des DC-Sticks auf und Marvin betrachtete das Ordnermenü. Er klickte auf „Artur Tschistokjow - Der Weg der Rus“ und das elektronische Buch wurde geöffnet.
Warum er sich überhaupt für dieses verfemte Buch interessierte, wusste Kuhmichel nicht genau zu sagen. Vermutlich war es lediglich der Reiz des Verbotenen, der ihn dazu trieb, einen flüchtigen Blick in das berüchtigte Machwerk dieses Tschistokjow zu werfen.
„Nur mal kurz reinschauen…“, murmelte der Polizist kaum hörbar vor sich hin und fing dann zu lesen an.
„Artur Tschistokjow - Der Weg der Rus…Kapitel I….Der Junge aus Kiew…“, hörte man Marvin flüstern.
Die graublauen Augen des Detectives wanderten über das Inhaltverzeichnis des Buches und es fiel ihm schwer, die kleine Schrift zu entziffern. Zudem hatte er, wenn er ehrlich war, bisher noch kaum ein Buch wirklich gelesen. Dieses Bücherlesen war eigentlich längst außer Mode gekommen und auch Marvin hatte es immer als langweilig, anstrengend und antiquiert angesehen.
„Kapitel VI…Der Weltfeind ohne Maske…“
„Kapitel VII…Die geistige Grundlage des Widerstandes…“
„Kapitel IX…Auferstanden aus der Asche…“
„Kapitel XVIII…Das kommende Erwachen…“
Marvin war ein wenig überfordert mit der Tatsache, dass das Buch über 1300 Seiten hatte. Wie sollte er das alles lesen? Zudem fürchtete er sich vor so viel unbekanntem

Wissen, vor den vielleicht zu blasphemischen Dingen, die er nicht mehr aus seinem Geist würde entfernen können, wenn er sie einmal aufgesogen hatte. Seine Hände schwitzen schon wieder und sein Herz begann zu hämmern.
„Nein, ich habe keine Angst vor diesem Buch. Es ist lediglich ein dicker, elektronischer Schinken voller Blödsinn", beruhigte er sich selbst, um dann wahllos von einer Seite zur nächsten zu springen.
„Es gibt überhaupt keine andere Möglichkeit, als dass ihre Weltherrschaft geradezu zwangsläufig die Vernichtung aller höheren Kultur und alles höheren Menschentums mit sich bringt, denn ihr zerstörerischer Grundcharakter führt mit unbeirrbarer Sicherheit in eine ewige Finsternis dahinsiechender und versklavter Völker. Daher ist die Welt unserer schrecklichen Gegenwart einerseits das Resultat ihrer gezielten und von langer Hand geplanten Völker- und Kulturzerstörung und andererseits eine unmittelbare Folge ihres Erstarkens überhaupt.
Dadurch, dass sie die Macht innerhalb der mächtigsten und erfindungsreichsten Völker dieser Erde übernommen haben, also der Völker Europas und des ehemals europäisch geprägten Nordamerikas, haben sie auch die Grundlage zur Beherrschung der übrigen Welt gelegt. Somit verfügen sie heute über all die großartige Technologie und die damit verbundene Macht, die der Erfindungsgabe des Europäers entwachsen ist, und verwenden seine Werke, ja seine gesamte Zivilisation, gegen ihn selbst. Nichts haben sie wirklich selbst kreiert oder erfunden, nichts durch ehrliche und harte Arbeit erschaffen und aufgebaut, und dennoch verfügen sie heute darüber, als wäre es niemals anders gewesen…", las Kuhmichel auf Seite 567.
Er wechselte zum Kapitel „Das kommende Erwachen" und starrte schweigend auf den Bildschirm, während er ungläubig den Kopf schüttelte.

„Was für ein Unsinn…“, brummte er, um dann dennoch weiterzulesen.
„Meine Feinde werden über mich lachen. Sie werden über mich und meine Bewegung lachen, und werden sagen: „Dieser Tschistokjow ist nichts als ein kleiner Wurm, weil er nichts hat. Und ein Mann, der nichts hat, ist nichts als ein kleiner Wurm!“
Ja, vielleicht haben sie alle Macht, all das Geld, all das Militär und all die Medien, aber sie vergessen, dass ich eine Menge sehr starke Verbündete habe! Meine Verbündeten sind: Armut, Hunger, Unzufriedenheit, Hass, Ungerechtigkeit, Angst, Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung, Unterdrückung, Orientierungslosigkeit und viele mehr!
Vor ein paar Jahrzehnten haben die Europäer noch in einem riesigen Käfig aus Illusionen gelebt, den unsere Feinde für sie gebaut hatten. Sie haben in der großen Illusion von Freiheit und Wohlstand gelebt. Und die falsche Freiheit und der trügerische Reichtum waren jene zwei Dinge, die sie zu glücklichen Sklaven gemacht hatten. Aber diese Illusionen starben bereits im Jahre 2018. Und alles, was blieb, waren unsere Verbündeten, die uns jetzt helfen werden, die Feinde der Menschheit zu bekämpfen.
Gott segne unsere Verbündeten! Sie machen uns das Geschenk von Millionen Europäern, die nichts mehr zu verlieren haben. Sie zwingen sie, zu kämpfen und sortieren zugleich die Feiglinge und Schwächlinge aus. Daher sollen die Logenbrüder unsere Verbündeten niemals unterschätzen, denn sie geben uns den Nährboden, den eine Revolution braucht!“

Er konnte die Augen nicht mehr vom Bildschirm seines DC-Sticks abwenden, obwohl sie inzwischen brannten und schmerzten. Beharrlich durchstöberte Kuhmichel seit nunmehr vier Stunden die seltsamen Dokumente von Theodor

Hirschbergers Festplatte. Und noch immer war er vollkommen überfordert mit dem Inhalt der vielen Schriftstücke. Das konnte einfach nicht wahr sein.
Marvin betrachtete eine graphische Übersicht über den weltweiten Aufbau der geheimen Organisation, die offenbar hinter den Kulissen der Weltpolitik die Fäden zog und hinter der Weltregierung stand. Es schien tatsächlich zu stimmen. Das, was er früher immer als „Verschwörungstheorie" belächelt hatte, lag jetzt schwarz auf weiß vor seinen Augen.
Marvin öffnete ein weiteres Dokument mit dem Namen „ODV-Entwicklung bis 2058" und hielt den Atem an. Was er hier las, zwang seinen Verstand beinahe in die Knie. Diese furchtbare Seuche war eine biologische Waffe, die allein dazu entwickelt worden war, Hunderte Millionen Menschen umzubringen. Und das tat die ODV-Epidemie bereits, denn in Asien starben sie wie die Fliegen und es war nicht möglich, diese neue Pest aufzuhalten.
„Allein ein von uns entwickeltes Gegenmittel, das selbstverständlich unter Verschluss gehalten wird, könnte die Seuche stoppen - zumindest in der Theorie. Dieser einschneidende Eingriff in die globale Bevölkerungsentwicklung ist jedoch notwendig, um die unproduktiven und aus unserer Sicht nutzlosen Elemente in den benannten Regionen zu eliminieren und ihre Vermehrung einzudämmen…", stand es da.
Kuhmichel schluckte und sprang zum nächsten Dokument mit dem Titel „Endgültige Auflösung der Familienstrukturen in Europa durch Negativpropaganda in den Massenmedien".
Als er gerade mit dem Lesen beginnen wollte, hörte er Schritte auf dem Gang. Marvin drehte sich um und sah Loreen ins Wohnzimmer kommen.
„Willst du nicht langsam mal ins Bett kommen, Schatz?", murmelte sie verschlafen und sah ihn verständnislos an.

„Ja, gleich. Nur noch eine halbe Stunde oder so“, antwortete Kuhmichel.
„Was liest du denn da?“, fragte sie.
„Akten…Automatisierte Gerichtsverfahren…dann muss ich das morgen im Büro nicht mehr machen“, log Marvin.
Sie ging kopfschüttelnd davon. Kuhmichel nahm sofort wieder den DC-Stick zur Hand und starrte auf den Bildschirm.
„Der „Rat der Weisen“ hat beschlossen, die noch existierenden Familienstrukturen innerhalb der Reste der europäischen Völker bis zum Jahre 2067 vollständig aufzulösen. Noch intakte Familien bedeuten noch immer eine gewisse Anzahl von Kindern, was den Ausstrebevorgang dieser Völker vor allem in den ländlichen Regionen nach wie vor etwas verlangsamt. Zwar sind die als „intakt“ zu bezeichnenden Familien in Deutschland, Frankreich, England usw. in den letzten Jahrzehnten immer seltener geworden, doch besteht nichtsdestotrotz eine gewisse Gefahr fort, dass sich abseits der urbanen Zentren Enklaven von Subjekten europider Herkunft erhalten, die auch in Zukunft als theoretische Bedrohung für…“
Kuhmichel rieb sich die Augen und beschloss eine kurze Lesepause einzulegen, um sich zu sammeln. Sein Verstand schrie auf, als ihm bewusst wurde, was er da eben alles gelesen hatte. Noch immer weigerte er sich zu glauben, dass diese Pläne wirklich real waren und es jene weltweite Organisation tatsächlich gab.
„Diese Dinge decken sich mit einigen Aussagen aus Tschistokjows Buch“, flüsterte Marvin verwirrt. „Nein! Ich werde diesem verrückten Russen jetzt nicht Recht geben! Nein! Auf gar keinen Fall! Wenn er Recht hätte, dann würde das bedeuten, dass ich 14 Jahre lang einer Bande von skrupellosen Massenmördern und Verbrechern gedient habe. Er darf einfach nicht Recht haben, sonst…“

Er bemühte sich den Gedanken nicht noch weiter zu denken, um sich den Seelenschmerz zu ersparen. Doch der Geistesblitz hatte sich in seinem Hirn längst von seinen Fesseln befreit und stampfte nun durch seinen Kopf wie ein brüllender, riesenhafter Urweltsaurier, der plötzlich begann Kuhmichels Weltbild einzureißen wie Godzilla die Hochhäuser einer japanischen Küstenstadt.

Detective Kuhmichel öffnete die Tür seines Büros, knipste das Licht an und gähnte. Er sah sich um. Kollege Keller war noch nicht da, was ungewöhnlich war, denn der rundliche Polizist war stets überpünktlich und ein überzeugter Frühaufsteher. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, fuhr den Dienstcomputer hoch und stieß ein lautes Seufzen aus. Es standen wieder einmal Dutzende von AG-Vorladungen in der Warteschleife.
„Na, toll…“, brummelte der Beamte und öffnete die Erste.
„Wiederholtes Falschparken, Jimmy Blue Kartoffelmeier…“, las er sich selbst vor.
Normalerweise wurde das Scanchipkonto beim Falschparken automatisch mit einer Strafgebühr belastet. In diesem Fall, bei einem notorischen Falschparker, der also ständig straffällig wurde und offenbar unbelehrbar war, ging die AG-Vorladung zur Absegnung an die örtliche Dienststelle. Lustlos klickte Kuhmichel den Menüpunkt „AG-Vorladung durchgesehen und signiert“ an, um den ganzen Mist dann einfach abzubrechen.
Marvin beschloss sich erst einmal einen Kaffee und ein Käsebrot in der Kantine zu holen. Außerdem musste er sowieso gleich noch einmal zum Chef, um ihm demütig vom Löschen der „bösen Daten“ zu berichten. Inzwischen war schon eine Viertelstunde vergangen und Kevin Keller war noch immer nicht da. Nachdem Kuhmichel fast eine halbe

Stunde in der Kantine herumgesessen und ein Käsebrot verdrückt hatte, ging er zu Jürgens.
„Alles erledigt, Chef!“, sagte er dort, während ihn der Sicherheitskomplexleiter mit trauriger Miene betrachtete.
„In Ordnung, Kuhmichel“, kam nur zurück.
„Hat sich Keller krank gemeldet oder warum ist er noch nicht da?“, wollte Marvin jetzt wissen.
„Ja, hat `ne Erkältung“, antwortete Jürgens.
Der Detective grinste. „Der bleibt wegen so etwas zu Hause? Das ist ja noch nie vorgekommen, Chef.“
„Es geht ihm eben nicht gut, Herr Kuhmichel“, murmelte der Sicherheitskomplexleiter.
Irgendwie sah Jürgens äußerst betreten aus und sein seltsamer Blick machte seinen jüngeren Untergebenen stutzig.
„Ist irgendwas, Chef?“
„Nein! Was sollte sein? Die Sache mit den Daten ist ja jetzt endlich erledigt, nicht wahr?“
„Ja, alles weg.“
„Gut!“
„Und was ist nun mit meinem Disziplinarverfahren?“, fragte Marvin dann.
Jürgens winkte ab und erwiderte müde: „Das habe ich einstellen lassen. Hatte ich vergessen zu sagen. Das Thema ist vom Tisch.“
„Wirklich?“
„Ja!“
Für einen Moment war es so still in dem Büroraum, dass man eine Stecknadel hätte fallen hören. Jürgens stand von seinem Platz auf, verschränkte die Hände hinter dem Rücken und sah aus dem Fenster. Kuhmichel räusperte sich.
„Ich gehe dann wieder runter, ja?“
„Ja, gehen Sie…“, antwortete der Sicherheitskomplexleiter.
Gerade als Marvin verschwinden wollte, drehte sich Jürgens schlagartig wieder um und nickte ihm zu. Dann bemerkte er:

„Ich habe Sie immer gemocht, Kuhmichel. Sie sind ein guter Polizist, wenn Sie auch manchmal ein kleiner Chaot sind.“
Der Chef versuchte zu lächeln, doch es gelang ihm nicht. Stattdessen schaute er Marvin nur bedrückt an und machte den Eindruck, als würde er die passenden Worte suchen.
„Es tut mir wirklich leid, Kuhmichel. Ganz ehrlich. Sie sind ein netter Kerl…“, sagte Jürgens.
„Ist schon okay, Chef. Bis später!“ Der Detective verließ den Büroraum und sein in die Jahre gekommener Vorgesetzter sah ihm traurig hinterher.

Auf der schwarzen Liste

Es war 17.51 Uhr und Marvin hatte den heutigen Arbeitstag endlich hinter sich gebracht. Jetzt war er auf dem Weg nach Hause. Gleich wollte er erst einmal bei Kevin anrufen, um sich nach dessen Gesundheitszustand zu erkundigen. Vermutlich hatte der Kollege mit etwas Ernsterem zu kämpfen als nur mit einer gewöhnlichen Erkältung.
Als der Polizist in die Steven-Spielberg-Straße einbog, wo sein kleines Reihenhaus zwischen vielen weiteren Reihenhäusern eingeklemmt am Straßenrand stand, sah er schon von weitem drei Gestalten vor seiner Haustür herumstehen.
Kuhmichel stutzte, trat kurz auf das Gaspedal, um auf den letzten Metern noch einmal zu beschleunigen, und stellte sein klapperiges Auto dann ab. Er stieg aus und ging langsam auf die drei Männer zu.
„Herr Kuhmichel, folgen Sie uns ins Haus. Wir müssen uns mit Ihnen unterhalten“, sagte einer der Männer, ein hochgewachsener, kahlköpfiger Kerl mit auffällig buschigen Augenbrauen.
Der Mann neben ihm, vermutlich ein Sektorbürger türkischer Herkunft, trat einen Schritt vor. Ihm folgte ein schlaksiger Typ mit blonden Haaren und einem sehr schmalen Gesicht.
„Wer sind Sie und was wollen Sie von mir?“, wollte Marvin wissen.
„Wir sind von der GSA. Öffnen Sie bitte die Tür, damit wir ins Haus können“, forderte der Blonde.
„Können Sie sich ausweisen?“, knurrte Kuhmichel.
„Aber sicher…“, antwortete der kahlköpfige Mann, der ein dunkelgraues Sacko trug, und hielt ihm seinen entblößten Unterarm entgegen. Seine Begleiter taten das Gleiche.

„Ich habe leider keinen Scanner dabei, um ihre Implantationschips lesen zu können“, sagte Marvin.
„Wir haben auch gewöhnliche Dienstausweise“, lachte der Blonde und hielt Kuhmichel den seinen sofort unter die Nase.
„Wirklich witzig!“, brummte der Polizist.
„Wer sagt, dass wir witzig sind?“, bemerkte der Orientale kalt und deutete auf die Eingangstür. „Lassen Sie uns jetzt endlich in Ihr Haus!“
„Was wollen Sie denn von mir?“, wehrte sich Marvin.
„Wir müssen mit Ihnen reden und haben den Befehl nach verdächtigen Objekten in Ihrem Haus zu suchen. Entweder Sie lassen uns augenblicklich hinein oder wir werden uns den Zugang erzwingen. Verhalten Sie sich besser kooperativ!“, sagte der Kahlkopf und funkelte Kuhmichel bedrohlich an.
Marvin wunderte sich in diesem Moment darüber, dass er kaum Angst verspürte. Nein, er verspürte im Gegenzug sogar eher so etwas wie wütenden Trotz. Grimmig starrte er die drei Männer an und schloss dann die Haustür auf.
Schnellen Schrittes lief er voran, während ihm die drei ungebetenen Besucher ins Wohnzimmer folgten. Dort setzten sich zwei von ihnen wortlos auf die Couch, während der Schwarzhaarige hinter Marvins Rücken Position bezog.
Alle drei Männer waren bewaffnet und gelegentlich tasteten sie demonstrativ nach ihren Pistolen, die unter den Sackos hervorlugten. Marvin hatte seine Dienstwaffe hingegen im Sicherheitskomplex FAM-IV gelassen.
Der blonde GSA-Agent erhob sich wieder von der Couch und starrte ihn feindselig an. Dann sagte er: „Zunächst einmal weise ich Sie darauf hin, dass Sie hiermit verhaftet sind, Herr Kuhmichel. Des Weiteren werden wir uns jetzt hier umsehen, um sicherzustellen, dass Sie nicht noch weitere

Kopien der Daten besitzen, die sie Theodor Hirschberger gestohlen haben.“
Der Detective starrte trotzig zurück. „Aha, verhaften wollen Sie mich…“
„Sie haben gegen die höchste Sicherheitsstufe verstoßen, Herr Kuhmichel“, knurrte der Orientale hinter Marvins Rücken und stellte sich vor die Wohnzimmertür. Dann zückte er seine Waffe und richtete sie auf den Polizisten. Seine Kollegen reagierten fast synchron und ehe sich Marvin versah, schaute er in die Läufe von drei Automatikpistolen.
„Fickt euch!“, zischte er.
„Machen Sie keine Dummheiten, Herr Kuhmichel. Haben Sie hier noch weitere Kopien der Daten oder nicht?“, bohrte der kahlköpfige Agent nach.
„Ja, habe ich…“ Marvin wusste, dass es jetzt keinen Zweck mehr hatte zu lügen.
„Bevor wir Sie in Sicherheitsverwahrung bringen, werden Sie uns die Daten aushändigen“, wies ihn der Blonde an.
„Ja, in Ordnung. Ich gehe nach oben und hole sie“, antwortete Kuhmichel mit ausdrucksloser Miene.
„Herr Altintop wird sie begleiten“, bemerkte der glatzköpfige Mann und nickte dem Orientalen zu. Dieser winkte Marvin mit der Waffe in der Hand zu sich.
„Kommen Sie schon!“, drängelte er.
Der Polizist, der sich mit aller Kraft bemühte seine Angst vor den drei GSA-Männern zu verbergen, ging an dem schwarzhaarigen Agenten vorbei und führte ihn ins obere Stockwerk, während die beiden anderen Geheimdienstleute unten im Hausflur stehen blieben.
„Die Datenschachtel ist in meinem Arbeitsraum“, erklärte Kuhmichel dem Mann hinter sich und dieser antwortete mit einem leisen Brummen.
Marvin ging zum Schreibtisch, holte die Datenschachtel und das kleine Übertragungskabel aus der Schublade, drehte

sich um und lächelte den GSA-Mann an. Dann steckte er das Kabel in die Tasche und hielt seinem Gegenüber die Datenschachtel hin. Der Agent musterte ihn misstrauisch und richtete die Mündung seiner Pistole direkt auf Kuhmichels Gesicht.
„Nehmen Sie das Scheißding. Dann habe ich endlich meine Ruhe“, sagte Marvin und seine hellen Augen leuchteten freundlich auf, als er dem Orientalen zunickte.
„Ihre Ruhe?“ Der Mann grinste verächtlich. „Oh, nein, mein Lieber. So einfach kommen Sie nicht aus dieser Sache heraus.“
Der GSA-Agent griff mit der linken Hand nach der Datenschachtel und beugte sich dabei leicht nach vorne, während Kuhmichel plötzlich blitzartig seinen Schritt zur Seite machte. In der nächsten Sekunde schlug er dem Geheimdienstmitarbeiter mit der Kante seiner linken Hand gegen den Unterarm und duckte sich nach unten weg. Ein Schuss ertönte und die Kugel bohrte sich in die Wand in Marvins Rücken. Während der verdutzte GSA-Mann noch versuchte, ihn erneut mit der Waffe anzuvisieren, schlug ihm der Detective mit voller Wucht ins Gesicht. Vor Schmerzen stöhnend taumelte der Getroffene zurück, als Kuhmichel schon einen Kugelschreiber vom Schreibtisch nahm und ihm diesen mit aller Kraft in die Kehle rammte. Derweil polterten die beiden anderen Agenten schon die Treppe in die zweite Etage hinauf und stürmten über den Flur.
Den auf dem Boden liegenden, laut krächzenden und gurgelnden GSA-Mann ignorierend, riss Kuhmichel ein Fenster auf und sprang in die Tiefe. Er landete unsanft auf dem Rasen seines winzigen Vorgartens und richtete sich so schnell er konnte wieder auf, um auf den Bretterzaun, der den Garten vom Fußweg dahinter abgrenzte, zuzurennen.
„Bleiben Sie stehen, Kuhmichel!“, hörte er die GSA-Agenten hinter sich brüllen.

Dann flogen ihm einige Kugeln um die Ohren und Marvin, der bisher an keinen Gott geglaubt hatte, bat diesen in jenen Sekunden inständig um Hilfe.
Holzsplitter wurden neben ihm durch die Luft gewirbelt, als ein Projektil in den Bretterzaun einschlug. Offenbar hatte der Schütze auf seine Beine und nicht auf seinen Kopf oder Oberkörper gezielt. Der Detective sprang mit einem gewaltigen Satz über den Gartenzaun, überschlug sich auf dem Fußweg dahinter und stolperte dann durch eine Hecke, um dahinter im Garten irgendeines anderen, unscheinbaren Reihenhausbewohners zu landen. Hinter ihm knallte noch immer das Feuer von Automatikpistolen durch die beschauliche Vorstadtsiedlung.
Jetzt rannte Marvin wie von Sinnen, übersprang mehrere Gartenzäune wie ein echter Leichtathlet und raste über eine breite Straße. Zum Nachdenken hatte er keine Zeit mehr und so rannte der Polizist, als wenn ihm eine Schar Dämonen auf den Fersen wäre. Und das entsprach auch der Realität…

Kuhmichel sprintete wie vom Teufel gehetzt über Gehsteige und Straßen, hastete panisch durch Vorgärten, Hinterhöfe und die verwahrloste Parkanlage am Rande des Frankfurter Vorortes, in dem er gelebt hatte. Nun war seine Existenz als Bürger von „Europa-Mitte“ beendet worden. Das wurde ihm selbst in diesem Moment der grenzenlosen Panik bewusst. Einer der GSA-Agenten hätte ihn beinahe doch noch erwischt, bevor ihn seine beiden Verfolger in der Straße hinter seinem Reihenhaus vorläufig aus den Augen verloren hatten. Glücklicherweise hatte er noch früh genug reagiert, sonst wäre er jetzt wohl schon auf dem Weg in ein Hochsicherheitsgefängnis des internationalen Geheimdienstes, schoss es Marvin durch den Kopf, während er bis zur völligen Erschöpfung durch die Straßen rannte und es nicht

einmal mehr wagte, einen flüchtigen Blick über die Schulter zu werfen.
Als Kuhmichel keine Puste mehr hatte und laut schnaufend zu Boden sackte, kroch er mit letzter Kraft unter ein altes Auto, das hinter einem schäbigen Mehrfamilienhaus abgestellt worden war. Er schloss die Augen, biss sich auf die Unterlippe und hatte das Gefühl, als würden seine Lungen im nächsten Moment explodieren.
Erst als er sich etwa eine halbe Stunde lang von seinem halsbrecherischen Sprint erholt hatte, traute er sich einmal kurz unter dem Auto hervorzulugen. Irgendwo hörte er die schrillen Stimmen einiger Kinder, die vermutlich vor dem Mehrfamilienhaus auf einer Treppe saßen und zwischendurch immer wieder lachten und aufschrieen. Von den GSA-Agenten war nichts mehr zu sehen, was allerdings nicht viel heißen musste. Marvin wusste, dass bald die halbe Frankfurter Polizei nach ihm suchen würde - und vermutlich ganze Staffeln von Mitarbeitern des gefürchteten internationalen Geheimdienstes.
„Ich bleibe hier bis es dunkel wird“, dachte er sich und schloss die Augen. Noch immer pochte sein Herz schnell und kräftig, wenn es auch nicht mehr so irrsinnig hämmerte wie nach seinem Marathonlauf.
Sobald die Schatten der Nacht über die Stadt gekommen waren, wollte sich Kuhmichel nach einem besseren Versteck umsehen. Sein Scanchip, das man immer und überall anpeilen und orten konnte, hatte er bereits auf der Straße hinter seinem Reihenhaus zu Boden fallen lassen.
„Ein Mensch ohne Chip ist kein Mensch…“, dachte er sich und ihm wurde in diesem Moment klar, dass er nun nicht einmal mehr eine offizielle Identität hatte. Zudem konnte er sich ohne Scanchip nichts mehr kaufen. Er war vollkommen mittellos geworden - von einem Augenblick zum nächsten.

Wie die ganze Sache enden würde, konnte sich der Polizist nicht ausmalen, und verharrte einfach unter dem schrottreifen Auto, in der Hoffnung, dass niemand ihn gesehen hatte als er darunter gekrochen war. Doch er hatte Glück und die Stunden verstrichen, ohne dass ihm jemand zurief: „Kommen Sie da raus, Herr Kuhmichel! Mit erhobenen Händen!"
Als es endlich dunkel geworden war, schlich er sich im Schutze der hohen, grauen Häuserwände durch die Finsternis davon und kauerte sich hinter Mülltonnen, Stromkästen oder Bäume, während er sich ständig umdrehte und seine Augen nervös die Umgebung absuchten.
In der Tiefe der Nacht gelang es ihm endlich, sich in einem leerstehenden Haus zu verstecken. Die Türen und Fenster des Gebäudes waren offenbar schon vor Jahren herausgebrochen oder eingeschlagen worden und anscheinend hausten hier von Zeit zu Zeit Obdachlose, wie die Müllberge in den finsteren, leeren Räumen vermuten ließen. Irgendwann in den frühen Morgenstunden des nächsten Tages schaffte es Marvin zumindest für einige Stunden zu dösen, um schließlich mit einem vor Hunger rumorenden Magen aufzuwachen. Jetzt war er auf der Flucht vor einem grausamen, unbarmherzigen System und es gab kein Zurück mehr.

„Bitte nicht! Nein, hören sie doch auf!", wimmerte der alte Mann, als ihn Kuhmichel weiter in die dunkle Nische zwischen den zwei Häuserblocks zog und ihm zugleich die scharfe Spitze einer großen Glasscherbe gegen den Kehle drückte.
„Wenn du schreist, bist du tot. Das schwöre ich dir, Opa. Gib mir dein Scanchip und deine Autoschlüssel", zischte ihm Marvin von hinten ins Ohr.

„Ja, in Ordnung. Kein Problem!“, gab der grauhaarige Mann zurück, den Kuhmichel wie ein Raubtier angefallen und dann in diese lichtlose Ecke gezogen hatte.
„Die verdammte Geheimzahl von deinem Scanchipkonto!“, sagte der ehemalige Polizist.
„Ich glaube 1456…ja…1456…“, stammelte der Alte, der hilflos in Kuhmichels Würgegriff zappelte.
„1456…okay…merke ich mir…gib mir dein Scanchip…“, drängelte Marvin ungehalten und presste noch immer die Spitze der Glasscherbe, die er in dem leerstehenden Haus gefunden hatte, gegen die runzelige Haut seines Opfers, das um sein Leben bangte.
„Wenn du mich belügst, dann finde ich dich und bringe dich um. Ist 1456 wirklich die richtige Geheimzahl?“
„Ja, ganz ehrlich“, jammerte der alte Mann.
Als dieser sein Scanchip und die Schlüssel seines Autos endlich rausgerückt hatte, ließ ihn Marvin los und stieß ihn auf den müllübersäten Boden. Er hatte stundenlang in diesem dunklen, engen Durchgang zwischen zwei Wohngebäuden auf jemanden gelauert, dem er das Scanchip wegnehmen konnte. Außerdem brauchte er einen fahrbaren Untersatz - und dieser alte Mann hatte gerade in sein Auto einsteigen wollen, als ihn Kuhmichel wie ein hungriger Wolf aus der dunklen Ecke angefallen und im nächsten Augenblick schon in diese hineingezogen hatte.
„Warum tun sie das?“, wimmerte die ängstliche Gestalt zu Marvins Füßen und sah ihn mit verzweifeltem Blick an.
„Verschwinde besser! Eigentlich sollte ich dich töten, weil du den Verlust deines Autos und deines Scanchips sicherlich bald der Polizei melden wirst, aber ich lasse dich trotzdem leben, weil ich ein guter Mensch bin. Warte aber bitte ein paar Stunden, bis du diesen Überfall meldest. Damit würdest du mir schon sehr helfen“, antwortete der Flüchtling und starrte auf den Alten herab.

„Ich will hier nur weg! Weg aus dieser verfluchten, verrotteten Stadt! Und ich brauche dein Scanchip und dein Auto. Sonst töten sie mich. Verstehst du? Sonst machen mich diese Wichser kalt“, zischte Marvin und wirkte wie ein vollkommen irrsinniger Drogenjunkie.
Der grauhaarige Mann hob beschwichtigend die Hände und versuchte zu lächeln. „Schon gut, kein Problem. Ich sage nichts. Nehmen sie mein Scanchip und mein Auto. Ganz ruhig!“
„Ich muss jetzt gehen. Es tut mit leid, ich bin eigentlich kein Krimineller, aber es geht wirklich nicht anders“, antwortete Kuhmichel und ließ sein Opfer einfach in der dunklen Nische liegen, während er so schnell er konnte in dessen Auto einstieg und davonbrauste.
Der alte Mann sah ihm sprachlos nach und wusste nicht, was er von dem kräftigen, dunkelblonden Mann halten sollte, der ihn soeben überfallen und dabei vollkommen verzweifelt und zu allem entschlossen gewirkt hatte.

Sich immer wieder nervös umschauend und mit wild hämmerndem Herzen fuhr Kuhmichel in Richtung der Autobahn, die ihn endlich aus Frankfurt hinausführen sollte. Er ließ seinen Blick noch einmal über die riesenhaften Wolkenkratzer, die berühmte Skyline von „Mainhatten“, dem „Zentrum der Banken und des Kapitalismus“, wie die Leute manchmal sagten, schweifen, wobei er diese inzwischen so furchtbar verkommene und verrottete Metropole nicht mehr sonderlich vermissen sollte. Im Hintergrund erblickte Marvin den berühmten Frankfurter Messeturm, auf dessen Spitze eine Pyramide mit einem leuchtenden Auge angebracht war. Es war ein Symbol, dass es inzwischen häufig zu sehen gab, wie es ihm in diesem Moment auffiel.
Man fand diese Pyramiden mit den Augen in ihren Spitzen auf den Scanchips, den Verpackungen der „Globe Food“

Lebensmittelkette oder als Zeichen diverser Fernsehsender. Und sogar die offizielle Flagge des Weltverbundes trug - wenn auch in etwas abgewandelter Form - ein ähnlich aussehendes Symbol. Diese merkwürdige Tatsache war ihm soeben zum ersten Mal in seinem Leben richtig ins Bewusstsein gelangt.
„Das Innenministerium des Subsektors „Deutschland“ in Berlin ist auch ein pyramidenförmiger Bau mit einem Licht auf der Spitze des Gebäudes, das in der Nacht wie ein großes, allsehendes Auge strahlt“, schoss es Kuhmichel durch den Kopf.
Dann verwarf er den Gedanken wieder und konzentrierte sich auf den Straßenverkehr. Wenig später fuhr er mit einem Gefühl der Erleichterung auf die Autobahn in Richtung Fulda und beschleunigte den Wagen so gut es ging. Natürlich waren auch auf den Autobahnen überall Überwachungskameras, aber wenn der alte Mann das Fahrzeug nicht sofort als gestohlen gemeldet hatte, dann war es möglich, dass er doch zumindest Frankfurt hinter sich lassen konnte ohne erwischt zu werden.
Lebend würden sie ihn jedenfalls nicht bekommen. Und wenn sie ihn zu verhaften versuchten, dann würde er zumindest dem ersten Beamten noch die Glasscherbe in den Hals rammen, wenn er die Möglichkeit dazu hatte.
Sie hatten ihn gelinkt und einfach wie ein Stück Müll fallen lassen. Auch Jürgens! Kuhmichel biss die Zähne zusammen und überholte mit grimmigem Gesicht einen langsam dahin schleichenden LKW mit einem Nummernschild des Verwaltungssektors „Europa-Ost“.
Irgendwann schaltete er das Radio an und versuchte auf diese Weise etwas Ablenkung zu bekommen. Er betrachtete den blauen, fast wolkenlosen Himmel, der sich über ihm ausdehnte, und dachte kurz darüber nach, ob es dort oben

wirklich so etwas wie einen Gott gab. Wenn es ihn gab, dann war ihm die Welt hier unten jedenfalls scheißegal.
Das Radio fing an zu plärren und Marvin suchte einen anderen Sender. Kurz darauf kamen die Nachrichten und eine ernste, sachliche Frauenstimme verkündete: „Bei einer illegalen Demonstration islamischer Extremisten in Amsterdam kam es zu Straßenschlachten mit den Sicherheitskräften. Dabei hat es mehrere Verletzte gegeben. Inzwischen sei die Lage jedoch wieder unter Kontrolle, teilten die örtlichen Behörden mit.
Im Zuge einer Überschwemmung in Uruguay sind mehrere Menschen umgekommen, darunter auch einige Kinder. Experten der internationalen Wetterbeobachtungsbehörde sagten in diesem Zusammenhang, dass weitreichende…“
Die Stimme quasselte vor sich hin und Marvin versank für einen kurzen Augenblick in Gedanken, um dann wieder die Ohren zu spitzen.
„Der russische Staatschef Artur Tschistokjow hat Gerüchte über eine angebliche Aufrüstung des Nationenbundes der Rus als haltlos zurückgewiesen. Auf die Vorwürfe einiger Militärbeobachter des Weltverbundes entgegnete Tschistokjow, dass ihm viel daran gelegen sei, die Meinungsverschiedenheiten mit der Weltregierung endlich friedlich beizulegen. Von einer Aufrüstung des Nationenbundes könnte keinerlei Rede sein, so der russische Staatschef, denn genau das Gegenteil sei der Fall. Russland stehe heute im Zeichen des Friedens und des Wiederaufbaus nach einem schrecklichen Bürgerkrieg, erklärte Tschistokjow, und die Vorwürfe einer angeblichen, geheimen Aufrüstung seien schlichtweg absurd…“
„Sie nennen Tschistokjow in den Medien plötzlich nicht mehr „Diktator“, sondern „Staatschef“. Das war vor einigen Monaten noch anders“, dachte sich Marvin verwundert. „Doch will die Weltregierung tatsächlich den Frieden? Und

was ist mit Tschistokjow selbst? Kann man überhaupt noch ein Wort von dem glauben, was sie uns erzählen?“

Der Flüchtige hörte der Frau im Radio weiter interessiert zu.

„…sagte der Weltpräsident, dass er erfreut über die Tatsache sei, dass das Morden in Russland offenbar aufgehört hat und sich der russische Staatschef endlich verhandlungsbereit gezeigt hat…“

„Was das noch geben soll“, murmelte Kuhmichel leise vor sich hin und sah wieder hinauf zum Himmel.

Er kam etwa 100 Kilometer weit. Dann war der Tank des Fahrzeugs leer und Marvin fuhr von der Autobahn herunter. Inzwischen hatte er beinahe die Stadt Fulda erreicht. Das gestohlene Scanchip des alten Mannes zu benutzen, um das Auto aufzutanken, hatte er jedoch nicht gewagt. Vor allem nicht an einer Tankstelle auf der Autobahn, wo es von Überwachungskameras und Sicherheitskräften wimmelte.

Außerdem wurde bei jedem elektronischen Zahlungsvorgang das Profil des Kunden angezeigt, was bedeutete, dass ein Kassierer in irgendeinem Laden oder an einer Tankstelle ein Foto des Alten sah - und das passte leider nicht zu Kuhmichels Gesicht. Vom Geburtsdatum einmal abgesehen.

Ob er das gestohlene Scanchip überhaupt würde gebrauchen können, sollte sich noch herausstellen, dachte sich der ehemalige Polizist, der jetzt wie ein Beutetier von den Hunden des Systems gejagt wurde.

Als die Fahrt zu Ende war, stellte er das Auto des alten Mannes an einem Rastplatz neben einer Landstraße ab und verschwand sofort in einem dichten Waldstück. Vorher hatte er den Wagen noch nach brauchbaren Gegenständen durchsucht und im Kofferraum eine Decke und einen uralten Klappspaten, den er notfalls als Schlagwaffe benutzen konnte, gefunden. Mit seiner kargen Beute verschwand

Kuhmichel schließlich im Dickicht, kroch zwischen einige kleine Büsche und wartete darauf, dass es dunkel wurde.
Am Ende zerstörte er das Scanchip, das er dem alten Mann weggenommen hatte, denn er fürchtete, dass man ihn vielleicht doch anhand des Datenträgers würde orten können. Wenn der alte Mann den Diebstahl schon gemeldet hatte, dann gab es zwei Möglichkeiten. Entweder die Polizei und damit auch die GSA fanden anhand einer exakten Personenbeschreibung heraus, dass er das Scanchip gestohlen hatte, oder der Diebstahl kam schneller zu den Akten als sich der Alte am Kopf kratzen konnte. Immerhin wurden in einer Stadt wie Frankfurt jeden Tag Hunderte von Scanchips gestohlen und meistens nahm die Polizei diese Dinge zwar zur Kenntnis, aber sie ermittelte nicht. Wie auch immer, das Risiko war dennoch zu groß, beschloss Kuhmichel, und zerstörte den Datenträger, indem er ihn in einen Bach warf.

Marvin hatte die Nacht irgendwo im Unterholz zwischen Blättern, Ästen und piekenden Tannennadeln verbracht. Aber er hatte es trotz aller Unbequemlichkeiten und der pausenlos bohrenden Angst dennoch geschafft, etwas zu schlafen, denn die übermächtige Erschöpfung hatte ihn am Ende einfach in die Knie gezwungen.
Jetzt saß er schweigend auf einem Baumstumpf und stierte seit einer halben Stunde auf den Waldboden. Heute Morgen hatte es heftig geregnet und noch immer lag der sanfte Geruch von feuchtem Grün in der Luft. Er atmete noch einmal tief durch und spürte, wie sich seine Lunge öffnete, um die kühle Waldluft einzusaugen. Sie war wundervoll, diese belebende Frische hier draußen. Zumindest das war herrlich, wenn es auch ansonsten überhaupt nicht gut für den Flüchtling aussah.

Marvin dachte an Loreen. Was mochte mit ihr geschehen sein? Hatten sie sie einfach in ein Internierungslager oder ein Spezialgefängnis gebracht? Das machte die GSA immer so, erzählte man sich. Der ehemalige Polizist wusste es nicht und es war unwahrscheinlich, dass er es jemals erfahren würde. Seine Frau war für immer fort, daran zweifelte er nicht.
Vielleicht konnte er noch sich selbst retten, überlegte Kuhmichel, wobei er bisher weder einen Plan noch eine vernünftige Idee hatte. Sich selbst retten? Wie sollte das überhaupt möglich sein in einer Gesellschaft, die komplett überwacht wurde. Er wusste besser als der gewöhnliche Bürger, welche Machtmittel dem System zur Verfügung standen und wie grausam und unbarmherzig es zurückschlagen konnte, wenn man es herausforderte.
Eines war ihm allerdings klar. Hier in „Europa-Mitte“ konnte er nicht bleiben, das war völlig ausgeschlossen. Er musste hier weg - so schnell wie nur möglich!
„Nach Osten!“, kam es ihm in den Sinn. „Ich muss irgendwie nach Osten kommen. Und dann ganz raus aus „Europa-Mitte“. Raus aus dieser Hölle!“
Kuhmichel wusste, dass die Situation im Lokalsektor „D-Ost I“ in den letzten Monaten immer mehr außer Kontrolle geraten war. Das berichteten jedenfalls die Nachrichten. Dort oben an der Ostseeküste war eine Region entstanden, in der das System nicht mehr die uneingeschränkte Macht über die Bevölkerung hatte. Und auch in anderen Gebieten der ehemaligen „DDR“ - so hatte man den Ostteil des Subsektors „Deutschland“ früher einmal genannt, wie es Kuhmichel von einem seiner Kollegen erzählt worden war - schien die unantastbare Allgewalt des Systems langsam zumindest ein wenig zu bröckeln. Hier waren vor allem die Deutschen in den letzten Jahren immer aufsässiger und rebellischer geworden.

Vielleicht war es möglich, den Lokalsektor „D-Ost I" zu erreichen und in dieser dünn besiedelten, ländlichen Region irgendwo unterzutauchen. Wenigstens für eine Weile. Dann konnte er sich immer noch überlegen, wie es weiterging.
Marvin sinnierte vor sich hin und fasste schließlich neuen Mut. Die Datenschachtel - seinen Schatz - trug er noch immer in der Hosentasche seiner inzwischen verdreckten, blauen Jeanshose. Ab und zu tastete er danach. Die Schachtel durfte er auf keinen Fall verlieren, denn sie enthielt die Wahrheit und war zugleich die Ursache für die Katastrophe, in die er hineingeschlittert war.

Einige vom Mondlicht beschienene Häuserdächer waren in der Ferne zu erkennen und Kuhmichel schlich weiter durch das finstere Unterholz. Bei jedem kleinen Ast, der unter seinen Füßen mit einem leisen Knacken zerbrach, zuckte er ängstlich zusammen und sah sich dann misstrauisch um. Jetzt war er der Hase, dem die geifernde Hundemeute im Nacken saß. Ein Zustand, der ihn zeitweise mit einer solchen Panik erfüllte, dass Marvin darüber nachdachte aufzugeben.
„Der GSA kann niemand entkommen. Vielleicht kann man für einige Tage ihrem eisernen Zugriff entfliehen, aber niemals auf Dauer", sagte er zu sich selbst und fühlte, wie ihm die Angst die Luft raubte.
„Oder doch…", murmelte er dann. „Nein, Marvin, sie sind zwar mächtig und haben alle Mittel in den Händen, aber sie sind keine Götter. Was hast du schon noch zu verlieren? Willst du es nicht zumindest versuchen? Willst du nicht zumindest alles tun, was du kannst, um zu überleben?"
Er kroch weiter vorwärts und erreichte wenig später den Rand des Waldstücks. Hier hockte er sich ins Gebüsch und betrachtete die Wohnhäuser, vor denen einige Autos standen. Eines davon musste er stehlen. Oder irgendein ande-

res. Hauptsache irgendein Fahrzeug, damit er schneller von hier wegkommen konnte.
Inzwischen irrte er schon zehn Tage durch den Wald, schlief tagsüber, um dann in den Nächten herumzuschleichen und sie Lage auszuspähen. Er würde nur überleben, wenn er extrem vorsichtig war und sich alles vorher genau ansah, bevor er zur Tat schritt, dachte sich Kuhmichel.
Den Gedanken sich zu stellen und damit die Waffen zu strecken, unterdrückte er wieder und wieder. Das wäre der sichere Tod, sagte er sich. Die GSA würde ihn nicht einfach nur verhören und dann wieder gehen lassen. Das tat der internationale Geheimdienst niemals. Vor allem nicht, wenn es dabei um hochbrisante Daten ging, die mit allen Mitteln geheimgehalten werden mussten.
Schon nach der Machtübernahme der Weltregierung im Jahre 2018 hatte es eine erste, groß angelegte Säuberungswelle im Verwaltungssektor „Europa-Mitte“ gegeben, bei der Hunderttausende von „politisch unzuverlässigen“ Sektorbürgern verschwunden waren. Daran konnte sich Marvin noch erinnern, wenn auch längst niemand mehr darüber sprach.
Wo diese Leute hingekommen waren, wusste er nicht, aber er selbst hatte zwei Personen gekannt, die damals von der GSA fortgebracht worden und nie mehr aufgetaucht waren.
Und so würde es auch ihm ergehen, wenn sie ihn erwischten. Vielleicht würde er in dieses riesige Internierungslager auf den Färöer-Inseln gebracht oder einfach irgendwo in einem Gefängnis verschwinden. Vielleicht würden sie ihn nach einem kurzen Verhör aber auch gleich liquidieren und dann an einem unbekannten Ort verscharren. Jedenfalls hatte er jetzt keine andere Möglichkeit mehr als diese Flucht bis zum bitteren Ende fortzusetzen.
So hockte Marvin im Gestrüpp und wartete auf eine Gelegenheit ein Auto zu stehlen, während die Stunden verstri-

chen und es irgendwann zu dämmern begann. Am Ende zog er wieder mit knurrendem Magen unverrichteter Dinge ab und hoffte, dass er in der nächsten Nacht mehr Glück haben würde.

Der ehemalige Polizist war bald zu einem Schatten geworden und bewegte sich nur noch im Schutze der Dunkelheit und fernab jeder größeren Siedlung vorwärts. Irgendwie musste er sich ein Auto und Benzin besorgen, um endlich weiter nach Osten zu kommen. Aber er durfte keine Fehler machen, sonst hatten sie ihn sehr schnell. Jedenfalls war es in einer Großstadt wesentlich einfacher ein Auto zu stehlen als in einem dieser kleinen Dörfer, um die Kuhmichel des Nachts herumschlich und versuchte irgendetwas zu entwenden oder die Lage auszuspähen. Hier achteten die Bewohner noch mehr aufeinander und waren insgesamt wachsamer als jene, die in den verkommenen Ballungsgebieten von „Europa-Mitte" hausten.
In den Wäldern war man allerdings meistens recht gut geschützt, wenn man sich ruhig verhielt und sich vorwiegend in der Dunkelheit bewegte. Förster gab es schon seit Jahrzehnten keine mehr. Dieser Beruf war ausgestorben, genau wie die Harnischmacher oder Hufschmiede der alten Zeit, denn für die Mächtigen des Verwaltungssektors „Europa-Mitte" war der Gedanke, dass sich ein Mensch hauptberuflich mit so etwas wie einem Wald oder den darin lebenden Tieren beschäftigte, vollkommen abwegig. Immerhin war der Mensch selbst schon zum Tier geworden, was bedeutete, dass die eigentlichen Tiere nur noch als reine Gegenstände betrachtet wurden.
Aber so war es nun einmal und Marvin Kuhmichel war ein Teil dieser Welt, die sich nach und nach in ein gigantisches Gefängnis verwandelt hatte. Lediglich in den Wäldern war man frei oder es war zumindest leichter sich einzubilden,

dass man es war. Der ehemalige Polizist ernährte sich von Beeren oder Wurzeln, wobei er oft überhaupt nicht genau wusste, was er da aß. Aber er hatte Glück und fing einmal sogar einen Hasen, den er mit seinem Klappspaten im Dickicht erschlug, und dann wie ein hungriger Wolf ausweidete und verschlang.
Ansonsten versuchte er weiterhin mit allen Mitteln an ein neues Auto heranzukommen und pirschte sich in eines Nachts an ein kleines Dörfchen in der Nähe von Fulda heran. Hier im Westen konnte er sich nicht auf Dauer vor seinen Verfolgern verstecken und so blieb ihm nichts anderes übrig, als sich endlich einen fahrbaren Untersatz zu besorgen.

Das rostige Auto stand direkt am Waldrand unweit eines kleinen Wohnhauses und Kuhmichel robbte lautlos über den Gehsteig, um sich dann hinter dem Fahrzeug zu verbergen. Mit zittrigen Händen hantierte er am Schloss des Autos herum und versuchte es irgendwie aufzubrechen. Doch das war nicht so einfach, wie er es sich gedacht hatte. Die Beifahrertür hielt stand, egal wie sehr er sich bemühte sie geräuschlos zu öffnen.
Er lugte an dem Wagen vorbei in Richtung des Wohnhauses. Alles war dunkel und die schwarzen Fenster glotzten auf ihn herab. Sie schliefen und hatten ihn nicht bemerkt, beruhigte er sich, während er versuchte seinen rasenden Puls unter Kontrolle zu bekommen.
„Geh endlich auf!“, zischte er, doch diese verdammte Autotür ließ sich einfach nicht öffnen.
Den Gedanken, bei einem anderen Auto noch etwas Benzin aus dem Tank zu klauen, hatte er längst verworfen. Er hatte nicht einmal einen Schlauch oder sonst etwas, womit er dies hätte tun können.
„Verdammter Mist!“

Am liebsten hätte Marvin die Beifahrertür mit einem Vorschlaghammer bearbeitet, doch auch den hatte er nicht. Schließlich nahm er einen großen Stein in die Hand und schlug damit eine Scheibe des klapperigen Fahrzeugs ein. Das war rabiat und überhaupt nicht geräuschlos gewesen, aber es ging nicht anders.
Vor Angst und Nervosität bebend kletterte er in das Auto hinein und setzte sich auf den Fahrersitz. Noch immer war das Wohnhaus gegenüber dunkel. Er atmete auf und riss eine Plastikabdeckung ab, um dann das Fahrzeug kurzzuschließen. Bei alten Schrottkarren wie diesen war das immerhin noch etwas einfacherer als bei den neueren Modellen.
„Schlaft einfach weiter…“, flüsterte er und starrte nervös in Richtung des Hauses, aus dem noch immer kein Lebenszeichen kam. „Gut so!“
Schließlich sprang das Auto an und Marvin ballte die Faust mit einem triumphierenden Knurren. Er war ihm doch gelungen, dieses verfluchte Ding zu erobern. Jetzt gehörte die Beute ihm und er fuhr so schnell es ging davon, um dann in der Dunkelheit zu verschwinden. Als er nach einigen Hundert Metern endlich die Scheinwerfer des Autos aufleuchten ließ und eine breitete Landstraße erreichte, grinste er zufrieden in sich hinein.
„Geschafft!“, schrie er mit einem lauten Lachen und reckte noch einmal die Faust in die Höhe.

Gehetzt

Mit dem gestohlenen Auto schaffte es Kuhmichel schließlich bis in die Nähe von Jena, wo er sich erneut irgendwo im Wald versteckte und sich von allem ernährte, was er finden oder klauen konnte. Inzwischen hatte sich der einst stattliche Polizist mit der kräftigen Statur in eine stinkende, verdreckte Jammergestalt mit einem vor sich hin wuchernden Bart verwandelt. Des Weiteren war Marvin derart paranoid geworden, dass er inzwischen selbst beim leisesten Geräusch zusammenzuckte und sich sofort irgendwo im Gestrüpp verkroch.
Auf der anderen Seite war sein Geist auch schon stark in Mitleidenschaft gezogen worden, während er beständig auf der Flucht war und in Dreck und Dunkelheit hausen musste, um von den Häschern des Systems nicht doch noch gefunden zu werden. Wie lange er dem Zugriff ihres langen Armes noch entgehen konnte, wusste Marvin nicht und manchmal überlegte er, ob es nicht doch besser war, einfach aufzugeben und sich zu stellen. Doch dann wurde ihm wieder klar, dass es für ihn nur die Flucht gab.
Zwar wusste er nur wenig über die Global Security Agency, aber doch zumindest soviel, dass Leute wie er, die eine hochgradige Gefährdung des Systems darstellten, keine Chance mehr hatten noch lebend davon zu kommen.
So quälte er sich von einem Tag zum nächsten, hockte in den kalten Nächten oft stundenlang in irgendeinem finsteren Schlupfloch und weinte vor sich hin. Immer wieder dachte er an Loreen, die er jetzt mehr als alles andere vermisste, obwohl sie ihm in den letzten Jahren immer fremder geworden war. Dennoch - Marvin dachte ständig an seine Frau, die

vielleicht schon längst liquidiert worden oder für immer in einem Internierungslager verschwunden war.
„Sie verhaften die Angehörigen von Leuten wie mir, in der Hoffnung, dass sich die Flüchtigen doch einmal bei ihren Lieben melden und sie dann zugreifen können. Wenn sie sich aber nicht mehr melden, dann werden die Angehörigen irgendwann einfach liquidiert. So läuft das bei der GSA. Ich bin mir sicher, dass es bei denen so läuft…“, sagte Kuhmichel manchmal zu sich selbst und wurde dann von einer noch größeren Welle aus Angst, Hoffnungslosigkeit und Schmerz übermannt.
Dieses Vagabundenleben in einem der am akribischsten überwachten Verwaltungssektoren der Erde - von „Amerika-Nord“ einmal abgesehen - war bereits ein Vorgeschmack auf die Hölle. Allerdings war auch das Leben eines gewöhnlichen Sektorbürgers in „Europa-Mitte“ im Grunde schon immer die Hölle gewesen, wie Marvin jetzt meinte, wenn das Abtöten und Erwürgen der letzten Freiheit auch tröpfchenweise geschah. Die Hölle brauchte nicht erst im Jenseits erwartet werden. Nein, sie hatte sich schon längst auf Erden ausgebreitet!
In seiner ewigen Einsamkeit hatte Kuhmichel viel Zeit zum Nachdenken. Mittlerweile war das Akku seines DC-Sticks schon lange leer und eine Möglichkeit es wieder aufzuladen, gab es hier draußen in den Wäldern nicht. Dennoch hatte er es bereits bis zur 306. Seite von „Der Weg der Rus“ geschafft, bevor der Akku endgültig den Geist aufgegeben hatte.
Ansonsten hatte Marvin schon mehrere Dutzend Dokumente, die er auf Theodor Hirschbergers Festplatte gefunden hatte, durchgelesen und akribisch studiert. Was er dort gelesen hatte, durfte einfach nicht wahr sein, dachte er noch immer. Es waren Dinge, die sich nur der Teufel selbst ausgedacht haben konnte. Diese Pläne und politischen Maß-

nahmen, welche in den Dokumenten behandelt und ausführlich beschrieben wurden, waren derart grausam, menschenverachtend und bösartig, dass Kuhmichel bei dem Gedanken an sie das Blut in den Adern gefror.
Sie reichten von der geplanten Vernichtung mehrerer Milliarden Menschen durch angebliche „Seuchen“, die man offiziell nicht bekämpfen konnte, bis hin zur völligen Versklavung der übrigen Menschheit, die auf das Niveau sprechender Tiere degenerieren sollte.
Dass die Implantationschips tatsächlich Nano-Giftkapseln enthielten und ein Chipträger im Bedarfsfall per Knopfdruck einfach liquidiert werden konnte, hatte Kuhmichel den Plänen und Dokumenten ebenfalls entnehmen können. Hier wurde sogar das gesamte Kontroll- und Überwachungssystem, einschließlich der dazugehörigen Satelliten- und Computernetzwerke, im Detail beschrieben. In den nächsten Jahren sollte die „Zwangsregistrierung“ beginnen, wie einige der Schriftstücke verrieten. Noch war die Registrierung mit einem implantierten Scanchip freiwillig, aber in Zukunft sollten alle, die sich dem neuen Chip zu entziehen versuchten, mit staatlicher Gewalt dazu gezwungen werden.
„Vielleicht wurde Loreens implantiertes Scanchip auch einfach abgeschaltet und sie ist schon längst tot. Und diese ODV-Seuche, die ganze Landstriche in Asien entvölkert, ist in Wirklichkeit eine biologische Waffe dieser so genannten Logenbrüder! Und sie planen, die Völker Europas, die Reste, die überhaupt noch vorhanden sind, völlig zu vernichten. Schleichend, langsam, kaum spürbar, Schritt für Schritt, bis zur völligen Auslöschung. Uns Nord- und Mitteleuropäer schätzen sie als „zu intelligent und erfindungsreich“ ein. Die Japaner werden vor allem als „widerspenstig“ eingestuft und auf lange Sicht soll dieses Volk ebenso ausgerottet werden. Allen voran jedoch die Russen! Die Russen hassen sie ab-

grundtief! Nicht nur, weil sie jetzt Tschistokjow folgen und sich gegen sie erhoben haben.
Sie haben einen 50 Jahresplan zur völligen Wegzüchtung und langsamen Ausrottung des russischen Volkes entworfen. Ich habe es gelesen. Erst werden der Nationenbund der Rus und Japan durch einen Weltkrieg niedergeworfen, dann wollen sie diese beiden Länder zunächst mit GCF-Truppen besetzten und anschließend das russische und japanische Volk durch ein Programm, dass sie „Ethnische Zersetzung“ nennen, vollständig auslöschen. Alles ist hier drin! Hier sind die Beweise!“, flüsterte Kuhmichel in sich hinein und sah zum dunklen Nachthimmel jenseits der Baumwipfel hinauf.
„Und wo bist du Gott? Ist dir das alles egal?“, fügte er leise hinzu. Doch wie immer in diesen einsamen Nächten mitten in der Wildnis antwortete ihm niemand.

Entschlossen, mit verbissener Miene, stapfte Kuhmichel durch die Nacht, eingehüllt in die schmutzige Wolldecke aus dem Kofferraum, auf die Eingangstür eines abgelegenen Hauses zu. Er war so furchtbar hungrig und durstig, dass er inzwischen zu allem bereit war, um irgendwie bei Kräften zu bleiben. Unter der Decke hielt er den rostigen Klappspaten versteckt.
Schließlich klingelte er und wartete mit ausdrucklosem Gesicht bis er Stimmen aus dem Haus hörte und im oberen Stockwerk das Licht anging. Kurz darauf öffnete ein etwa 50 Jahre alter Mann die Tür, während sich hinter ihm sein Sohn aufbaute und die in eine Decke eingehüllte Gestalt auf der Veranda nicht sonderlich freundlich anglotzte.
„Was wollen Sie?“, knurrte der Mann.
Kuhmichel versuchte freundlich zu blieben, obgleich ihm der nagende Hunger die Sinne vernebelte und er kaum noch richtig sprechen konnte. Mehrere Tage lang hatte er nichts

Richtiges mehr gegessen - von einigen Gräsern und Beeren einmal abgesehen. Jetzt war er fest entschlossen, sich etwas zu Essen zu beschaffen. Notfalls mit allen Mitteln.
„Ich wollte Sie bitten mir etwas zu essen zu geben. Bitte! Nur ein Stück Brot und ein Glas Wasser“, bat Marvin.
„Wir lassen keinen in unser Haus!“, giftete der Mann zurück und schloss die Tür wieder. Enttäuscht und zugleich äußerst zornig klingelte Kuhmichel erneut.
„Verschwinden Sie sofort von unserem Grundstück!“, schrie eine Frau über ihm.
Marvin ließ sich davon nicht beeindrucken und klingelte noch einmal. Schließlich riss der Mann blitzartig die Haustür auf und schwang einen Baseballschläger, während sein Sohn neben ihm herhuschte und ein Küchenmesser mit einer langen Klinge in der Hand hielt.
„Verschwinden Sie!“, schnaubte der junge Mann und hob drohend seine Waffe.
Kuhmichel reagierte. Im Gegensatz zu diesen beiden Gestalten, die offenbar glaubten, dass sie ihn einschüchtern konnten, war er vollkommen verzweifelt und hatte rein gar nichts mehr zu verlieren.
Er ließ die hässliche, graue Wolldecke zu Boden fallen, sprang direkt auf den jungen Mann mit dem Messer zu und zog ihm den Klappspaten quer durch das Gesicht. Ohne noch einen Ton von sich zu geben brach dieser zusammen und blieb auf dem Rücken liegen, während aus seiner rechten Schläfe das Blut sprudelte. Der ältere Mann schrie auf, als er sah, wie es seinem Sohn ergangen war, und blieb wie paralysiert auf der Stelle stehen. Seinen Baseballschläger ließ er entsetzt nach unten sinken und starrte Kuhmichel für einige Sekunden ungläubig an. Dieser zögerte jedoch nicht, den Familienvater - oder wer es auch immer war - sofort mit seinem Klappspaten anzugreifen. Reflexartig versuchte der breitschultrige Mann den Hieb mit dem Baseballschläger

abzuwehren, doch die Wucht des Schlages war zu groß. Der Holzknüppel wurde ihm aus der Hand gerissen und Kuhmichel schmetterte ihm seine linke Faust ins Gesicht. Dann riss er den Klappspaten in die Höhe, um den Mann ebenfalls zu Boden zu schlagen, doch dieser stolperte vor Panik zitternd nach hinten und fiel dann um.
Marvin versuchte sich zu fangen, obwohl ihn das Hungergefühl schon halb wahnsinnig gemacht hatte. Gnadenlos ging er weiter auf den am Boden liegenden Mann los und trat ihm mehrfach gegen den Schädel bis er sich nicht mehr rührte.
Als sich Kuhmichel von ihm abwandte und noch einmal zu dessen Sohn herübersah, war er sich sicher, dass der Mann lediglich bewusstlos war. Er fühlte den Puls des jungen Burschen und stellte fest, dass auch dieser noch am leben war. Allerdings hatte sich unter seinem Hinterkopf bereits eine Blutlache ausgebreitet.
„Kann`s nicht ändern…“, brummte Kuhmichel und stürmte dann ins Haus, bereit notfalls jeden zu erschlagen, der sich ihm in den Weg zu stellen versuchte.
In seinem wahnhaften Eifer hatte Marvin kaum wahrgenommen, dass die Frau im oberen Stockwerk des Hauses schon seit einigen Minuten laut um Hilfe schrie. Knurrend drehte er sich um und rannte mit erhobenem Klappspaten die Treppe herauf, wo die Frau entsetzt zu kreischen anfing, als sie ihn erblickte.
„Sie muss ruhig werden…“, blitzte es in Marvins von der Hungerraserei vernebeltem Gehirn auf und er schlug auf die wimmernde Frau ein.
„Ich will endlich etwas zu essen! Halt einfach den Mund! Sei ruhig! Sei endlich ruhig!“, schrie er wie von Sinnen.
Schließlich schleifte er die Frau in ein hell erleuchtetes Zimmer, stieß sie brutal zu Boden und schlug sie einfach

bewusstlos. Dann war endlich Ruhe! Kuhmichel atmete erleichtert auf und grinste irre durch den Raum.
„Die Küche…“, murmelte er und sah sich in dem Haus um.
Wenig später stand er vor einem Kühlschrank und riss vor Begeisterung beinahe die Tür aus den Angeln. Er verschlang drei kalte Würste und eine ganze Packung Käsescheiben, um dann die restlichen Lebensmittel in eine Plastiktüte zu stopfen. Anschließend fand er noch einen Leinensack in der Ecke neben dem Herd und füllte ihn mit diversem anderen Krempel. Zuletzt ging er in das Schlafzimmer der Familie und nahm sich noch ein paar Kleidungsstücke des Mannes mit.
Bevor Marvin das Haus verließ, zerrte er den Mann und seinen Sohn, die noch immer beide reglos auf dem Boden lagen, in den Hausflur und zog die Tür zu. Es wäre klüger und sicherer die drei einfach umzubringen, schoss es ihm durch den Kopf, während er den Klappspaten in seiner Hand und die beiden bewusstlosen Männer vor sich auf dem Boden abwechselnd anstarrte. Doch am Ende brachte er es nicht fertig, die drei Leben in diesem Haus einfach kaltblütig auszulöschen. So nahm er das Risiko in Kauf, dass seine Opfer irgendwann die Polizei alarmieren würden, und verschwand wieder im dichten Wald jenseits des einsam in der Dunkelheit stehenden Gebäudes. Heute war er selbst zu so einer Art „Mall Wrecker“ geworden…

Nach und nach arbeitete sich Kuhmichel zu Fuß von Jena bis nach Dessau vor. Er wanderte im Mondlicht Kilometer für Kilometer nach Nordosten und tat ansonsten das, was er seit dem Beginn seiner Flucht schon die ganze Zeit getan hatte: Verstecken, warten und stehlen.
Als er in der Nähe der Stadt Dessau war, hauste er dort eine Woche lang in einer zerfallenen Waldhütte, bis sich end-

lich die Gelegenheit ergab, wieder an ein Scanchip und vor allem ein Auto zu kommen.
Schon seit den frühen Morgenstunden hatte Marvin wie ein verlauster Strauchdieb im Gebüsch unweit eines schlammigen Waldweges auf jemanden gewartet, den er ausrauben konnte. Er hatte schon wieder seit Tagen nichts mehr zu essen gehabt und sah inzwischen aus wie ein Waldschrat. Sein Gesicht war völlig mit einem schmutzigen, dreckverklebten Bart zugewuchert und seine Kleider stanken bestialisch. Aber er lebte noch. Offenbar hatten die GSA-Agenten seine Spur verloren, da er sich von jeder Zivilisation und größeren Ansiedlung fernhielt. Das war bereits eine beachtliche Leistung, wie er meinte, denn das System hatte im Grunde alles und er nicht einmal ein Stück Brot in der Tasche.
Gegen Mittag hörte Kuhmichel plötzlich jemanden in der Nähe leise schnaufen und stöhnen, während das Geräusch schneller Schritte immer lauter wurde. Vielleicht ergab sich jetzt eine Gelegenheit, etwas zu erbeuten.
Ehe er sich versah, näherte sich ihm ein junger Mann, der durch den Wald joggte. Die hochgewachsene, drahtige Gestalt hörte irgendwelche Rockmusik, die aus kleinen Stöpseln in ihren Ohren dröhnte. Sie blickte starr auf den Boden und bemerkte den dunklen Schatten, der auf einmal neben ihr aus dem Gebüsch kroch, überhaupt nicht.
Marvin biss die Zähne zusammen und schleuderte dem Jogger mit voller Wucht einen großen Stein gegen den Hinterkopf. Dieser fiel sofort auf den Waldweg und stöhnte vor Schmerzen, als Kuhmichel auch schon über ihm stand und sich dann auf seinen Rücken setzte.
„Hilfe!“, stieß der Jogger panisch aus, doch Marvin riss seinen Kopf an den verschwitzten Haaren nach hinten und schnitt ihm mit einem Messer die Kehle durch.

Gurgelnd wandte sich der junge Mann unter ihm und zappelte tödlich verletzt auf dem schlammigen Boden herum, während ihn Kuhmichel wie ein Raubtier ins Gebüsch zog und noch mehrfach auf ihn einstach bis er sich endlich nicht mehr rührte.
Der ehemalige Detective, der längst zu einem verzweifelten, brutal entschlossenen Mann geworden war, spähte durch das Dickicht und spitzte die Ohren.
„Alles in Ordnung, Marvin. Ganz ruhig!“, flüsterte er sich selbst zu und durchwühlte die Taschen seines Opfers.
Er fand einen Autoschlüssel und eine Sonnenbrille, doch musste zu seinem Entsetzen feststellen, dass das Scanchip des Joggers bereits implantiert und damit für ihn unbrauchbar geworden war.
„Scheiße! Scheiße! Scheiße!“, fauchte Kuhmichel und hämmerte mit der Faust auf das plattgedrückte Gras neben ihm.
Dann rannte er den Waldweg herunter und nach einigem Suchen gelang es ihm das Auto des Joggers ausfindig zu machen. Er hatte es am Rand einer Landstraße abgestellt, bevor er zu seinem letzten Lauf aufgebrochen war.
„Mein Gott…“, murmelte Marvin und war von sich selbst angewidert.
Soeben hatte er kaltblütig einen Unschuldigen getötet, um selbst überleben zu können. Er konnte einfach keine Zeugen oder Fahrzeuge, die als gestohlen gemeldet waren, gebrauchen, sagte er zu sich selbst. Nein, dafür steckte er schon zu sehr in seinem persönlichen, totalen Krieg gegen den Rest der Welt.
Mit ausdruckloser Miene und leeren, aber dennoch stets wachsamen Augen, stieg er in das Auto, startete den Motor und sauste los. Die erbeutete Sonnenbrille zog er auf und hoffte, dass man ihn so nicht auf den ersten Blick erkennen würde, wenn er irgendwo unter einer Überwachungskamera

herfuhr. Da der Tank des Fahrzeugs noch recht gut gefüllt war, schaffte er es diesmal bis nach Potsdam.

Nachdem sich Kuhmichel einige Tage in der Nähe von Potsdam in den Wäldern versteckt hatte, machte er sich schließlich zu Fuß auf den Weg nach Brandenburg an der Havel, denn es war wichtig, ständig in Bewegung zu bleiben und sich nie zu lange an einem Ort aufzuhalten. Wie immer bewegte er sich meistens im Schutze der Nacht, was dazu führte, dass sich Marvin nicht selten verlief und vom Weg abkam, um dann wieder einen gewaltigen Umweg laufen zu müssen. In dieser Zeit des ewigen Wanderns in der Dunkelheit und der völligen Isolation fühlte er sich immer mehr als Geist, der nur noch am Rande der realen Welt existierte. Wenn er nicht gerade auf der Suche nach irgendetwas Essbarem war, dann grübelte er nach und versank während des ununterbrochenen Marschierens in Gedanken. Er erinnerte sich an seine Frau, seine Eltern und seinen jüngeren Bruder, zu dem er in den letzten Jahren kaum noch Kontakt gehabt hatte, nachdem er sich mit ihm einmal wegen einer Nichtigkeit zerstritten hatte. Justin Kuhmichel war vor acht Jahren von Frankfurt nach Berlin gezogen und wohnte dort irgendwo in der Innenstadt. Er war also gar nicht so weit von Potsdam entfernt, was aber nichts daran änderte, dass er für Marvin unerreichbar war.
Wo sein Vater lebte, der die Familie kurz nach Justins Geburt verlassen hatte, wusste er nicht, denn seine Mutter hatte damals den Kontakt zu ihm abgebrochen und es auch ihren beiden Söhnen von Kind an eingeschärft, dass ihr Erzeuger eine Person war, die man besser ignorieren sollte. Und so blieb Karsten Kuhmichel, sein Vater, all die Jahre nur eine schemenhafte Gestalt im tiefsten Keller von Marvins Gedächtnis. Er war jedenfalls groß und blond, daran konnte sich sein ältester Sohn noch erinnern. Ansonsten

war er eine völlig unbekannte Person, die irgendwann einfach fort gewesen war. Und auch seine Mutter Christine war nun für immer von ihm getrennt, wie durch einen unüberwindlichen Ozean.
„Die Familie ist längst zerfallen…“, ging es Kuhmichel immer wieder durch den Kopf. „Sie ist schon lange tot.“
Derartige Verhältnisse waren im Jahre 2046 vollkommen normal. Die klassische Familie, also Vater, Mutter und Kinder, existierte in ihrer alten Form in „Europa-Mitte“ kaum noch - zumindest bei der deutschstämmigen Bevölkerung. Die meisten Kinder blieben nach kurzen und schnell wieder auseinandergefallenen Beziehungen zurück und wuchsen dann in den meisten Fällen bei der Mutter auf.
So war es eben, dachte sich Marvin. Die „Familie“ war nur noch ein Relikt aus der alten Zeit. Heute lebte man eher „für sich“, was bedeutete, dass man sich nicht mehr sonderlich für seine Mitmenschen interessierte. Und jetzt war Marvin mehr denn je „für sich“, denn er war kein Teil der Gesellschaft mehr, wie es ihm mehr denn je bewusst wurde, als er einsam durch die Nächte wanderte.
Auf seinem langen Marsch nach Brandenburg an der Havel kam er an einem halb leerstehenden Dörfchen vorbei, wo er mehrere Felder vorfand, auf denen wildes Gemüse und Obstbäume vor sich hinwuchsen. Marvin stopfte sich den großen Leinensack, der immer über seiner Schulter hing, bis zum Rand mit allem Essbaren voll, um dann zügig weiter zu marschieren.
Vermutlich hatten diese Felder einst zu einem Bauernhof gehört, der schon seit Jahren nicht mehr existierte. Eine private Landwirtschaft im Sinne der alten Zeit gab es Mitte des 21. Jahrhunderts nicht mehr, denn das Anbauen von Lebensmitteln für den Selbstgebrauch und der Besitz von Saatgut war schon 2034 von der Weltregierung verboten worden. Inzwischen lieferten die vom Weltverbund lizenzier-

ten Agrarkonzerne die Nahrung für die Massen und es gab nichts anderes mehr.
Marvin aß die illegal wachsenden Früchte allerdings dennoch, denn für ihn hatten die Gesetze des übermächtigen Weltstaates keine Bedeutung mehr. Er verschlang all die Äpfel und Birnen mit einem derartigen Heißhunger, als ob er mit jedem Biss gegen das System rebellieren wollte. Gestärkt marschierte er weiter vorwärts, Nacht für Nacht, bis er sein vorläufiges Ziel endlich erreicht hatte. Dann versteckte er sich wieder für eine Weile im Wald.

Draußen strahlte die Sonne und ein wolkenloser, tiefblauer Himmel hatte sich über dem Land aufgetan. Es war angenehm warm und die blühende Natur lud regelrecht dazu ein, sich an ihrer Schönheit zu ergötzen. Marvin jedoch verließ die alte, zerfallene Scheune nicht, in der er am Rande eines Waldes Unterschlupf gefunden hatte, denn das hielt er für zu gefährlich.
Stattdessen hockte er auf einem umgestürzten Stützbalken in ihrer Mitte und las „Der Weg der Rus“ auf seinem DC-Stick. Inzwischen hatte er zwei Data Carrier Sticks, denn im Auto des jungen Joggers war noch ein zweiter DC-Stick mit einem fast vollen Akku im Handschuhfach gewesen. Das verbotene Buch des russischen Rebellenführers hatte Kuhmichel längst von seiner Datenschachtel, die er noch immer wie einen wertvollen Goldschatz in der Hosentasche trug, auf den neuen DC-Stick kopiert. Nun las er Tschistokjows umfangreiches, politisches Manifest und grübelte intensiv darüber nach, was der Anführer der Freiheitsbewegung geschrieben hatte.
„Aus dem Chaos, das sie hinterlassen und mit allen Mitteln fördern, aus dem Zerfall und der Orientierungslosigkeit, die sie selbst zum Leben brauchen, schöpfen sie ihre Macht. Nichts ist ihnen verhasster und nichts fürchten sie mehr als

eine unabhängige, stolze Nation mit einer klar umrissenen Kultur und festen Wertvorstellungen. Ein Volk, das sich ihnen innerlich geeinigt und entschlossen entgegenstellt und zugleich ihre wahre Natur erkannt hat, ist stets ihr größter und gefährlichster Feind gewesen…“, murmelte Kuhmichel leise und starrte angestrengt auf den Bildschirm.
Inzwischen hatte er es schon bis auf Seite 511 geschafft, wobei der Akku des DC-Sticks schon fast wieder leer war.
Der dunkelblonde Mann, dessen zerzauste Haare völlig verklebt und schmutzig waren, blätterte zur nächsten Seite und las dort: „Sie haben uns Russen, genau wie allen anderen Völkern der Erde auch, unser Heimatland weggenommen. Heute stehen wir unter der tyrannischen Herrschaft einer fremden, internationalen Macht, die nicht nur danach trachtet unser Volk zu versklaven, sondern auch unsere Kultur und damit auf Dauer das alte Russland selbst zu zerstören.
Es ist daher nicht nur gerechtfertigt, wenn das russische Volk dagegen Widerstand leistet, sondern absolut unumgänglich. Wenn wir sagen, dass wir unsere Heimat für unser Volk zurückgewinnen wollen, dann bedeutet dies, dass wir nicht nur die Statthalter und Lakaien der Weltregierung, sondern auch die von ihnen in unser Land geholten Fremden wieder ausweisen werden.
Letztere hassen wir jedoch nicht und werden alles dafür tun, uns friedlich mit ihnen zu einigen, auf dass sie Russland verlassen und es seinen rechtmäßigen Besitzern, den Russen, zurückgeben.
Im Gegenzug versprechen wir aber auch den anderen Völkern, die von den Logenbrüdern genau so aufgelöst und zersetzt werden, ihnen als Verbündete im Kampf gegen die internationalen Menschenfeinde zu helfen. Vor allem die islamischen Rebellen in der arabischen Welt betrachten wir als wichtige Mitstreiter und werden uns um eine gute Zu-

sammenarbeit bemühen. So wie sie seit Jahren dafür kämpfen, in ihren Heimatländern das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln, so wollen wir es auch tun und nicht eher ruhen, bis Russland wieder ein unabhängiger Staat ist, in dem unsere Kinder und Enkel in Freiheit aufwachsen können.
Ein jedes Volk, das souverän für sein Überleben und seine natürlichen Rechte kämpft, wird von den Logenbrüdern und den von ihnen kontrollierten Medien sofort verteufelt. Dann schreien diese angeblichen „Menschenfreunde“ zugleich Zeter und Mordio und beginnen mit einer kreischenden Hetzkampagne, dieses eine Volk, das sich ihrer Weltsklaverei widersetzt, zu verteufeln. Zeitgleich wiegeln sie die anderen Nationen gegen dieses selbstbewusste Volk auf und bereiten mit allen Mitteln einen Angriffskrieg dagegen vor. Diese Taktik wurde bereits in der Vergangenheit häufig angewandt und man muss die stets gleiche Vorgehensweise der Logenbrüder erkennen, wenn man sie bekämpfen will…“
Marvin schaltete den DC-Stick aus, denn jetzt konnte er nicht mehr weiterlesen. Die nächtlichen Märsche und das ewige Herumstreunen hatten ihn zu sehr erschöpft, um auch noch am Tage lange wach zu bleiben. Gähnend stand er von seinem Platz auf und lugte kurz aus der alten Scheune heraus. Weit und breit war keine Menschenseele zu sehen. Beruhigt ging er einen Schritt zurück.
Schließlich legte er sich in einer Ecke auf seine zerschlissene Wolldecke und versuchte ein wenig zu schlafen. Bevor ihm die Augen zufielen, nahm er noch einmal kurz den DC-Stick in die Hand und schaltete ihn an, um sich Artur Tschistokjows Bild auf dem Cover von „Der Weg der Rus“ anzusehen. Kuhmichel lächelte, als er das Porträt betrachtete und bildete sich für einen Moment ein, dass Tschistokjow auch ihn anblickte.

„In vielen Punkten muss ich dir Recht geben, Artur“, flüsterte er und legte den DC-Stick dann neben sich.
Schließlich schlief er ein und wachte erst wieder auf als es schon zu dämmern begonnen hatte. Dann setzte er seine einsame Reise fort.

Marvins graublaue Augen starrten ungeduldig aus dem Dickicht heraus und leuchteten im Mondlicht, das die kleine Lichtung beschien. Angestrengt beobachtete er drei Rehe, welche unmittelbar neben ihm beieinander standen und schwarzen Schatten glichen. Sie bewegten sich nicht, genau wie Marvin, der wie ein Wolf im Gebüsch hockte und auf seine Beute lauerte. Diesmal würde er eines der Tiere erlegen, dachte er sich, während seine rechte Hand einen selbstgemachten Speer umklammerte. Er hatte diese Jagdwaffe aus einem Besenstiel, einem Küchenmesser mit langer Klinge, etwas Draht und Klebeband angefertigt und hoffte nun, dass er endlich Erfolg haben würde. In den letzten zwei Nächten waren ihm die flinken Tiere stets entkommen, doch diesmal sah es gut aus. Kuhmichel wartete und hielt den Atem an. Die Rehe standen immer noch still da. Das war die Gelegenheit!
Er sprang mit einem Rascheln aus dem Unterholz heraus, als die Tiere schon ihre Köpfe herumschwenken ließen und ihn ansahen. Dann rasten zwei von ihnen davon, während eines jedoch wie angewurzelt auf der Stelle stehen blieb.
Marvin schleuderte seinen Speer und die Klinge des Messers bohrte sich ins Hinterteil des überraschten Rehs, welches in dieser Sekunde begriff, was die Stunde geschlagen hatte. Verzweifelt versuchte das verletzte Tier seinen Artgenossen zu folgen, doch Kuhmichel stürmte in Windeseile auf es zu und warf ihm einen dicken Stein gegen den Schädel. Mit einem leisen Knacken traf das Geschoss sein Ziel und das Reh taumelte hilflos umher.

In der nächsten Sekunde fiel Kuhmichel über das zarte Wesen - es war noch ein ganz junges Reh, wie er jetzt feststellte - her, um es mit seinem Klappspaten zu erschlagen. Ein weiteres, lautes Knacken folgte und das Tier sank leblos ins Gras.
Marvin atmete auf. Diesmal hatte er etwas erlegt und das bedeutete endlich Fleisch für die nächsten Tage. Jubelnd schleifte er seine Beute in Richtung des finsteren Unterholzes und kniete sich dann neben sie. Doch das Reh war noch nicht ganz tot und fing plötzlich an zu zappeln. Marvin packte es mit aller Kraft am Hals und verpasste ihm noch einen Schlag mit dem Klappspaten in den Nacken. Dann rührte es sich nicht mehr.
„Tut mir Leid, mein Kleines“, flüsterte er und wischte sich einige Blutspritzer aus dem Gesicht.
Ganz wie eine hungrige Bestie fühlte er sich in diesem Augenblick und nichts anderes war er. Am liebsten hätte er das Tier auf der Stelle ausgeweidet und sein rohes Fleisch gefressen, doch er konnte sich trotz seines wie wild knurrenden Magens noch zurückhalten.
Er warf sich das tote Tier über die rechte Schulter und trottete mit seiner Beute noch tiefer in den Wald, zufrieden brummend und mit einem breiten Grinsen.
„Fleisch! Endlich!“, sagte er zu sich selbst und spürte, wie ihm das Wasser im Munde zusammenlief. Sein Magen antwortete erneut mit einem lauten Grollen und Kuhmichel musste sich beherrschen nicht vor lauter Freude den gesamten Wald zusammen zu brüllen.

Seit der erfolgreichen Jagd waren einige Tage vergangen und Marvin befand sich schon wieder auf einem seiner nächtlichen Streifzüge. Mehrere Nächte lang hatte er ein einsam am Waldrand wohnendes Ehepaar beobachtet und es war ihm wiederholt aufgefallen, dass die beiden Nachts

bei offenem Fenster schliefen - und ihr Schlafzimmer befand sich im Untergeschoss des Hauses. Eine derartige Fahrlässigkeit schrie schon fast nach Bestrafung, dachte sich der ehemalige Polizeibeamte, und beschloss, sich diese Gelegenheit nicht entgehen zu lassen. Der in dem baufälligen Haus wohnende Mann war etwa 60 Jahre alt und seine Frau schien nur unwesentlich jünger zu sein, wie Marvin schätzte.
Jedenfalls wollte er dem Pärchen heute Nacht einen unerwarteten Besuch abstatten, denn er sehnte sich nicht nur nach ihren Vorräten, sondern vor allem auch nach diversen Gebrauchsgegenständen, die er dringend benötigte. Es mangelte Kuhmichel schon wieder an allem. Vom Feuerzug bis hin zu neuer Kleidung brauchte er eine Vielzahl von Dingen, wenn er seine Flucht weiter fortsetzen wollte. Und heute Nacht wollte er sich diese Dinge in jenem einsamen Haus holen, egal was passierte.
Behutsam robbte Marvin unter einem großen Busch hindurch und kroch dann herüber zur Hauswand, um dort für einen Augenblick zu verharren. In der Hand hielt er seinen selbstgemachten Speer und war fest entschlossen gleich durch das offene Fenster zu seiner Rechten zu klettern, um sich endlich das zu nehmen, was er so dringend benötigte.
Nervös strich sich Kuhmichel über seinen dunkelblonden Vollbart und atmete schwerer, als er langsam unter das Fenster schlich und sich dann aufrichtete. Hinter ihm erhob sich der undurchdringliche Wald, aus dem er wie ein Raubtier gekommen war. Die nächsten Häuser waren ein gutes Stück von hier entfernt und Marvin war sich sicher, dass sein Raubzug erfolgreich sein würde, wenn er sich klug anstellte und keine Fehler machte.
Die heißen Sommernächte der letzten Zeit hatten wohl dazu geführt, dass dieses Pärchen nicht mehr ohne das weit aufgerissene Fenster schlafen konnte, und Marvin dankte Gott

für diese hervorragende Gelegenheit. Es war keine große Kletterkunst notwendig, um das kleine Fenster zu erreichen, und er schaffte es mühelos sich nach oben zu hieven. Dann stand er auch schon im Schlafzimmer der beiden und beugte sich noch einmal kurz aus dem Fenster, um seinen Speer, den er vorher gegen die Hauswand gelehnt hatte, nach oben zu ziehen.
Bewaffnet und entschlossen starrte er auf das friedlich schlummernde Pärchen herab und richtete die scharfe Spitze seiner Waffe auf das Gesicht des Mannes. Dieser wälzte sich mit einem leisen Brummen zur Seite.
„Falls sie schreien…", murmelte Kuhmichel kaum hörbar und ging zum Fenster, um es zu schließen.
In diesem Moment schreckte die Frau auf, schoss wie eine Rakete aus dem Bett und glotzte den Eindringling mit blankem Entsetzen an.
„Was…?", stammelte sie, während neben ihr der Mann aufwachte. Marvin bedrohte ihn sofort mit seinem Speer.
„Habt ihr einen Raum, den man abschließen kann?", knurrte er.
„Wer sind sie? Was soll das?", rief der Mann entsetzt.
„Aufstehen! Rüber zur Tür! Alle beide! Sonst steche ich euch ab!", warnte Marvin und erinnerte ganz an einen räuberischen Dschungelbewohner.
„Bitte! Sein Sie doch vernünftig!", wimmerte die Frau und tat, was Kuhmichel angeordnet hatte. Ihr Mann zögerte allerdings noch. Zumindest so lange, bis ihm Marvin die Spitze seiner Waffe unter die Nase hielt.
„Zur Tür! Los! Habt ihr einen Raum, den man abschließen kann?", wiederholte er.
„Aber warum tun Sie das?", fragte der Mann.
„Ich…ich will euch nicht umbringen müssen, also geht jetzt da rüber. Habt ihr einen Raum…?"

„Ja, das Badezimmer. Das Badezimmer“, antwortete die entsetzte Frau und stand vor Angst zitternd in der Tür.
Marvin fuchtelte mit dem Speer herum und trieb die beiden über den dunklen Hausflur. Dann sperrte er sie in ein kleines Badezimmer, schloss die Tür ab und steckte den Schlüssel in die Hosentasche.
„Wenn ihr rumbrüllt, dann bringe ich euch um!“, zischte er dem verängstigten Ehepaar hinter der Tür zu und begann, das Haus zu durchsuchen.
Dass die beiden offenbar kein Auto hatten, wusste Marvin bereits Dank seiner intensiven Späharbeit. Aber ansonsten gab es in dem Haus einiges zu holen. Der Kühlschrank war randvoll und Kuhmichel räumte ihn sofort leer, um dann alles in seinen Leinensack zu stopfen. Anschließend riss er die Schubladen in der Küche auf und fand Feuerzeuge, einen Dosenöffner und allerlei andere Dinge, die er gebrauchen konnte.
Das eingesperrte Pärchen blieb ruhig und gab keinen Laut von sich, was bedeutete, dass Kuhmichel in Ruhe das ganze Haus durchsuchen und noch eine Menge Zeug finden konnte. Er schnappte sich im Keller einen großen Seesack und füllte ihn mit den dort in einem Regal stehenden Konservendosen. Auch eine massive Feuerwehraxt nahm er mit, um damit später Holz hacken oder auch Schädel einschlagen zu können. Zuletzt bediente er sich noch am Kleiderschrank des Mannes und sackte mit gierigem Blick einen Haufen Kleider ein.
Als er mit seinem Raubzug fertig war, stellte er die Beute in den Hausflur und ging dann er erst einmal ins Wohnzimmer, wo er sich vollkommen erschöpft auf die Couch setzte.
„Das hat sich gelohnt“, brummte er. „Scheiß auf die Scanchips der beiden. Ich komme auch ohne sie klar.“

Eine Stunde war vergangen und Marvin saß nach wie vor auf der bequemen Couch im Wohnzimmer des Pärchens. Die beiden hatten noch immer keinen Mucks von sich gegeben, was jedoch nichts daran änderte, dass es sehr dumm war, sich so lange in dem Haus aufzuhalten. Doch Kuhmichel ignorierte die innere Stimme, die ihn aufgeregt aufforderte, so schnell es ging mit der Beute im Wald zu verschwinden.
Der Räuber nahm die Fernbedienung, die auf dem Tisch in der Mitte des Raumes lag, und schaltete mit einem zufriedenen Lächeln den Fernseher an. Augenblicklich wurde der vorher stockfinstere Raum ein wenig erhellt, während sich Marvin zurücklehnte und durch die Kanäle zappte. Das machte er eine zeitlang und genoss jede einzelne Sekunde, denn in diesem Augenblick fühlte er sich noch einmal wie ein zivilisierter Mensch. Dann schaltete er den Fernseher wieder aus.
„Fingerabdrücke…“, sagte er zu sich selbst und schob die Fernbedienung in seine Tasche, um sie später mitzunehmen und irgendwo im Wald verschwinden zu lassen. „Man weiß ja nie, wie es der Zufall will.“
Als es wieder völlig dunkel in dem Raum war, verharrte Marvin für einen Moment in Grübelei. Jetzt musste eine Entscheidung getroffen werden. Nachdenklich ging er aus dem Raum heraus, stellte sich in den Hausflur und nahm die Feuerwehraxt in die Hand. Er strich mit dem Finger über das Axtblatt und ging dann langsam auf die verschlossene Badezimmertür zu.
„Keine Zeugen, Marvin“, wisperte er sich selbst zu. „Du hast es nur so weit geschafft, weil du hart geworden bist. Keine Zeugen. Entweder die oder du.“
Er machte noch einen Schritt vorwärts und stand dann direkt vor der Tür.

„Können Sie uns jetzt bitte rauslassen?“, flehte die Frau, die ihn draußen auf dem Gang herumschleichen gehört hatte.
„Keinen Ton! Sag kein Wort mehr!“, zischte Kuhmichel zurück und umklammerte den Axtstiel mit beiden Händen.
„In Ordnung!“, schallte es kaum hörbar aus dem Bad.
Marvin holte den Schlüssel aus der Tasche und machte sich bereit.
„Aufschließen, einen Schritt zurücktreten, die Tür öffnen und sie einfach erschlagen. Keine Zeugen! Hart bleiben! Töte sie endlich und dann nichts wie weg!“, rumorte es unter seiner Schädeldecke.
„Was ist los mit dir?“
„Jetzt tue es endlich, Marvin!“
„Sie verraten dich!“
„Entweder du oder sie!“
„Du bist im Krieg, Marvin! Also tue es!“
Doch dann ließ er die Axt wieder sinken und warf den Schlüssel zu Boden. Er schüttelte den Kopf und ging schließlich wieder zurück zu seiner Beute, die dort auf dem Hausflur auf ihn wartete.
„Scheiß drauf!“, sagte Kuhmichel leise zu sich selbst, packte sich die Säcke und verschwand aus dem Haus.

Unverhofft kommt oft

Der ehemalige Polizist, der inzwischen zu einem räuberischen Waldbewohner geworden war, hielt sich noch eine Weile in der Nähe von Brandenburg an der Havel auf, um anschließend in Richtung Neuruppin zu wandern. Behutsam tastete er sich Kilometer für Kilometer weiter vor und marschierte des Nachts durch menschenleere, ländliche Regionen oder ausgedehnte Wälder.
Von Neuruppin aus machte sich Kuhmichel wenig später auf den Weg nach Templin und erreichte die Stadt im Lokalsektor „D-Ost III" nach einem mühsamen und entbehrungsreichen Marsch. Dort verschwand er wie immer irgendwo im Umland und versteckte sich in den Wäldern. Kuhmichel hatte beschlossen, sich wieder ein Auto zu besorgen, denn die langen Fußmärsche hatten ihn mittlerweile an den Rand seiner Kräfte gebracht.
Südlich von Templin pirschte er sich an den Rand eines halb verlassenen Dorfes heran und beobachtete mehrere Nächte lang einige der etwas abgelegenen Häuser, in der Hoffnung, dass sich irgendwo eine Gelegenheit ergab einzubrechen oder ein Auto zu stehlen.
Inzwischen hatte Marvin sämtliche Vorräte aufgebraucht und hungerte wieder einmal einsam vor sich hin. Er verbohrte sich in den Gedanken, wieder ein Auto zu klauen, um endlich schneller nach Nordosten in den Sektor „D-Ost I" zu gelangen. Dort war die Macht des allumfassenden Systems nicht mehr so erdrückend wie in den weiter westlich gelegenen Regionen, sagte sich der Flüchtling, und fasste wieder etwas Mut.
Eines Abends, nachdem Kuhmichel stundenlang im Gebüsch gelauert hatte, schlug er zu. Ein Mann mittleren Al-

ters war gerade auf dem Weg zu seinem Auto, den Autoschlüssel lässig in der Hand hin- und herschwingend, als ihm Kuhmichel leise nachschlich. Diesmal musste es klappen, dachte er sich, während er grimmig die Zähne zusammenbiss.
Als der Mann gerade die Autotür aufschließen wollte, tauchte Kuhmichel wie ein schwarzer Schatten hinter ihm auf und schlug ihn mit einer Eisenstange nieder. Der Mann sank augenblicklich zu Boden und Marvin nahm seinen Autoschlüssel, um dann die Tür des Wagens zu öffnen.
„Hey!“, hörte er jemanden in dieser Sekunde aus einem nahegelegenen Haus brüllen.
Kuhmichel zuckte zusammen, setzte sich mit hämmerndem Herzen hinter das Steuer und startete den Wagen. Mit quietschenden Reifen raste er davon und sah ihm Augenwinkel noch einen weiteren Mann über die Straße stürmen und wild gestikulieren.
„Scheiße!“, zischte Marvin und raste durch einige dunkle Straßen, um dann zu einer breiten Landstraße zu kommen, wo er einem Schild in Richtung Neubrandenburg folgte.
Diesmal war er gesehen worden. Trotz aller vorsichtigen Ausspäherei und Umsicht. Kuhmichel versuchte seine aufkeimende Angst unter Kontrolle zu bringen und jagte so schnell er konnte durch die Dunkelheit.

Der Flüchtling versuchte sich irgendwie zu beruhigen. Dieser Autodiebstahl war gründlich in die Hose gegangen, obwohl er es zumindest geschafft hatte, das Fahrzeug zu erbeuten. Aber er war bemerkt worden, was nicht hätte passieren dürfen. Dennoch beschloss Kuhmichel so lange weiterzufahren, bis der Tank des Autos leer war. Sicherlich würde auch diese Fahrt gut gehen, sagte er zuversichtlich zu sich selbst und fuhr über eine Reihe enger Landstraßen voller, tiefer Schlaglöcher, die den Wagen immer wieder

rumpeln ließen. Wie sehr das einst berühmte deutsche Straßenverkehrsnetz in den letzten Jahrzehnten immer weiter zerfallen war, wurde Marvin bei seiner holperigen Fahrt durch die Nacht einmal mehr bewusst. Manchmal waren die Löcher im Asphalt dermaßen tief und groß, dass das Auto drohte ins Schleudern zu kommen. Daher war es nicht sonderlich klug, zu sehr zu beschleunigen und er zwang sich etwas gelassener zu fahren.
Andere Autofahrer waren um diese Zeit kaum noch in dieser verlassenen Gegend unterwegs, aber das war auch gut so. Als Kuhmichel bereits etwas mehr als eine Stunde durch die Nacht gefahren war, leuchteten in einiger Entfernung hinter ihm plötzlich zwei grelle Scheinwerfer auf. Marvin zuckte zusammen und seine Handflächen begannen sich mit Schweiß zu füllen.
„Nur irgendein Typ…“, sagte er leise zu sich selbst und biss sich auf die Unterlippe, als das Auto hinter ihm auf einmal gehörig beschleunigte und im nächsten Moment schon fast an seiner Stoßstange klebte. Marvin starrte entsetzt in den Rückspiegel und riss panisch die Augen auf.
„Nein! Das darf nicht wahr sein!“, schrie er auf und kam vor Schreck fast von der Straße ab.
Grelles Fernlicht blendete ihn, dann ertönte Sirenengeheul und Kuhmichel sah das Blaulicht eines Polizeiautos aufblitzen. In dieser Sekunde wurde er von einer derartigen Panik übermannt, dass ihm völlig die Luft wegblieb.
„Sofort rechts ranfahren! Rechts ranfahren!“, schallte es hinter ihm aus den Lautsprechern des Streifenwagens.
Marvin biss sich die Lippen blutig und stieß ein lautes Schnaufen aus. Dann drückte er das Gaspedal durch und versuchte den Wagen zu beschleunigen.
„Einer dieser Hurensöhne muss die verdammten Bullen gerufen haben! Scheiße! Dieser verfluchte Wichser!“, kreischte

er wie von Sinnen, während ihm der Polizeiwagen auf den Fersen blieb und sich nicht abschütteln ließ.
„Fahren Sie sofort rechts ran!“
Panisch starrte Kuhmichel in den Rückspiegel und sah, dass er Streifenwagen zu einem Überholvorgang ansetzte. Mit einem lauten Brausen versuchte er auf der linken Spur an ihm vorbeizuziehen, doch Marvin hatte nicht vor aufzugeben.
„Nein!“, brüllte er und rammte mit voller Wucht die Seite des Polizeiautos, das mit quietschenden Reifen in Schleudern geriet und auf den Straßengraben zuraste.
Doch auch Marvins Fahrzeug schlitterte unkontrollierbar geradeaus und blieb nach einer Vollbremsung schließlich quer auf der Straße stehen. Der Streifenwagen mähte derweil einige Fahrbahnmarkierungen nieder und landete mit einem Krachen im Straßengraben. Marvin war mit dem Nasenbein gegen das Lenkrad geschmettert worden und wischte sich etwas Blut aus dem Gesicht. Halb benommen tastete er nach der Feuerwehraxt, die auf dem Rücksitz des gestohlenen Autos lag, und torkelte mit ihr in den Händen aus dem Fahrzeug heraus.
Kuhmichels linkes Bein schien verstaucht zu sein und sein Unterschenkel schmerzte höllisch. Doch er biss auf die Zähne und humpelte mit grimmiger Miene auf das Polizeiauto zu, aus dem gerade ein Beamter herausklettern wollte. Der Mann schob die zerbeulte Beifahrertür auf, als Marvin schon neben ihm ins Gras sprang und seine Axt in die Höhe riss.
Noch bevor der Polizist nach seiner Pistole greifen konnte, sauste die tödliche Waffe schon auf ihn herab und das Axtblatt grub sich tief zwischen Schulter und Kopf des Beamten ins Fleisch. Marvin zerrte sie mit lautem Gebrüll wieder heraus und kletterte mit letzter Kraft auf die verbogene Motor-

haube des Streifenwagens, um die Windschutzscheibe mit einem weiteren Axthieb zu zerschmettern.
Dann nahm er sich den schwer verletzten Fahrer des Wagens vor, der noch immer nicht ganz zu sich gekommen war und verwirrt vor sich hinstammelte. Marvin ließ die Axt neben sich auf das Blech fallen, zückte ein Küchenmesser und beugte sich zu dem zweiten Beamten herab. Bevor dieser noch irgendwie reagieren konnte, steckte die breite Messerklinge schon in seiner Kehle und er stieß ein letztes, leises Gurgeln aus.
Wie von Sinnen stach Kuhmichel weiter auf den Mann ein und sah anschließend noch einmal nach dem anderen Polizisten, der neben dem Streifenwagen im blutigen Gras lag und vor sich hin zuckte. Marvin schnitt ihm zur Sicherheit den Hals durch und richtete sich dann wieder auf, um mit stumpfem Blick durch die Nacht zu starren.
„Da habt ihr euch mit dem Falschen angelebt, ihr Dreckschweine!“, knurrte er leise und verpasste dem toten Polizisten neben sich auf dem Boden einen Tritt in die Seite.
Nachdem er den Streifenwagen gründlich durchsucht hatte und den beiden Toten ihre Waffen abgenommen hatte, humpelte er zurück zu dem gestohlenen Auto, um noch den Rest seiner spärlichen Ausrüstung mitzunehmen.
Unter größter Anstrengung rannte er über eine große Wiese am Straßenrand und schleppte sich unter lautem Stöhnen in den dunklen Wald dahinter.
„Diesmal habt ihr euch mit dem Falschen angelegt! Verfluchte Mistratten!“, schnaufte er vor sich hin, um dann leise zu kichern. Marvin drang tiefer in das finstere Dickicht ein und verschwand in den Schatten.

Der Flüchtige wartete noch drei Tage und versteckte sich in einer kleinen Höhle, denn sein Bein tat so weh, dass er es erst einmal für eine Weile schonen musste. Ob sie nach

diesem Vorfall schon überall nach ihm suchten, konnte er nicht sagen. In der Höhle war er jedoch sicher, dachte er sich, und wartete einfach ab. Doch es streiften keine Suchtrupps herum - zumindest nicht durch diesen Teil des Waldes. Er war ihnen entkommen. Jedenfalls sah es ganz danach aus.
Als er sich schließlich wieder auf den Weg nach Nordosten machte, bewegte er sich noch vorsichtiger und misstrauischer vorwärts als zuvor. Oft schaffte er es nur wenige Kilometer am Tag voranzukommen und irrte zum Teil auch einige Nächte auf gut Glück durch die Wälder.
Inzwischen war er entschlossen, noch in diesem Jahr die endgültige Flucht aus „Europa-Mitte“ in Angriff zu nehmen und nach Litauen, das schon zum Nationenbund der Rus gehörte, zu fliehen. Es war bereits Oktober geworden und das heiße, sommerliche Wetter schwand langsam dahin und wurde immer mehr von regnerischen Tagen und Nächten abgelöst. Aber noch konnte man in der freien Natur recht gut zurechtkommen, wenn man sich einmal daran gewöhnt hatte. Wenn jedoch der Winter kam, würde es nicht mehr so einfach sein in der Wildnis zu überleben, dachte sich Kuhmichel.
Wenn er die Grenze zum Verwaltungssektor „Europa-Ost“ erreicht hatte - weiter östlich lag das Gebiet des ehemaligen Staates Polen - dann wollte Marvin zügig entlang der Meeresküste in Richtung Litauen marschieren.
„Dort drüben bei den Polen ist die Überwachung auch nicht mehr so perfekt wie im Subsektor „Deutschland“. Ich werde es schon irgendwie schaffen“, sagte er immer wieder zu sich selbst und versuchte dadurch neuen Mut zu schöpfen.
Die kleine Datenschachtel, auf der die vielen geheimen Dokumente abgespeichert waren, trug er noch immer in seiner Hosentasche und hütete sie wie seinen Augapfel. Es war mit Abstand das Wichtigste, was er noch besaß, und er

wollte sie überall hin mitnehmen, wo immer ihn das Schicksal auch hinführte.
„Es geht den Russen unter Tschistokjows Führung wesentlich besser als uns. Zwar versuchen die Medien den Nationenbund als rückständigen Unterdrückerstaat hinzustellen, doch in Wahrheit ist das Gegenteil der Fall. Ich bin mir sicher, dass es so ist…“, sinnierte Marvin während seiner nächtlichen Märsche vor sich hin.
„Wenn Artur Tschistokjow auch nur einen Bruchteil von dem in die Tat umgesetzt hat, was er in „Der Weg der Rus“ beschreibt, dann muss dort hinten ein wahres Paradies entstanden sein - jedenfalls im Vergleich zu „Europa-Mitte“. Er hat in Russland wieder ein umfassendes Sozialsystem eingeführt und fast jeder Einwohner des Nationenbundes hat Arbeit. Tschistokjow kümmert sich liebevoll um sein Volk, weil er in Wahrheit der Gute ist. Er baut Russland auf, während unsere Herren unser Land schon längst zerstört haben. Sie sind die Teufel, die Menschheitszersetzer, die Sklaventreiber…“
Nach und nach wurde Kuhmichel immer überzeugter davon, dass der Nationenbund der Rus ein wesentlich schönerer und freierer Staat war als das Gebilde, in dem er aufgewachsen war. Schlimmer als in „Europa-Mitte“ konnte es jedenfalls kaum sein, sagte er sich.
Dass Tschistokjow die schwere soziale Krise in Russland durch seine revolutionäre Politik so gut wie beseitigt hatte, mussten sogar die vom Weltverbund kontrollierten Medien zähneknirschend zugeben. Allerdings wurde über diese Dinge nur sehr selten und meist stark verfälscht berichtet, so dass alle Fernsehreportagen über Russland stets einen negativen Beigeschmack hatten.
Marvin aber war sich sicher, dass die Russen ihren Staatschef liebten. Nicht, weil sie dazu gezwungen wurden, sondern weil Tschistokjow ein guter und gewissenhafter Anfüh-

rer war. Er hatte sein eigenes Leben von Anfang an aus Liebe zu seinem Volk riskiert und deshalb folgten ihm so viele Millionen. Nein, eine andere Erklärung für den Erfolg der dieses Mannes und seiner Revolutionsbewegung konnte es überhaupt nicht geben, sagte er sich.
Mitte Oktober hatte Kuhmichel, nach einer weiteren ermüdenden Reise durch karge und oft menschenleere Landstriche, endlich die Stadt Pasewalk erreicht. Jetzt war die Grenze zum Verwaltungssektor „Europa-Ost“ nicht mehr fern und der ehemalige Polizist sah mit Stolz und Genugtuung die eine erfolgreiche Flucht vor einem übermächtigen Gegner zurück.
Selbst die GSA, der internationale Geheimdienst, hatte ihn nicht einfangen können. Die meisten Sektorbürger von „Europa-Mitte“ zuckten schon ängstlich zusammen, wenn sie nur den Namen dieser gefürchteten und zugleich undurchsichtigen Organisation hörten. Kuhmichel jedoch hatte sie ausgetrickst und es wieder allen Erwartungen am Ende doch geschafft, den Lokalsektor „D-Ost I“ zu erreichen.
Nachdem er Pasewalk erreicht hatte, wanderte er noch einige Kilometer weiter nach Nordosten und fand schließlich ein kleines Dorf, das von seinen ehemaligen Bewohnern schon vor Jahren aufgegeben worden war. Hier bezog er in einem leerstehenden Ruinenhaus vorübergehend Quartier und ruhte sich erst einmal einige Tage lang aus. Marvin atmete erleichtert auf, denn dieses Gebiet stand bereits unter der Kontrolle der DFB-Rebellen und der Arm des Systems konnte ihn hier kaum noch erreichen. Das hoffte er jedenfalls.

In dieser Region, am Rande des Lokalsektors „D-Ost I“, lag der Hund begraben, wie man im Westen gelegentlich sagte. Ganze Landstriche hatten in den letzten Jahrzehnten mehr

als die Hälfte ihrer Bevölkerung eingebüsst und verlassene, kleine Dörfchen fand man hier oben viele.
Früher, vor der Zeit, als die „Bundesrepublik“ aufgelöst und zu einem Teil des Verwaltungssektors „Europa-Mitte“ geworden war, war diese Region als „Bundesland“ unter dem Namen „Mecklenburg-Vorpommern“ bekannt gewesen. Und schon damals, so hieß es, war sie eine eher ländlich geprägte und menschenarme Region gewesen. Aber egal mit welchem Namen man diese Landschaft auch betitelte, sie war ein trostloses Fleckchen Erde geworden - zumindest was die Lebensumstände ihrer Einwohner betraf.
Allerdings war es im Westteil des Subverwaltungssektors „Deutschland“ auch nicht schöner. Der Zerfall und die Hoffnungslosigkeit hatten dort lediglich ein anderes Gesicht. Fand man, von einigen größeren Städten abgesehen, in „D-Ost I“ Gebiete vor, die von ihren Bewohnern schon fast gänzlich verlassen worden waren, so traf man im Westen auf hässliche und vor sich hin verrottende Ballungsgebiete.
Richtige Arbeit, also eine feste Anstellung mit entsprechendem Gehalt, gab es für die jüngere Generation der Deutschen im Jahre 2046 auch im sogenannten „Westen“ kaum noch. Ein jeder lebte von der Hand in den Mund, wenn er überhaupt noch irgendwo Arbeit fand. Die meisten hangelten sich einfach von einem Tag zum nächsten, wie Affen, die von Liane zu Liane hüpfen, in der Hoffnung, irgendwann irgendein Ziel zu erreichen.
Alles in allem lag seit Jahrzehnten eine Glocke aus Zukunftsangst, Verzweiflung und Depression über dem Land, was früher einmal „Deutschland“ genannt worden war. Diese Grundstimmung war in jedem Teil des Subsektors spürbar.
Der gewöhnliche Bürger fühlte sich überwacht, niedergeschlagen und geknebelt, was auch der Realität entsprach.

Kuhmichel wusste das als ehemaliger Polizist noch besser als seine Mitmenschen.
Überall zeigten sich die Gitterstäbe eines riesigen Käfigs, der nicht nur Europa, sondern die gesamte Welt umfasste. Alles wurde überwacht, von den digitalen Scanchipkonten bis hin zu den Lebensgewohnheiten, Internetverbindungen und Telefongeprächen. Wenn auch sonst alles zerfiel und in Auflösung begriffen war, die Überwachung war es nicht. Sie war seit dem Machtantritt der Weltregierung im Jahre 2018 stetig verbessert und verschärft worden.
In diesem Zusammenhang war „D-Ost I“ allerdings die Region im Verwaltungssektor „Europa-Mitte“, der die Mächtigen die geringste Aufmerksamkeit schenkten. Das hier war „Ossiland“ oder „Dunkeldeutschland“, wie es früher immer geheißen hatte. Hier lebten nur Hinterwäldler oder „Rednecks“, wie man sie in Nordamerika genannt hätte.
Die knapp 700000 Einwohner des Lokalsektors waren wohl die politisch und wirtschaftlich unwichtigsten Menschen in ganz „Europa-Mitte“. Und so ließ man die, welche noch „hier oben“ verblieben waren, einfach vor sich hin vegetieren, während ganze Landstriche weiter verödeten und vor die Hunde gingen. Diese Tatsache kam Kuhmichel allerdings jetzt zu Gute und er fühlte sich in diesem leerstehenden Dörfchen so frei wie seit langer Zeit nicht mehr.
Die noch verbliebenen „Rednecks“ hatten den Dienern des Systems in den letzten Monaten und Jahren nämlich schon so schwer zugesetzt, dass sich die Staatsgewalt aus einigen Gebieten des Lokalsektors „D-Ost I“ bereits zurückgezogen hatte. Die gewöhnliche Polizei war inzwischen in den größeren Städten wie Rostock oder Schwerin konzentriert worden, um die Stadt- und Lokalverwalter dort rund um die Uhr vor den Mitgliedern der „Deutschen Freiheitsbewegung“ zu schützen.

Kuhmichel hatte kaum etwas von den Ereignissen der letzten Wochen und Monate mitbekommen, da er fernab von jeder Zivilisation gelebt hatte, aber inzwischen hatten die Untergrundkämpfer ein gut funktionierendes Netzwerk aufgebaut und zudem noch mehrere Dutzend Vertreter des politischen Systems getötet. Das hatte dazu geführt, dass man einige Regionen im Osten des Lokalsektors vollständig aufgegeben und der DFB das Feld überlassen hatte.
„Unwichtige Leute wie mich werden sie in Ruhe lassen“, sagte Kuhmichel manchmal zu sich selbst und meinte damit die Mitglieder der DFB. Und er wurde auch in Ruhe gelassen, denn das kleine Dörfchen, welches hier in der Einöde vor sich hin zerfiel, schien nicht einmal die Untergrundkämpfer der „Deutschen Freiheitsbewegung“ zu interessieren.

Das verlassene Dorf in der tristen Einöde des Lokalsektors „D-Ost I“ war ein unheimlicher Ort. Zwar war das Ruinenhaus, welches sich Kuhmichel als vorläufigen Unterschlupf ausgesucht hatte, nicht das schlechteste Versteck, aber dennoch fühlte sich der ehemalige Polizist hier noch unwohler als im tiefsten Wald. Manchmal, wenn der Herbstregen wie ein niemals endender Sturzbach vom Himmel kam und die verlassene Dorfstraße mitten in der Nacht in eine riesige, schlammige Pfütze verwandelte, stand Marvin im Eingang seiner schäbigen Bleibe und ließ seinen Blick über die leerstehenden Ruinenhäuser schweifen.
Die verfallenen Gebäude um ihn herum schienen ihn mit ihren schwarzen Fensteraugenlöchern feindselig anzustarren und manchmal bildete er sich ein, dass irgendjemand hinter seinem Rücken in der Finsternis flüsterte und zischelte. Dieses von seinen Bewohnern längst aufgegebene Dörfchen war ein Mahnmahl des Zerfalls, wie er meinte. Alles hier war schmutzig, vermodert und tot. Und das eigentlich

Bedrückende war, dass hier einmal Leben existiert hatte, welches längst fortgezogen war, um nur noch gespenstische Trümmer und Ruinen zurückzulassen.
Doch hier zu hocken war immer noch besser als in einem GSA-Internierungslager auf den sicheren Genickschuss zu warten. Zudem hatte sich Kuhmichel inzwischen schon an ein Leben in Dunkelheit und Einsamkeit gewöhnt. Ständig grübelte darüber nach, ob der internationale Geheimdienst nicht doch seiner Spur in dieses öde Land gefolgt war, aber er kam zu keinem Ergebnis. Entweder würden sie ihn irgendwann zu fassen bekommen oder eben nicht, dachte er sich.
Marvin war jedoch nach wie vor fest entschlossen, noch vor dem Wintereinbruch seine Flucht durch das Gebiet des einstigen Staates Polen fortzusetzen. Er musste sich langsam beeilen, denn einen wirklich harten Winter würde er in der Wildnis nicht überleben.
Aber bevor er endgültig aus „Europa-Mitte“ verschwand, wollte er noch nach Pasewalk oder in irgendeine andere Stadt gehen, um die brisanten Daten von Theodor Hirschbergers Festplatte an den Geheimdienst des Nationenbundes der Rus und die russische Regierung selbst zu schicken. Dieser Entschluss war inzwischen in seinem Kopf herangereift und Marvin glaubte, dass er dieses Risiko eingehen musste, um der übrigen Menschheit einen Dienst zu tun und seinen Feinden zugleich einen gewaltigen Schaden zuzufügen.
Das Versenden der geheimen Daten an die Todfeinde der Logenbrüder - Friedensgespräche hin oder her - würde seine persönliche Rache an einem System sein, dass ihn eiskalt zum Abschuss freigeben hatte, sagte sich der Flüchtling voller Ingrimm.

„Das Risiko gehe ich ein, ich muss es tun, bevor ich für immer aus „Europa-Mitte“ verschwinde“, gelobte er wieder und wieder vor sich selbst.
Er hielt es für einen Wink des Schicksals, dass gerade er diese streng geheimen Daten in die Finger bekommen hatte, und er war willens, seinen Beitrag für eine bessere Zukunft zu leisten, indem er sie den Rus schickte.
Schließlich blieb er noch bis Anfang November in dem verlassenen Dorf, versorgte sich mit Wild aus dem nahegelegenen Wäldchen und sammelte seinen Mut zusammen, um die letzte Etappe seiner Flucht zu beginnen.
„Ich werde euch noch richtig in den Arsch treten bevor ich mich aus dem Staub mache. Und dann sollt ihr für immer daran denken, dass es Marvin Kuhmichel gewesen ist, der dem ADR die Namenslisten und Pläne eurer Herren geschickt hat“, sinnierte er vor sich hin und verzog dabei zornig sein Gesicht.
Letztendlich sollte es jedoch anders kommen, als es sich Marvin vorgestellt hatte. Als er schon seine sieben Sachen gepackt und das verlassene Dörfchen hinter sich gelassen hatte, geschah etwas, was er nicht einkalkuliert hatte…

Kuhmichel stand am Ufer eines breiten Baches, der durch das Waldstück hinter dem leerstehenden Dorf rauschte. Er hielt seinen selbstgemachten Speer in der Hand und versuchte sich zu konzentrieren. Bevor er weiter nach Osten wanderte, wollte er noch einmal ein paar Fische fangen, um seine Essensvorräte ein wenig aufzustocken.
Mit verbissener Miene starrte er auf die Wasseroberfläche hinab und ließ die Speerspitze langsam darüber kreisen, während zwei Fische nach oben schnellten und er blitzartig zustieß.

„Mist!“, brummte er. Der Stoß war ins Leere gegangen und die beiden Fische waren wieder so schnell fort, wie sie herangeschwommen waren.
„Wenn ich wenigstens noch ein paar Brotkrumen hätte. Dann könnte ich sie zumindest irgendwie anlocken“, schoss es Marvin durch den Kopf.
Aber im Grunde hatte er vom Fischefangen überhaupt keine Ahnung, wie er vor sich selbst zugeben musste, und sein ausbleibender Erfolg war der Beweis. Mit einer Angel, die er jedoch nicht hatte, wäre alles einfacher gewesen. Und ein Bär, der die Fische mit seinen Pranken geschickt aus dem Wasser ziehen konnte, war er leider auch nicht. So blieben ihm nur der selbstgemachte Speer und die Hoffnung auf eine bessere Gelegenheit.
Wenigstens hatte er sich eine günstige Stelle ausgesucht, an der sich ständig neue Fische tummelten. Die Strömung des Baches wurde hier durch einige kleine Felsen unterbrochen, die wie abgebrochene Säulen aus dem Wasser herausragten, und es hatte sich im Laufe der Zeit so etwas wie ein kleines Bassin gebildet.
Kuhmichel zog die Augen zu einem dünnen Schlitz zusammen. Da waren wieder zwei Fische, die von der Strömung in das Bassin geführt worden waren und nun in Richtung des Ufers trieben, wo die Speerspitze schon über ihren dunkelgrünen Körpern in der Luft hing.
„Diesmal kriege ich einen…“, dachte sich Marvin und machte noch einen Schritt nach vorn, bevor er zustieß.
Der Fisch glitt zur Seite, doch die Klinge erwischte ihn am Hinterteil und einige Blutfäden stiegen an die Wasseroberfläche. Marvin riss den Speer in die Höhe und machte noch einen weiteren Schritt, als er im nächsten Augenblick schon über den Rand des Ufers hinab ins Wasser stolperte und die beiden Fische schlagartig zwischen den Felsen verschwanden.

„Verdammt!“, schrie er und versuchte sich umzudrehen.
Doch die glitschigen Steine unter seinen Füßen gewährten ihm keinen Halt und Kuhmichel rutschte aus, kippte zur Seite und fiel mit einem lauten Klatschen ins Wasser.
Bevor er noch einen Fluch ausstoßen konnte, spürte er schon den stechenden Schmerz in seinem rechten Bein und brüllte auf. Er war genau auf einigen der aus dem Wasser ragenden Felsen gelandet und hatte sich dabei nicht nur die Hand aufgeschlagen, sondern auch das rechte Bein verletzt.
Nun peinigte ihn ein pochender Schmerz und er war kaum noch in der Lage aus dem Bach herauszukriechen. Stöhnend und Verwünschungen zischend schleppte sich Marvin ans Ufer, wuchtete seinen Körper nach oben und blieb dann im Gras liegen. Diesmal hatte ihn sein Glück verlassen, schoss es dem Flüchtling durch den Kopf, als er spürte, dass er kaum noch in der Lage war, das Bein anzuheben.

Leise jammernd humpelte Marvin aus dem Wald heraus und zog das schmerzende Bein hinter sich her. Er benutzte einen dicken, stabilen Ast als Krücke und es gelang ihm sich damit einigermaßen fortzubewegen. Dennoch brannte eine unerträgliche Pein in seinem Kopf und er fürchtete, einfach umzufallen und nicht mehr aufstehen zu können. Nach einer Weile erreichte Kuhmichel das kleine, leerstehende Dorf und kämpfte sich mit letzter Kraft zu dem Ruinenhaus vor, das er sich als Unterschlupf ausgesucht hatte.
Im oberen Stockwerk hatte er seine Ausrüstung und die Datenschachtel unter einem Schutthaufen versteckt, doch er schaffte es nicht mehr, die Stufen heraufzuklettern. Schweißüberströmt und erbärmlich vor sich hin wimmernd kroch Marvin in einen kleinen Raum neben der herausgefallenen Eingangstür und legte sich dort in einer Ecke auf den kalten Fußboden.

„Das darf einfach nicht wahr sein! Verfluchte Scheiße! Das gibt es doch nicht“, stöhnte er auf und hielt sich das Bein, das jetzt brannte, als hätte man es mit Benzin übergossen und angezündet.
Es war gebrochen. Marvin war sich sicher, dass er sich den verdammten Knochen gebrochen hatte und er diesmal am Arsch war. Jetzt hatte er es so weit geschafft, als Gott ihm einfach eine schwarze Wolke voller Pech nach unten geschickt hatte, um alles schlagartig wieder zu Nichte zu machen.
Schließlich verbrachte Kuhmichel einige Stunden in dem hässlichen, verdreckten Raum und hoffte, dass die Schmerzen nachließen. Doch das taten sie nicht. Im Gegenteil, das Bein fing wie verrückt an zu pochen und bald hatte er das Gefühl, jeden Moment den Verstand zu verlieren.
Als er es nicht mehr aushielt, quälte er sich auf die Beine, hob seine Krücke vom Boden auf und humpelte aus dem Ruinenhaus heraus auf die Straße. In etwa drei oder vier Kilometern Entfernung gab es noch ein Dorf, das noch nicht ganz verlassen zu sein schien. Bis dahin musste er es schaffen, auch wenn der Gedanke an eine derart weite Strecke ihm zusätzliche Qualen bereitete.
„Ich muss es riskieren. Alleine komme ich nicht mehr klar. Verdammter Mist! Warum gerade jetzt?“, schrie er zornig und humpelte dann mit schmerzverzerrtem Gesicht in Richtung des Nachbardorfes.

Kuhmichels Sinne waren durch den stechenden Schmerz bereits so stark vernebelt, dass er immer wieder auf der schlammigen Straße zusammenbrach und für einen Moment liegen blieb. Aber dann raffte er sich erneut auf und humpelte weiter.
Nach etwa drei Stunden hatte er es beinahe geschafft, das andere Dorf zu erreichen. Inzwischen hatte es schon ange-

fangen zu dämmern und Marvin starrte immer wieder sehnsüchtig auf die dunkelgrauen Umrisse der alten Bauernhäuser am Horizont. Er biss auf die Zähne und raffte seine letzten Kraftreserven zusammen, während er den Gebäuden immer ein wenig näher kam und schließlich das erste von ihnen ansteuerte. Es war vollkommen verwahrlost und von einem auseinandergefallenen Bretterzaun umgeben. Drinnen, in der oberen Etage, brannte jedoch noch Licht.
Marvin musste sich jetzt helfen lassen. Er hatte einfach keine andere Wahl mehr. Egal, was passierte, jemand musste ihm zumindest einige Schmerztabletten geben oder die Pein sonst irgendwie lindern.
Er schob ein klapperiges Gartentor zur Seite und wankte über einen mit Unkraut überwucherten Kopfsteinpflasterweg, der zur Eingangstür des Hauses führte. Dort angekommen, sackte er leise brummend zusammen und bollerte so laut er konnte gegen das Holz.
Jemand kam eine Treppe herunter und die Tür wurde geöffnet. Kuhmichels hilfesuchender Blick traf das runzlige Gesicht eines alten Mannes, der ihn verdutzt musterte und sich am Kopf kratzte.
„Ich…ich habe mir das Bein gebrochen. Bitte helfen sie mir“, jammerte Marvin mit letzter Kraft.
Der Mann sagte nichts und beugte sich lediglich herab, um ihn in den Hausflur zu ziehen. Dann verschwand er in einem Nebenraum und kam anschließend mit einem Glas Wasser in der Hand zurück.
„Trink erst einmal was…“, sagte er.
Gierig leerte Marvin das Glas mit einem einzigen Zug und versuchte sich aufzurichten, während ihn der alte Mann an der Schulter hochzog.
„Was ist passiert?“, fragte dieser.
„Bin gefallen. Das verdammte Bein ist gebrochen. Vielen Dank! Danke erst einmal…“, stammelte Marvin.

„Ja, kein Problem“, murmelte der Alte, den Kuhmichel auf etwa 70 Jahre schätzte.
„Ich bin Christian“, erklärte der Mann und lächelte dem Verletzten freundlich zu.
„Mario…Mario Henkel…“, stöhnte Kuhmichel.
„Setz dich im Wohnzimmer auf die Couch, Mario. Ich hole dir noch ein Glas Wasser“, sagte Christian.
Kurz darauf saß Marvin auf einem zerschlissenen Sofa in einem karg eingerichteten Raum mit vergilbten Tapeten an den Wänden. Von der Decke hing eine matt leuchtende Glühbirne, die alles in ein gelbliches Licht tauchte. Er bedanke sich noch einmal und ließ dann erschöpft den Kopf nach unten sinken.
„Keine Ursache, Mario. Ich hätte dich bestimmt nicht einfach vor meiner Eingangstür liegen lassen“. Der Alte klopfte Kuhmichel väterlich auf die Schulter.
„Der nächste Arzt ist allerdings sehr weit weg“, bemerkte Marvins runzliger Retter dann mit besorgter Miene.
„Nein! Kein Arzt! Nicht den Arzt! Ich habe kein Scanchip!“, wehrte Kuhmichel ab.
„Ich habe ein Chip, mein Freund. Ich werde das mit dem Arzt schon regeln.“
„Nein! Bitte keinen Arzt!“
„Bist du ein Obdachloser?“
„Ja!“, schnaufte Marvin.
„Aber keiner von der DFB, oder?“
„Nein!“
„Hätte ich auch nicht gedacht. Siehst eher wie ein Obdachloser aus. Nichts für ungut.“ Der Alte grinste.
Kuhmichel konnte sich denken, wie er auf einen gewöhnlichen Menschen wirken musste. Sein dunkelblonder Vollbart bedeckte sein ganzes Gesicht und seine zerrissene Kleidung stank entsetzlich nach Schweiß und allen sonstigen Körperausdünstungen.

„Also soll ich keinen Arzt rufen?"
„Nein! Auf keinen Fall!", erwiderte Marvin fast panisch.
Christian nickte. „Wie du willst, mein Freund. Dann hole ich dir erst einmal ein paar Schmerzpillen von oben."

Der vollständige Name des alten Mannes war Christian Schmidt, wie Marvin inzwischen erfahren hatte. Er lebte seit drei Jahren allein in diesem schäbigen Haus, nachdem seine Frau verstorben war. Herr Schmidt hatte Marvins gebrochenes Bein noch am gleichen Abend geschient und ihn nach oben ins ehemalige Kinderzimmer seines ältesten Sohnes gebracht, wo der Verletzte nun im Bett lag und sich ausruhte. Kuhmichel war einfach zu erschöpft, um sich noch weiter darüber Gedanken zu machen, ob der Alte vielleicht doch einen Arzt oder gar die Polizei holen würde. Aber Herr Schmidt wirkte nicht so, als wollte er sich Marvins Wünschen widersetzen. Außerdem traute sich die gewöhnliche Polizei aus Angst vor der DFB sowieso nicht mehr in diese Region hinein. Marvin blickte kurz auf und hob seinen Kopf an, als Christian den Raum betrat und ihm zwei Käsebrote ans Bett brachte.
„Lass es dir schmecken, Mario", sagte er.
„Vielen Dank, Herr Schmidt…ich meine Christian…", gab Kuhmichel zurück.
Er aß die Brote im Eiltempo und bemühte sich zugleich nicht allzu sehr zu schmatzen. In den letzten Monaten waren seine Essensgewohnheiten immer steinzeitlicher geworden, wie Marvin vor sich selbst zugeben musste.
Der Alte kam noch einen Schritt näher an das Bett. Für einen Moment sah er seinen seltsamen Gast wortlos an und fragte dann: „Aber du bist nicht aus „D-Ost I", nicht wahr?"
„Nein!", antwortete Kuhmichel. „Ich bin aus dem Westen."
„Und von wo da genau?"

Marvin überlegte. „Darmstadt! Ich komme aus der Nähe von Darmstadt.“
„Und warum bist du ausgerechnet in die verlassenste Region des ganzen Subsektors gekommen, Mario?“
„Einfach so…“, brummte Kuhmichel.
„Hier gibt es doch nichts zu holen…“ Der Alte schmunzelte.
Marvin wurde zunehmend unsicherer, was Christian offenbar nicht verborgen blieb.
„Sind sie da hinten hinter dir her gewesen?“, schob er nach.
„Was meinst du?“, wollte Marvin wissen und stellte sich dumm.
„Die Bullen, mein Lieber. Vielleicht bist du hierher gekommen, weil die dich hier oben nicht so leicht kriegen. Stimmt doch, oder?“
Kuhmichel beschloss, ehrlich zu sein. „Ja, so in der Richtung.“
„Mir ist das egal, so lange du dich bei mir beträgst, Mario“, erwiderte der Alte mit einem zuvorkommenden Lächeln.
„Okay…“, stöhnte Marvin.
„Ich habe nämlich für dieses ganze Scheißsystem nichts übrig, mein Freund. Und hier oben hat inzwischen die DFB das Sagen. Mach dir also keine Sorgen“, erklärte Christian.
„In Ordnung! Aber was ist mit den Leuten von der DFB? Habe ich da etwas zu befürchten? Immerhin bin ich ein Fremder“, meinte Kuhmichel, um dann seinen Oberkörper aufzurichten.
Der grauhaarige Mann schüttelte den Kopf. „Nein, eigentlich nicht. Du bist ein „deutscher Landsmann“, wie es die DFBler formulieren würden, und daher würden sie dir sogar helfen. Denke ich jedenfalls. Nur Volksverräter und Systemknechte haben etwas zu befürchten, wie es die von der DFB immer sagen.“
„Aha…“, murmelte Marvin.

„Ein junger Mann hier aus dem Dorf ist auch bei der „Deutschen Freiheitsbewegung“. Das weiß jeder hier. Aber du brauchst vor ihm keine Angst zu haben“, sagte Christian.
Marvin blickte zu ihm herauf. „Und ich kann dir vertrauen? Die jagen mich tatsächlich. Man hat mich wegen einer Kleinigkeit zu zwei Jahren Haft verurteilen wollen. Da habe ich mich einfach aus dem Staub gemacht und bin nach Osten geflohen.“
„Eine Kleinigkeit?“, kam von Christian neugierig zurück.
„Ja, ich habe „Der Weg der Rus“ in einem Internetforum zum Download angeboten. War nicht sonderlich klug, das muss ich zugeben. Jedenfalls hatte ich danach sofort die Bullen am Hals. Automatisiertes Gerichtsverfahren, Scanchipsperrung und so weiter.“
„Das Übliche eben“, sagte der Alte. „Dann bist du also ein Anhänger des großen Mannes, oder wie?“
Kuhmichel schmunzelte. „Ich stimme ihm in vielen Punkten zu, um es mal so zu formulieren.“
Christian Schmidt nickte. „Hier oben bei uns ist Tschistokjow sehr beliebt. Die meisten Leute wünschen sich, dass er uns eines Tages von der Weltregierung befreit. Warte mal kurz…“
Der alte Mann verließ den Raum und kam kurz darauf mit einem Foto in der Hand wieder. Das Bild zeigte General Frank Kohlhaas. „Ein deutscher Freiheitsheld“ stand unter dem Foto.
„Das hat mir der junge Mann aus dem Dorf einmal gegeben. Hat er extra für mich ausgedruckt. Der Bursche von der DFB, verstehst du?“
Marvin nahm das Foto in die Hand und betrachtete es. Dann gab er es Christian zurück. Dieser legte es auf eine kleine Kommode, setzte sich neben dem Bett auf einen Stuhl und sie unterhielten sich noch eine Weile.

Herr Schmidt

Christian Schmidt hatte keinen Fernseher mehr. Dieser war schon vor Jahren kaputt gegangen und der alte Mann hatte kein Geld, um sich einen neuen zu kaufen. Allerdings besaß er noch ein altes, schäbiges Radio, das zwischendurch immer wieder laut zu rauschen anfing, wenn man es einschaltete.
Da Herr Schmidt keine Rente bekam - niemand bekam im Jahre 2046 mehr so etwas wie eine Rente – besuchte ihn sein ältester Sohn, der ein paar Dörfer weiter wohnte, einmal die Woche, um ihm etwas zu Essen zu bringen. Meistens waren es irgendwelche Konservendosen und ein Sack voll Gemüse. Hier oben bauten die Leute inzwischen wieder selbst Lebensmittel an, um sich halbwegs versorgen zu können. Wer hier, im äußersten Osten des Lokalsektors lebte, wurde notfalls von seinen Mitmenschen mitversorgt, wenn er nichts mehr hatte. Man tauschte Lebensmittel und Gegenstände und half sich gegenseitig. Marvin hatte eine derartige Form des Zusammenlebens noch nie zuvor erlebt, denn in Frankfurt am Main existierte jeder nur für sich allein und man kannte oft nicht einmal mehr seine direkten Nachbarn. Lediglich die nichtdeutschen Sektorbürger hielten mehr zusammen und lebten teilweise in ähnlichen Gemeinschaften wie die Deutschen in „D-Ost I".
Mittlerweile war Kuhmichel schon seit über einer Woche bei dem alten Mann und sein Bein tat nicht mehr so höllisch weh wie noch vor einigen Tagen. Christian saß auch jetzt wieder neben seinem Bett und hatte einen kleinen Klapptisch aufgestellt. Marvin aß mit seinem grauhaarigen Retter zu Mittag und auf der Kommode an der Wand stand Schmidts Radio und plärrte vor sich hin.

„Rindfleisch! Lecker, nicht wahr?“, schmatzte der Alte.
„Ja, wirklich gut. Schmeckt völlig anders als der „Globe Food“ Fraß“, meinte Marvin.
„Ist ja auch echtes Fleisch, mein Lieber.“ Christian hob den Zeigefinger. „Im Nachbardorf züchtet einer wieder Rinder. Das gab es lange nicht mehr.“
Kuhmichel verschlang das Fleisch und antwortete nicht darauf. Es schmeckte tatsächlich völlig anders, als das „Fleisch“ aus dem Supermarkt in Frankfurt.
Plötzlich kamen die Nachrichten und die beiden Männer spitzten die Ohren. Man schrieb heute den 26.11.2046 und dieser Tag sollte ein historischer werden.
„Der Friedensvertrag zwischen dem Weltverbund und dem Nationenbund der Rus ist heute in St. Petersburg offiziell unterzeichnet worden. Damit gehen die monatelangen Friedengespräche mit einem überwältigenden Erfolg zu Ende. Der Weltpräsident sagte heute auf einer Pressekonferenz in der russischen Hauptstadt, dass der Friedenvertrag mit dem Nationenbund ein Meilenstein auf dem Weg in eine humanistische und lebenswerte Zukunft für alle Menschen sei.
Auch Artur Tschistokjow betonte erneut seinen festen Willen zum Frieden und einer umfassenden Abrüstung. Des Weiteren versprach der russische Staatschef auch eine zunehmende wirtschaftliche Öffnung des Nationenbundes. Über ein erweitertes Handelsabkommen mit der Weltregierung würde derzeit intensiv nachgedacht, fügte Tschistokjow hinzu…“
Herr Schmidt kratzte sich mürrisch am Kinn. Kuhmichel starrte ihn an.
„Jetzt hat Tschistokjow doch mit diesen Halunken offiziell Frieden geschlossen. Ich kann es nicht glauben“, brummte Schmidt enttäuscht.
„Aber das ist doch gut, oder?“, gab Marvin zurück.

Der Alte winkte energisch ab. „Nein! Damals hat Tschistokjow die Macht der Logenbrüder gebrochen und in Russland ein unabhängiges Wirtschaftssystem eingeführt. Er hat den Global Trust Fond, also die internationale Kreditbank des Weltverbundes, überflüssig gemacht und den Geldwert des Rubels an die Arbeitskraft der russischen Bevölkerung gebunden. Damit hatte er den Bankern das Rückgrat gebrochen und Russland wieder frei von der ewigen Schuldensklaverei gemacht."
„Aha?" Kuhmichel war überfordert und wunderte sich zugleich, was der alte Mann alles wusste.
„Mario, ich mache mir Sorgen, dass die Logenbrüder Tschistokjow auf Dauer mit ihren Lügen einlullen oder sogar kaufen."
„Woher weißt du das alles, Christian?"
Der Alte grinste. „Ich weiß mehr, als du vielleicht denkst. Es interessiert mich eben und daher habe ich die eine oder andere Sache über Tschistokjows Politik in Russland gelesen. Außerdem verteilen die von der DFB ständig Flugblätter und Infodisks über diese Dinge."
„Ich verstehe…", murmelte Marvin und widmete sich wieder dem leckeren Fleisch auf seinem Teller.
In der nächsten Sekunde schreckte er auf und ließ fast seine Gabel fallen.
„Der berüchtigte „Grinse-Killer" Marvin Kuhmichel ist nach wie vor auf freiem Fuß. Trotz einer intensiven Fahndung in mehreren Lokalsektoren konnte der Massenmörder noch immer nicht dingfest gemacht werden. Der ehemalige Polizeibeamte, der mindestens 80 junge Frauen ermordet und grausam zu Tode gefoltert hat, ist seit mehreren Monaten auf der Flucht vor den Sicherheitsbeamten.
„Diese Bestie in Menschengestalt muss endlich gefasst werden!", betonte Subsektorverwalter Dieter Bückling heute bei einer Pressekonferenz in Berlin und forderte die Polizei

auf, bei der Suche nach Kuhmichel endlich gründlicher vorzugehen.
An die Bevölkerung gewandt sagte er: „Die Menschen müssen die Augen nach diesem gewissenlosen Serienkiller offen halten. Inzwischen ist Kuhmichels Gesicht allgemein bekannt und ich hoffe, dass wir ihn in den nächsten Wochen schnappen können…"
Christian Schmidt blickte seinen kreidebleichen Gast verdutzt an. „Ist irgendetwas?"
Marvin antwortete mit einem Kopfschütteln. „Nein, ich hatte nur gerade wieder einen Stich im Bein. Geht aber wieder. Geht schon…"
„Da schikanieren die Bullen die Leute wegen jeder Scheiße, aber einen Psychopathen wie diesen Kuhmichel kriegen sie nicht zu fassen! Diese unfähigen Idioten!", ereiferte sich der Alte.
Marvin nickte schweigend und spürte, wie ihm langsam die Luft wegblieb. Schlagartig hatte er keinen Hunger mehr und bat Christian schließlich, ihm dabei zu helfen, sich wieder ins Bett zu legen.

Nach dem Friedensschluss mit dem Nationenbund der Rus flog der Weltpräsident, als offizielles Oberhaupt der Weltregierung, weiter nach Japan und unterzeichnete dort einen Friedensvertrag mit Staatschef Matsumoto. Japan war im Jahre 2029 der erste Staat gewesen, der sich nach einem allgemeinen Volksaufstand neu gegründet und aus dem Weltverbund herausgelöst hatte.
Danach war das Land von der Global Control Force angegriffen und im Zuge dieses blutigen Krieges verwüstet worden. Doch letztendlich war es Matsumoto gelungen, den Angriff der riesigen Armee des Weltverbundes unter furchtbaren Verlusten und Opfern abzuwehren. Nach den Japanern hatten sich die Philippinen gegen die Weltregierung

erhoben und wieder unabhängig gemacht. Doch ihrem eigenen Staat war keine lange Lebensdauer beschieden gewesen, denn der Weltverbund hatte die Rebellion schnell durch die GCF niederwerfen lassen.
Und danach war die Freiheitsbewegung der Rus unter der Führung Artur Tschistokjows auf der politischen Bildfläche erschienen. Zuerst in Weißrussland, um sich später bis nach Russland und in die Ukraine auszuweiten. Dass es Tschistokjow überhaupt schaffen würde, so weit zu kommen, hatten selbst die führenden Strategen der Weltregierung anfangs für vollkommen unmöglich gehalten. Aber der fanatische Revolutionär hatte es nach jahrelangen Kämpfen dennoch geschafft, die Macht in Russland an sich zu reißen.
Was den Weltverbund davon abgehalten hatte, Tschistokjows Rebellion schon im Keim zu ersticken, war die Tatsache gewesen, dass es auch in anderen Regionen der Erde zunehmend kriselte. Immerhin herrschte die Weltregierung über die Leben von mehr als 8 Milliarden Menschen und so hatte man die Freiheitsbewegung der Rus zunächst nur für ein vorübergehendes Phänomen gehalten und sie ignoriert.
Außerdem waren aufgrund der ODV-Seuche und den damit verbundenen Unruhen in Indien und Südchina zunehmend mehr GCF-Soldaten notwendig, um die Ordnung in Asien aufrecht zu erhalten.
Inzwischen waren bereits mehrere Hundert Millionen Inder an ODV gestorben, was bedeutete, dass in Asien ein Massensterben von apokalyptischen Ausmaßen stattfand. Seit einiger Zeit wütete ODV nun auch schon in China und Afrika, wo ebenso ganze Landstriche entvölkert wurden und im Chaos versanken.
Und schließlich gab es auch noch den Nahen Osten, wo der Hass der islamischen Völker auf die Weltregierung stetig anwuchs und die Gewalt zunehmend eskalierte. Diese Re-

gion war nunmehr schon seit Jahrzehnten ein ewiger Krisenherd, in dem mittlerweile Massen von GCF-Soldaten im Dauereinsatz waren. Und da die Rus bereits seit einigen Jahren mit einer Vielzahl islamischer Rebellengruppen zusammenarbeiteten und der Nationenbund diese mit Waffen und Kriegsgerät unterstützte, wurde die Situation für den Weltverbund immer prekärer.
Vor allem im Iran, wo seit Jahren bürgerkriegsähnliche Zustände herrschten, war die Lage besonders instabil und drohte ständig erneut außer Kontrolle zu geraten. Das Gleiche galt für die Länder rund um Israel, die ebenfalls permanent von Unruhen und Konflikten erschüttert wurden.
So war der Friedenschluss zwischen der Weltregierung und dem Nationenbund der Rus auch unter dem Aspekt zu beurteilen, dass beide Seiten offenbar zunächst einmal ihre Ruhe voneinander haben wollten. Tschistokjow war froh, dass er nun Zeit und Luft hatte, sein gebeuteltes Land weiter aufzubauen, während der Weltverbund bemüht war, die Lage in einigen Regionen der Erde wieder in den Griff zu bekommen. Ob die beiden Machtblöcke, also der Weltverbund und „Russisch-Japanische-Allianz“, hinter den Kulissen aber wirklich abrüsteten und auf einen dauerhaften Frieden schworen, konnte in diesen Tagen niemand sagen.

Nachdem sich Kuhmichel wieder halbwegs fortbewegen konnte, war er sofort in das Nachbardorf gehumpelt und hatte die Datenschachtel und seine verbliebene Ausrüstung geholt. Alles war noch unter dem Schutthaufen versteckt gewesen und der kleine, eckige Datenträger hatte keinen Schaden genommen, wie Marvin beruhigt feststellte. Immerhin hatte er ihn vorher gewissenhaft in ein Tuch eingewickelt und in eine Plastikdose gesteckt, bevor er ihn unter den Schutthaufen geschoben hatte. Jetzt, nachdem die Akkus seiner beiden DC-Sticks wieder aufgeladen waren, las

er mehrere Stunden täglich vor sich hin. Abwechselnd studierte er Artur Tschistokjows „Der Weg der Rus“ oder die Dokumente und Pläne von Theodor Hirschbergers Festplatte.
Heute war der 24. Dezember 2046, was bedeutete, dass Marvin und der alte Mann Weihnachten feierten. Diesen alten Brauch gab es noch immer, obwohl das Christentum im öffentlichen Leben inzwischen kaum noch eine Rolle spielte. Aber der Brauch, am 24.12. eines Jahres zu feiern, war noch viel älter als die Christenreligion, von der vor allem Herr Schmidt überhaupt nichts hielt.
„Die Kirche hat diesen Brauch einfach von den alten Germanen übernommen. Früher haben unsere Vorfahren nämlich die Wintersonnenwende um diese Zeit gefeiert bis die Kirche das alles in ihrem Sinne umgedeutet hat“, dozierte Christian.
„Ist das so?“, fragte Kuhmichel verdutzt.
„Ja, auf jeden Fall. Du solltest dich mehr mit Geschichte befassen, dann wüsstest du solche Dinge“, meinte der Alte stirnrunzelnd.
Marvin musste ein wenig schmunzeln. Manchmal war Christian ein komischer Kauz, dachte er sich. Dann blickte er kurz aus dem Küchenfenster und sah, dass es schon wieder zu schneien begonnen hatte. Diesmal würde es sicherlich eine weiße Weihnacht geben, meinte Herr Schmidt.
Sein jüngerer Gast, der sich endlich wieder bewegen konnte, half ihm dabei, das Wohnzimmer zu dekorieren und den Abwasch zu machen. Leider hatte der Alte keinen Weihnachtsbaum besorgen können, wie er etwas schuldbewusst zu Marvin sagte, aber diesen störte das nicht. Loreen und er hatten den 24.12. auch meistens ohne einen Weihnachtsbaum gefeiert. Zudem verstand Kuhmichel den Sinn dieses alten Brauches auch nicht so richtig, wenn er ehrlich war. Weihnachtsbäume standen allerdings immer in der großen

Mall - riesige, mit allem möglichen Glitzerkram behängte Dinger - wie sich Kuhmichel erinnerte. Damit wurde jedes Jahr das traditionelle „Christmas Shopping“ eröffnet, wie es ihm in diesem Moment wieder einfiel. Loreen war dann immer Feuer und Flamme gewesen und hatte nicht selten geshoppt bis das Scanchipkonto leer war.
„Heute Abend gibt es etwas ganz besonderes, mein Freund“, sagte Christian und schob Marvin zur Seite, um ein paar Teller ins Wohnzimmer zu tragen.
„Darf ich fragen, was es gibt?“, antwortete Kuhmichel.
„Nein!“, schallte es aus dem Wohnzimmer. „Sonst wäre es ja keine Überraschung mehr.“
„Hast Recht!“ Der ehemalige Polizist lächelte und folgte seinem ergrauten Gastgeber mit einigen Tassen in den Händen und einem großen, zusammengefalteten Tischtuch unter dem Arm in den Nebenraum.
Hier hatte Herr Schmidt einen in die Jahre gekommenen Teddybär auf das Sofa gesetzt und ihm eine rote Zipfelmütze über den Kopf gezogen. Jetzt sähe der Stoffbär aus wie der Santa Claus aus der Fernsehwerbung, meinte er, während Marvin lachen musste.
In diesem Moment zogen wieder die Erinnerungen an sein altes Leben durch seinen Kopf. Das hatte das Weihnachtsfest scheinbar so an sich, wie er dachte. Er sah sich neben seiner Frau auf der Couch sitzen, während der Fernseher lief und abwechselnd Weihnachtslieder oder Werbespots gezeigt wurden. Er sah Loreen, wie sie kurz ihren Blick vom Fernsehbildschirm abwandte und ihn liebevoll mit ihren blauen Augen anlächelte. Doch dann entsann er sich wieder der Tatsache, dass dieses Leben niemals mehr wiederkommen würde. Marvin war kein braver Sektorbürger und Konsument mehr, sondern ein gejagter Feind des Systems. Das war nicht schön, sagte er sich, aber es war zumindest ehrlicher und realer als die Existenz in einer Scheinwelt,

hinter der eine unfassbar grausame und finstere Boshaftigkeit in den Schatten lauerte.

Draußen, vor dem nicht mehr ganz dichten Wohnzimmerfenster des Herrn Schmidt, türmte sich der Schnee der letzten Nacht und ab und zu zog ein eisiger Luftzug durch den Raum. Doch der Alte versuchte dem so gut es ging entgegenzuwirken und fütterte seinen Kamin in regelmäßigen Abständen mit einigen Holzscheiten. Irgendwann war es trotz des undichten Fensters und der das Haus belagernden Winterkälte wohlig warm geworden und Marvin setzte sich an einen liebevoll gedeckten Esstisch. Jetzt wollten sie ein echtes Weihnachtsessen genießen, ganz wie in der alten Zeit, meinte Herr Schmidt. Und dieser hatte sich große Mühe gegeben, alles schön herzurichten, wenn es auch nicht viel daran änderte, dass das Wohnzimmer noch immer äußerst schäbig und ärmlich aussah.
„Die hat der Schlachter aus dem Nachbardorf auch selbst gemacht. Probier mal, Mario“, sagte Christian und reichte seinem Gast einen Teller voller Würste.
Kuhmichel bedankte sich und nahm zwei davon. Dann aßen sie vor sich hin, bis der Alte plötzlich sagte: „Morgen kommt mein ältester Sohn mit seiner Freundin. Da freue ich mich schon drauf.“
Marvin nickte und aß weiter. Er selbst hatte keine Ambitionen noch weitere Menschen näher kennen zu lernen und empfand diese Aussicht als eher unangenehm. Man konnte in seiner Situation einfach niemandem trauen, dachte er sich.
„Glaubst du denn, dass das nächste Jahr irgendetwas Neues bringen wird, Mario?“, fragte Herr Schmidt.
Sein Gast hob den Blick und legte das Besteck neben den Teller. Dann ließ er ein Achselzucken folgen, sagte aber nichts dazu.

„Ich halte diesen Frieden zwischen der Weltregierung und Tschistokjow für absolut faul. Ganz ehrlich. Glaube kaum, dass der lange halten wird“, meinte der alte Mann.
„Wir werden sehen…“, murmelte Marvin.
„Aber du meinst nicht, dass es irgendwann Krieg geben wird, oder?“ Herr Schmidt kratzte sich am Hinterkopf und betrachtete Kuhmichel mit seinen von tiefen Runzeln und Falten umgebenen Augen.
„Ich will es nicht hoffen, aber ausschließen kann man es nicht“, gab Kuhmichel zurück.
Christian nahm noch eine Wurst vom Teller und schmierte ein wenig Butter auf eine dünne Brotscheibe, während Marvin schweigend die Tischplatte anglotzte.
Auf einmal hob der Alte den Zeigefinger und bemerkte: „Wenn es jemals einen Krieg zwischen der Weltregierung und dem Nationenbund der Rus gibt, dann wird das definitiv ein Atomkrieg sein. Ich bin mir sicher, dass auch Tschistokjow schon einen ganzen Haufen Atomwaffen besitzt. Die rüsten da hinten auf wie die Irren. Davon bin ich absolut überzeugt, mein Freund. Und die Weltregierung hat ohnehin Atomraketen bis zum Abwinken.“
„Gut möglich“, brummte Kuhmichel.
„Die Weltregierung ist allerdings wesentlich skrupelloser als Tschistokjow und wird nicht zögern, ihre Atombomben zu schmeißen, wenn es mal richtig knallt. Wundert mich, dass die die Japaner damals nicht mit Nuklearwaffen angegriffen haben“, schob Herr Schmidt nach.
„Gott sei Dank. Auch Matsumoto hat Atomraketen“, erwiderte Marvin, während sich sein ergrauter Gesprächspartner immer mehr ereiferte.
„Die Japaner hatten damals kaum Atomwaffen, aber die verdammte Weltregierung hat jede Menge davon. Da hätten die Japaner keine Chance gehabt, Vermutlich hatte es Imagegründe, dass sie im japanischen Krieg keine Atom-

bomben eingesetzt haben. Aber die Rus...die Rus sollte man nicht unterschätzen. Die haben eine Armee, die so gedrillt ist wie die der alten Spartaner. Und die Revolution und der Bürgerkrieg haben die jungen Männer da hinten hart gemacht. Genau wie Tschistokjows Erziehung. Da würde sich die GCF im Kriegsfall wundern.“
„Kein schönes Thema für ein Weihnachtsessen, oder?“, antwortete Marvin mit einer Prise Zynismus.
Christian winkte ab und sagte, dass er ja völlig Recht hätte. Sofort entschuldigte sich der Alte. Dann aßen sie weiter zu Abend und ließen sich die Würste schmecken. Kuhmichel sah von Zeit zu Zeit aus dem Fenster, wo er nur eine kalte, schneebedeckte Finsternis erblicken konnte. Egal, was das kommende Jahr 2047 brachte, er war sich sicher, dass er es bis nach Litauen schaffen würde. Und dann würde er nach Westen schauen und zu sich selbst sagen: „Soll die Welt dahinten doch verfaulen und verrotten! Mich wird sie niemals mehr wiedersehen.“

Kurz nach dem Weihnachtsfest begann es noch heftiger zu schneien und ehe sich Marvin versah, war die ihn umgebende, weite Landschaft von einem riesigen, weißen Laken bedeckt. Jetzt blieb dem Flüchtling gar nichts anderes mehr übrig, als den Winter bei Herrn Schmidt zu verbringen. Doch dieser hatte nichts dagegen. Im Gegenteil, der alte Mann war offenbar froh, wenn ihm überhaupt jemand Gesellschaft leistete. Einmal pro Woche kam sein Sohn durch den Schnee gestapft und brachte einen Sack voller Nahrungsmittel. Ansonsten ließ sich ab und zu mal einer der anderen Dorfbewohner sehen, hielt ein Schwätzchen oder brachte etwas zu Essen vorbei. Kuhmichel blieb dann stets oben in seinem Zimmer und versuchte jeden weiteren Kontakt mit anderen Menschen zu vermeiden. Aber offenbar fragte auch niemand nach ihm und so verlief alles ruhig.

Irgendwann war Marvins gebrochenes Bein wieder verheilt und er bemühte sich, seinem freundlichen Gastgeber wo es nur ging zu helfen und zur Hand zu gehen. Im Frühjahr wollte sich Kuhmichel endlich auf den Weg nach Litauen machen und er war sich sicher, dass er es am Ende doch schaffen würde.
Letztendlich sollte er noch fast bis Anfang April in Schmidts Haus bleiben. Erst dann zog sich der Schnee zurück und es wurde wieder etwas freundlicher. Während der Wintermonate hatte Marvin sämtliche Dokumente auf der Datenschachtel und auch Tschistokjows Buch endlich zu Ende gelesen. Danach war er ein anderer Mensch geworden. Alles hatte sich zu einem schlüssigen Gesamtbild zusammengefügt und inzwischen war er felsenfest davon überzeugt, dass Tschistokjow die weltpolitische Lage richtig analysierte und vollkommen Recht hatte. Die grausigen Dokumente und Pläne auf der Datenschachtel waren der Beweis, dass es wahr war, was er schrieb.

Der Kalender zeigte bereits den 26.03.2046 und Kuhmichel wusste, dass es bald Zeit zu gehen war. In den nächsten Tagen würde er sich auf den Weg nach Osten machen, um endlich die letzte Etappe seiner Flucht anzutreten. Der heutige Tag war so gut wie vorüber und er lag in seinem Bett und hatte noch einmal seinen DC-Stick in die Hand genommen, um ein wenig zu lesen. Erneut blätterte er in „Der Weg der Rus“ und las sich dann irgendwo in der Mitte des umfangreichen Werkes fest.
Marvin starrte auf den die Dunkelheit ein wenig erhellenden Bildschirm. Es war anstrengend, Artur Tschistokjows Buch auf diese Weise zu lesen, doch Marvin hatte sich inzwischen daran gewöhnt. Seine langsam schmerzenden Augen tapfer ignorierend kämpfte er sich durch den Text.

Neulich hatten sie im Radio wieder vor dem verbotenen Buch gewarnt, das inzwischen schon in mehrere Sprachen übersetzt worden war und offenbar in jüngster Zeit von speziellen Abteilungen des russischen Geheimdienstes auf vielfältige Weise im Internet verbreitet wurde. Mittlerweile, so sagten sie im Radio, würde die ADR das Buch millionenfach an alle möglichen E-Mail-Adressen verschicken.
Und sie warnten noch vor vielen anderen Dingen, wie es Kuhmichel immer wieder hörte. Gerade einmal drei Monate nach dem offiziellen Friedensschluss zwischen der Weltregierung und dem Nationenbund der Rus war der Ton in den Medien wieder schärfer geworden.
So wurde berichtet, dass die Russen doch im Geheimen aufrüsteten und man ihnen nicht trauen könnte. Ende März 2046 war aus der anfangs recht unfreundlichen Berichterstattung schon fast blanke Hetze geworden. Die Menschenrechte in Russland würden zunehmend missachtet und man müsste sich Sorgen machen, dass Tschistokjow den geschlossenen Frieden eines Tages brechen würde, hieß es nun immer öfter.
Manchmal grübelte Marvin über die sich langsam verändernde Situation nach und führte mit Herrn Schmidt lange Gespräche über dieses Thema. Heute Abend jedoch vergaß er alle diese Dinge und las. Nein, er las nicht nur - er verschlang gierig jedes einzelne Wort und öffnete erneut seinen Geist für eine Welle verbotener Wahrheiten, die das System fürchtete wie der Teufel das Weihwasser.
„Die Logenbrüder, jene finstere Organisation, die hinter der Weltregierung steht, haben Europa nach jahrzehntelanger, im Verborgenen vorangetriebener Zersetzungsarbeit zu dem gemacht, was es heute ist: Ein Ort des Chaos und des Zerfalls, in dem es nur noch eine Konstante gibt, nämlich die gut organisierte und zu allem entschlossene Tyrannei dieser mächtigen Kraft.

Demnach hat sich der Zustand, in dem die heute vor sich hin vegetierenden Völker Europas leben müssen, nicht aus einer Reihe von zufälligen, unglücklichen Ereignissen entwickelt, sondern ist gezielt geschaffen worden. Die Auflösung der alten Ordnung war von Anfang an das erklärte Ziel dieser Organisation, denn nur auf den Trümmern der alten Völkern war es möglich, dass sie ihre internationale Zwingherrschaft errichten konnte…“, las sich Marvin selbst vor und hielt dann für einen Moment inne.
Er rieb sich die Augen, die inzwischen angefangen hatten zu stechen und zu schmerzen. Schließlich legte er den DC-Stick neben sich auf das Bettlaken und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. Für heute hatte er genug gelesen - langsam begannen seine Sinne ihre Dienste zu versagen.
Mit einem leisen Stöhnen lehnte sich der Flüchtling zurück, um dann noch einmal den in der Dunkelheit leuchtenden Datenträger in die Hand zu nehmen und sich die Titelseite von „Der Weg der Rus“ anzusehen.
Wie schon so oft betrachtete er das Bild von Artur Tschistokjow, der ihn mit ernster und entschlossener Miene ansah. Der Anführer der Freiheitsbewegung hatte ein schmales, kantiges Gesicht und blondes Haar. Der klare Blick seiner hellen Augen verriet Mut, Stolz und Ehrlichkeit, dachte sich Marvin. Dieser Mann konnte tief in seinem Herzen nur gut sein, das sah man ihm an. Was Tschistokjow schrieb, war die Wahrheit und er hatte sich nie gescheut, sie zu verkünden. Das sprach für ihn und für alles, wofür er stand. Ja, inzwischen war auch Kuhmichel bereit ihm zu folgen, genau wie die vielen Millionen Weißrussen, Russen, Ukrainer, Litauer, Esten und Letten. „Ich bin längst auch zu einem Kämpfer der Freiheitsbewegung geworden!“, sagte er zu sich selbst und ballte trotzig die Faust.

Schließlich blätterte er noch einige Seiten weiter, bis sein Blick an einem markanten Leitsatz des Revolutionärs haften blieb.
„Der Anfang von allem ist der unerschütterliche Wille für die Freiheit zu kämpfen!“, murmelte Marvin kaum hörbar vor sich hin und schaltete den DC-Stick aus.
Mit einem müden Lächeln sank er auf sein Kissen zurück und drehte sich dann zur Seite, in der Hoffnung endlich ein wenig Schlaf zu finden. Aber es fiel ihm nicht leicht, seinen Geist ruhen zu lassen und so lag er noch eine Weile wach in seinem Bett und dachte nach.
„Der Anfang von allem ist der unerschütterliche Wille für die Freiheit zu kämpfen!“, blitzte es noch ein letztes Mal in Kuhmichels Gedanken auf, bevor er endlich von der Müdigkeit übermannt wurde.

Christian Schmidt drehte sich um und schob seine grauen Augenbrauen nach oben. „Nach Pasewalk?“
„Ja!“, erwiderte Marvin.
„Was willst du denn da, Mario?“
„Ich muss noch etwas sehr Wichtiges erledigen, bevor ich weiter nach Osten ziehe“, erklärte dieser kurz.
Der Alte hatte eine schmutzige Schürze an und stand an der Spüle. Jetzt wischte er sich die Hände an einem Handtuch trocken und strich sich durch die Haare.
„Ist es da halbwegs sicher?“
„In Pasewalk?“
„Ja!“
„Du meinst, ob da Bullen rumrennen?“
„Ja!“
Schmidt grinste hämisch. „Schon vor einigen Monaten ist die einzige Polizeiwache in der Stadt geräumt worden, nachdem die DFBler da einige Handgranaten reingeworfen haben und drei Beamte draufgegangen sind.“

„Also gibt es dort gar keine Polizei mehr?“, vergewisserte sich Marvin noch einmal.
„Nein! Pasewalk ist mehr oder weniger eine freie Zone, wenn man es so ausdrücken will“, meinte Christian.
„Also haben die Rebellen dort das Sagen…“
„Mehr oder weniger. Ja!“
Kuhmichel starrte den Alten mit ernster Miene an und schwieg.
„Gibt es da ein Internetcafe oder so etwas?“, fragte er dann.
Herr Schmidt überlegte. „Ich denke schon. Weiß ich aber nicht so genau.“
„Gut!“, murmelte Marvin. „Ich muss noch etwas erledigen, bevor ich verschwinde, denn diese Dinge müssen die Leute wissen. Alle sollen sie eines Tages erfahren. Wenn sie mich doch noch kriegen sollten, so können sie zumindest die Wahrheit nicht mehr einfangen, denn sie wird dann schon fortgeflogen sein. Fortgeflogen wie ein Vogel, den niemand mehr einsperren kann.“
„Wovon redest du, Mario?“
„Schon gut. Nicht so wichtig“, sagte der Flüchtling leise und ging aus der Küche hinaus.

Nachdem Marvin und Christian ein letztes Mal gemeinsam zu Abend gegessen hatten, begleitete der alte Mann seinen Gast zur Tür, um sich von ihm zu verabschieden. Draußen regnete es in Strömen und Herr Schmidt schlug Marvin vor, mit seiner Abreise noch bis zum morgigen Tag zu warten, doch dieser lehnte das Angebot ab.
„Ich muss noch etwas sehr Wichtiges erledigen und dann werde ich endgültig fort sein“, sagte ihm der Gast und lächelte verhalten.
Dann standen die beiden im Eingang des schäbigen Hauses aus roten Ziegeln und Christian klopfte dem für ihn noch

immer mysteriösen Mann aus dem Westen väterlich auf die Schulter.
„Pass auf dich auf, Mario.“ Der Alte nickte und sah Marvin für einen Augenblick mit traurigen Augen an.
„Vielen Dank noch mal, mein Freund. Ohne dich wäre ich vor die Hunde gegangen“, erwiderte Kuhmichel gerührt und umarmte seinen Retter wie ein Sohn seinen Vater.
„Noch eine Frage hätte ich aber…“, bemerkte Herr Schmidt dann.
„So?“ Marvin schob die Augenbrauen leicht nach oben.
„Heißt du eigentlich wirklich „Mario“?“
Kuhmichel blickte ernst zurück. „Vielleicht…“
„Ist ja auch egal“, gab Christian zurück und klopfte seinem Gast erneut auf die Schulter. Die beiden Männer gaben sich die Hand.
„In dieser Zeit kann Vertrauen den Tod bringen. Leb wohl!“, sagte Marvin zum Abschluss und ging schließlich auf das Gartentor zu.
Herr Schmidt sah ihm schweigend nach und wirkte nun noch trauriger. Dieser seltsame Fremde, mit dem er sich in den letzten Monaten so häufig unterhalten hatte und über dessen wahre Identität er dennoch nichts wusste, war ihm in dieser Zeit ans Herz gewachsen. Jetzt ging er davon, die Straße hinunter, um kurz darauf hinter einer Hausecke für immer zu verschwinden.

Pasewalk

Marvin versteckte sich noch für einige Stunden in dem ausgedehnten Waldstück hinter dem kleinen Dorf und pirschte sich in tiefer Nacht weiter an den Stadtrand von Pasewalk heran. Dann wartete er erneut irgendwo im Gebüsch und legte sich bis zum Morgengrauen schlafen.
Vielleicht mochte sich die gewöhnliche Polizei nicht mehr in diese Region trauen, aber die GSA würde es. Deshalb konnte man nicht vorsichtig genug sein, dachte sich Kuhmichel als er aufwachte, und versuchte gegen die ihn langsam erfassende Woge aus Furcht und Nervosität anzukämpfen.
Es war das erste Mal seit Monaten, dass er wieder eine echte Stadt betrat, und der Gedanke daran bereitete ihm großes Unbehagen. Die Sonnenbrille, die einst dem Jogger gehört hatte, zog er auf und bedeckte seinen Kopf mit einer grauen Baseballmütze, die er vor einiger Zeit in einer Mülltonne gefunden hatte.
So konnte man sein Gesicht zumindest nicht auf Anhieb erkennen, dachte er sich. Außerdem trug er jetzt einen gepflegten Vollbart und hatte sich die Haare ganz kurz geschoren. Das war nicht mehr der alte Marvin Kuhmichel, dessen Gesicht inzwischen wohl schon oft im Fernsehen gezeigt worden war. Immerhin hatten sie ihn zum „Grinse-Killer“ und damit zu einer prominenten Person in „Europa-Mitte“ gemacht.
„Diese lügenden Ratten! Warum habe ich nicht früher erkannt, welchem Scheißsystem ich gedient habe?“, haderte er mit sich selbst und verfluchte seine einstige Gutgläubigkeit wieder und wieder.
Schließlich machte er sich auf den Weg in die Stadt und lief durch einen der Randbezirke von Pasewalk in Richtung

Zentrum. Auch hier wirkte alles schon halb verlassen, wie er schnell erkannte, als er durch Straßenzüge voller leerstehender Häuser ging. Bei vielen dieser zerfallenen Gebäude waren die Fenster und Eingänge mit morschen Brettern zugenagelt worden und einige davon erinnerten fast an Ruinen.
Diese Region starb langsam ab und jene mehr als trostlose Kleinstadt war ein weiterer Beweis dafür. Laut Herrn Schmidt hatte Pasewalk noch etwa 4000 Einwohner. Früher waren es mehr als doppelt so viele gewesen, wie der alte Mann erzählt hatte.
Nach einer Weile kam Kuhmichel zu einem großen Marktplatz im Stadtzentrum und stand vor einer zerfallenen Kirche. Es war ein trauriger Anblick. Ein großer Teil der Dachziegel des Bauwerks war im Laufe der Zeit heruntergefallen und lag nun rund um die Kirche auf dem Boden. Vor dem Eingang des alten Gotteshauses lungerten ein paar Obdachlose herum, die ihn skeptisch anglotzten, als er an ihnen vorbeiging. Ansonsten sah Kuhmichel kaum jemanden und er fragte sich, wo sich die 4000 Einwohner dieser heruntergekommenen Stadt denn verstecken würden.
Aber es war dennoch ganz in seinem Sinne, wenn er hier kaum auf andere Menschen traf und ihm niemand zu viel Aufmerksamkeit schenkte. Und so ging er einfach weiter durch die Straßen und suchte nach einem Internetcafe oder etwas Ähnlichem.
Als er in der Nähe des Bahnhofs der kleinen Stadt an einigen leerstehenden Wohnhäusern vorbeiging, begegnete er einer Gruppe junger Männer, die ihn misstrauisch beäugten und ihm mit grimmigen Mienen nachsahen. Marvin drehte sich nicht um und lief einfach weiter. Glücklicherweise ließen ihn die Gestalten in Ruhe und tuschelten sich gegenseitig nur leise etwas zu, während einer der Männer auf ihn zeigte.

„Auf zur deutschen Revolution! Schafft Schutzgebiete! DFB“, hatte jemand auf die Außenmauer eines baufälligen Hauses zu Marvins Linken gesprüht.
„Logenbrüder und Volksverräter zum Teufel jagen!“, stand einige Meter weiter in großen, roten Lettern an einer anderen Hauswand.
Irgendwann hatte Kuhmichel einen heruntergekommen „Call Shop“, in dem es laut der Werbung im Schaufenster auch einen Internetzugang gab, ausfindig gemacht. Zielstrebig ging er darauf zu und tastete noch einmal nach der Datenschachtel in seiner Hosentasche, als wolle er sichergehen, dass sie sich nicht einfach in Luft aufgelöst hatte.
Auch in dieser Straße gab es keine Überwachungskameras mehr, was ansonsten in jeder Stadt im Subsektor „Deutschland“ üblich war. Gelegentlich sah man noch die Überreste von zerschlagenen und demolierten „Suchern“, so die offizielle Bezeichnung, wenn sie nicht gänzlich aus ihren Halterungen herausgerissen und entwendet worden waren.
Kuhmichel betrat den Call Shop und betrachtete einen dicklichen, gelangweilt dreinschauenden Mann, der hinter einer Theke saß und kurz zu ihm aufsah als er näher kam.
„Ja?“, brummte der Ladenbesitzer.
„Ich möchte ins Internet“, sagte Marvin.
„Dann gehen Sie an einen der Rechner“, kam zurück.
Kuhmichel biss sich nervös auf die Unterlippe. „Wie teuer ist es denn?“
„Viertelstunde kostet einen Globe“, antwortete der Mann und starrte derweil selbst auf den Bildschirm vor seiner Nase. Neben seiner speckigen Hand stand ein Aschenbecher, in dem sich ein riesiger Berg stinkender Zigarettenstummel auftürmte.
„Ich…ich…habe leider kein Scanchip dabei. Hab`s zu Hause liegen lassen. Könnte ich vielleicht trotzdem…?“, stammelte Marvin und blickte unsicher umher.

Ansonsten war niemand anderes in dem schäbigen Call Shop. Nur der dicke Kerl mit dem rötlichen Dreitagebart, der jetzt von seinem Platz aufstand.
„Kein Scanchip, oder wie?“, brummelte er.
„Ich kann ihnen diese Uhr geben“, sagte Marvin und kramte eine gewöhnliche Digitaluhr aus der Hosentasche.
„Ich brauche keine Uhr. Hab selber eine“, antwortete der Ladenbesitzer genervt. „Haben Sie nix anderes?“
Kuhmichel überlegte. Seine ganze Ausrüstung, einschließlich seiner Waffen, hatte er im Wald zurückgelassen und dort irgendwo im Gebüsch versteckt.
„Ich kann ihnen ein Taschenmesser und diese Uhr geben“, sagte er hastig.
Der dickliche Mann winkte ab. „Ja, komm! In Ordnung! Dann gehen Sie an einen Rechner und gut is`. Wie lange wird es denn dauern?“
„Schon eine Weile…“, erklärte Kuhmichel.
„Ja, is gut…“, brummte der Ladenbesitzer und setzte sich dann wieder an seinen Computer, um sich sofort eine neue Zigarette in den Hals zu schieben.
„Vermutlich geht die Hälfte seiner Einnahmen für Kippen drauf“, dachte sich Marvin und grinste in sich hinein.
Immerhin kostete eine gewöhnliche Schachtel Zigaretten inzwischen nicht weniger als 15 Globes. Und dieser Mann rauchte sicherlich mehr als nur eine Schachtel am Tag.
Schließlich setzte sich Marvin an einen der Computer und schob die Datenschachtel in einen kleinen Schlitz. Mit einem leisen Klicken rastete sie ein und er begann sofort mit der Arbeit. Mittlerweile war Kuhmichel mehr als nur nervös geworden und tippte mit zitternden Fingern vor sich hin, während seine Hände ganze Schweißbäche absonderten.
Er richtete eine E-Mail-Adresse mit falschen Daten ein und begann dann die brisanten Dokumente von Theodor Hirschbergers Festplatte so zu bearbeiten und zu kompri-

mieren, dass sie als E-Mail-Anhänge verschickt werden konnten. Aufgrund der gewaltigen Datenmenge dauerte der Vorgang beinahe zwei Stunden.
In dieser Zeit hatte der träge, dickliche Ladenbesitzer kaum Notiz von ihm genommen und pausenlos geraucht oder im Internet gesurft. Zwischendurch war ein junger Mann einmal kurz in den Laden gekommen, hatte ein wenig mit dem Dickwanst gequatscht, um dann wieder mit einer neuen Handykarte zu verschwinden.
„Hoffentlich wird der Kerl nicht misstrauisch“, sorgte sich Kuhmichel und lugte von Zeit zu Zeit am breiten Bildschirm seines Rechners vorbei in Richtung des Call Shop Besitzers. Doch dieser war mit sich selbst beschäftigt.
Marvin war fest entschlossen, die Sache unter allen Umständen durchzuziehen. Würde ihm dieser Mann irgendwelche Probleme bereiten, so wäre das sein Ende, dachte er sich grimmig. Er würde einfach zu der schäbigen Theke gehen, den fetten Mann abstechen, die Rollläden des kleinen Call Shops herunterlassen und die Tür zuschließen, wenn es nicht anders ging. Niemand würde ihn jetzt noch daran hindern können, die Wahrheit in die Welt hinaus zu schicken, schwor er sich in Gedanken.
Doch diese brutalen Maßnahmen waren glücklicherweise nicht notwendig und Kuhmichel konnte seine Mission auch so zu Ende bringen. Nachdem er die vielen Dokumente, Pläne und Protokolle endlich geordnet und versandbereit gemacht hatte, ging er ins Internet und suchte nach der offiziellen Webseite der russischen Botschaft. Anschließend besuchte er die Homepage des russischen Geheimdienstes ADR und noch etwa zwei Dutzend Seiten der Freiheitsbewegung der Rus. Normalerweise konnte der gewöhnliche Bürger aufgrund einer automatischen Sperre vom Verwaltungssektor „Europa-Mitte“ nicht auf Seiten des Nationenbundes zugreifen. Doch diese Sperre hatte der dicke La-

denbesitzer oder einer seiner Kunden offenbar längst beseitigt. Zudem wäre es für Kuhmichel, der sich als ehemaliger Polizeibeamter mit solchen Dingen bestens auskannte, ohnehin kein Problem gewesen, dies selbst zu tun.
Die Tatsache, dass die aufgerufenen Seiten allesamt auch eine englische Version hatten, erleichterte Marvins Arbeit erheblich. Schließlich sammelte er eine Reihe von wichtigen E-Mail-Adressen und begann dann die Datenpakete hoch zu laden und schließlich zu versenden.
„Jetzt habe ich euch richtig gefickt!“, flüsterte er mit einem breiten Grinsen in sich hinein, nachdem er seine Arbeit beendet hatte.
„Jetzt werden die Rus einen tiefen Einblick in eure widerlichen Pläne bekommen und die ADR wird sich die Finger nach diesen Dokumenten und vor allem den Namenslisten lecken!“
Zuletzt klickte Kuhmichel noch einmal auf den Menüpunkt „Posteingang“ seines E-Mail-Accounts und nahm mit tiefer innerer Befriedigung die Tatsache zur Kenntnis, dass der erfolgreiche Eingang seiner versendeten Nachrichten bereits automatisch bestätigt worden war. Jede seiner E-Mails enthielt folgenden Text:

My dear Russian friends,
I`m a resistance fighter from the sector “Central Europe” and I send you these top secret documents and lists of names to support your fight against the World Government. I hope that I can help you with these things. The secret datas are from the harddisk of a high grade Lodge Brother (Member of the “Council of the 300”!!!) called Theodor Hirschberger. Greetings from Germany! God bless Artur Tschistokjow!

Dustin Bäcker

Hastig sprang Marvin von seinem Platz auf und eilte zur Theke, wo ihn der untersetzte Mann fragend anglotzte. Er gab ihm das Taschenmesser und die Uhr, um dann so schnell es ging zu verschwinden. Dieser große, illegale Datentransfer auf streng verbotene Empfänger war mit absoluter Sicherheit sofort vom automatisierten Internetüberwachungssystem registriert worden.
Nichtsdestotrotz war Marvin das Risiko eingegangen, denn die Rus mussten diese wertvollen Daten einfach haben. Soeben hatte er einen gewaltigen Beitrag im Kampf für die Freiheit geleistet, dachte er sich, als er den Call Shop verließ und die Straße herunterrannte.

An der Stadt Eggesin vorbei wanderte Kuhmichel weiter nach Nordosten und war nun schon in der unmittelbaren Nähe des Verwaltungssektors „Europa-Ost", der vor Artur Tschistokjows Revolution auch die Gebiete des ehemaligen Weißrussland, der Ukraine, das Baltikum und Russland bis zum Ural umfasst hatte. Inzwischen war der ehemals riesige Sektor jedoch auf Polen und seine unmittelbaren Nachbarländer zusammengeschrumpft.
Aufgrund der Tatsache, dass die verbotene Datenübertragung in Pasewalk vermutlich längst von höherer Stelle entdeckt und der brisante Inhalt der E-Mails den Behörden bereits bekannt war, bewegte sich Kuhmichel nun mit extremer Vorsicht - nur in tiefster Nacht und unter Berücksichtigung aller erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen. Vielleicht waren die Suchtrupps der GSA bereits auf dem Weg und durchkämmten die Gebiete rund um Pasewalk, was bedeutete, dass Marvin mehr denn je zum Schatten in der Finsternis werden musste.
Mittlerweile neigte sich der Monat Mai des Jahres 2047 schon seinem Ende zu und der Flüchtling hoffte, dass er es in ein oder zwei Monaten bis nach Litauen schaffen würde.

Im ehemaligen Polen, das war allgemein bekannt, funktionierte die Überwachung der Bevölkerung nicht mehr so perfekt wie in „Europa-Mitte“. Dort liefen die Uhren langsamer, wie man im Westen sagte. Außerdem war dieses Gebiet von einer noch extremeren Landflucht betroffen wie „D-Ost I“, was bedeutete, dass es dort Regionen gab, die vollkommen verlassen und menschenleer waren. Das waren nicht die schlechtesten Voraussetzungen für die letzte Etappe seiner Flucht und Marvin war zuversichtlich, dass es ihm gelingen würde, auch noch diesen finalen Abschnitt seiner langen Reise in die ersehnte Freiheit erfolgreich hinter sich zu bringen.
Ja, Kuhmichel war manchmal absolut sicher, dass er es schaffte, seinen Häschern endgültig zu entkommen. In den menschenleeren und waldreichen Gebieten Nordpolens würden sie ihn nicht mehr finden können. Und wenn er dann endlich die litauische Grenze erreicht hätte, dann würde er den Rus die Datenschachtel persönlich übergeben und dadurch zeigen, dass er auf ihrer Seite war.
„Seht, welch großartigen Beitrag ich geleistet habe. Hier ist der Beweis, meine Freunde. Inzwischen bin ich ein treuer Anhänger der Freiheitsbewegung, ein treuer Anhänger Artur Tschistokjows. Und nun nehmt mich bei euch auf wie einen Bruder, der bereit ist, für die Sache zu kämpfen“, redete er vor sich hin, während er durch die Wälder schlich und davon träumte, dass er dort hinten im Osten eines Tages wieder ein neues Leben würde beginnen können.

„Eine Sache schadet unserem Feind mehr als jede Gewehrkugel oder Bombe: Nämlich, wenn wir die Geheimnisse seiner Organisation aufdecken. Wenn wir die Wahrheit herausschreien und den Millionenmassen zeigen, wer hinter all den Verbrechen und Lügen steckt. Diese Dinge fürchten unsere Feinde am meisten. Sie haben vor nichts mehr

Angst, als davor, dass man ihre versteckten Pläne offen legt und ihnen die Masken vor aller Augen herunterreißt!“, las sich Kuhmichel leise selbst vor und drückte auf einen Knopf, um den Bildschirm des DC-Sticks wieder zu schließen.
Diese Worte stammten von Artur Tschistokjow, der für den einsamen Wanderer inzwischen schon fast zu einem Heiland geworden war. Und hatte er die Worte des großen Befreiers und Erretters nicht entschlossen in die Tat umgesetzt? Oh, ja! Das hatte er! An vorderster Front, im Kampf gegen die Diener der Völkervergifter, die ihn fangen, foltern und töten wollten.
Doch er hatte diesen grausamen Schergen des Teufels einen Schaden zugefügt, den sie nicht so einfach wegstecken konnten. Und selbst wenn sie ihn doch noch einfingen und er am Ende tot wäre, so würden ihn seine Freunde in Russland eines Tages rächen.
Sie würden die große Revolution auch auf „Europa-Mitte“ ausdehnen und die Feinde der Menschheit in einer letzten, entscheidenden Schlacht vernichten. Kuhmichel sah es vor seinem geistigen Auge. Die große, brennende Rache, die Tschistokjow über sie bringen würde, wie ein strahlender Engel mit flammendem Schwert, der die Kinder der Finsternis zurück in die Hölle trieb.
Gedankenverloren strich sich Marvin durch seine verschwitzten Haare und erhob sich vom trockenen Waldboden. Den DC-Stick ließ er in der Hosentasche verschwinden und machte sich dann wieder auf den Weg. Er lächelte in sich hinein und schämte sich seines Stolzes nicht. Welch große Tat er doch vollbracht hatte, als er diese geheimen Daten an die Rus geschickt hatte.
„Würde die ADR dies bereits alles wissen, so wären die GSA-Agenten nicht mit einem derartigen Eifer hinter mir her. Also habe ich etwas Großes und Weltbewegendes ge-

leistet", dachte sich der Ausgestoßene und arbeitete sich entschlossen durch das lichtlose Dickicht nach Osten vor.

Die Ostseeküste befand sich nur wenige Kilometer weiter nördlich und Marvin war kurz davor, den Verwaltungssektor „Europa-Mitte" für immer hinter sich zu lassen. Noch ein paar Stunden, dann war es soweit. Heute Nacht würde er endgültig verschwinden und nie mehr wiederkommen.
Kuhmichel hatte den größten Teil des Tages in einer verlassenen Hütte im Dickicht geschlafen und war erst aufgewacht, als die Abenddämmerung bereits eingesetzt hatte. Er hatte beschlossen, sich noch einige Vorräte zu besorgen, bevor er die Grenze zu „Europa-Ost" überschritt.
Genau genommen konnte man auch nicht mehr von einer „Grenze" im alten Sinne des Wortes sprechen, denn Zölle und Grenzkontrollen gab es im Jahre 2047 längst nicht mehr. Nur die Russen bewachten ihre Grenzen mit schwer bewaffneten Posten und ließen niemanden einfach in ihr Land hinein. Marvin würden sie selbstverständlich hineinlassen, denn er hatte ihnen bereits geholfen, indem er ihnen die geheimen Daten geschickt hatte. Damit war er kein gewöhnlicher Vagabund mehr, sondern ein treuer Unterstützer und Kampfgefährte der Rus, wie er meinte.
So schlich der Flüchtling aus dem Wald heraus und pirschte sich an ein einsames Bauernhaus heran, welches neben einem großen Feld stand. Hinter dem Haus, in dem von einem Bretterzaun umgebenen Garten, machte er einige Obstbäume und einen winzigen Holzschuppen aus. Er kroch noch näher heran und sah, dass die Bäume voller Früchte hingen.
Als es schon dunkel geworden war, kletterte er leise über den Zaun und schlich zu einem nicht sehr hohen Apfelbäumchen, wo er seinen Leinensack hervorholte und darin einige Äpfel verschwinden ließ. Er nahm sich noch zwei

weitere Bäumchen vor und wollte schon wieder in der Nacht verschwinden, als er plötzlich innehielt und sich noch einmal umdrehte.
Marvin vernahm eine leise Frauenstimme, die irgendwo aus dem dunklen Haus kam. Er stutzte und folgte der Stimme, schlich einmal um das Gebäude herum und sah dann nach oben. Dort stand ein kleines Fenster halb offen und der bläuliche Schein eines eingeschalteten Fernsehers waberte hinter der Scheibe. Die Stimme aus dem Fernseher war jetzt laut und deutlich zu hören, denn offenbar waren die Bewohner dieses Hauses schwerhörig und hatten das Gerät voll aufgedreht.
„…werden wir Sie im Verlauf dieser Nacht stündlich über die Ereignisse an der Grenze zu „Europa-Ost“ informieren. Da sich der gesamte Nationenbund der Rus nach außen hin vollkommen abgeschottet hat, können wir nur vermuten, was derzeit an der Westgrenze dieses finsteren Staatsgebildes geschieht. Dass dort in diesem Augenblick riesige Truppenverbände aufmarschieren, ist jedoch klar zu erkennen. Es wird von einer beträchtlichen Anzahl Infanteriedivisionen, darunter auch die für ihre Grausamkeit bekannten Waräger-Sturmtruppen, von großen Panzerdivisionen und Kampfflugzeugverbänden berichtet. Dass der russische Diktator und Völkermörder Artur Tschistokjow hier einen Angriff auf Europa plant, steht inzwischen außer Frage. Der Weltpräsident wird die jüngsten Ereignisse später noch in einer Sondersendung kommentieren und die ersten Gegenmaßnahmen der Weltregierung bekannt geben.
„Es ist durchaus möglich, dass wir uns am Vorabend des Dritten Weltkrieges befinden“, hat das Oberhaupt des Weltverbundes bereits gestern verlautbaren lassen.
„Sollte Artur Tschistokjows Armee in den nächsten Stunden tatsächlich die Sektorgrenze zu „Europa-Ost“ überschreiten, dann kommt dieser Angriff einer Kriegserklärung gleich, was

bedeutet, dass wir mit der Global Control Force entschlossen reagieren werden“, so der Weltpräsident weiter…“
Kuhmichel schluckte und starrte nach oben, wo die hektische Frauenstimme in die Nacht hinaus dröhnte. In diesem Moment schossen ihm Tausende von Gedanken durch den Kopf, was nichts daran änderte, dass ihm vollkommen die Worte fehlten.
„Ich bekomme gerade die neuesten Meldungen aus „Europa-Ost“, wo man sich auf den offenbar unmittelbar bevorstehenden Angriff des Nationenbundes vorbereitet…“, sagte die Reporterin.
Verstört nahm Marvin den mit Äpfeln vollgestopften Leinensack, warf ihn sich über die Schulter und rannte in Richtung des Bretterzauns.

Das Gefühl des inneren Triumphes war noch immer da und es erleuchtete Kuhmichels Geist wie ein mächtiges Gestirn. Aber auch die Angst, dass die Datenübertragung durch das automatisierte Überwachungssystem registriert worden war und die Verfolger vielleicht schon auf seinen Fersen waren, kauerte unter der Oberfläche von Marvins Bewusstsein.
Eine derartige Datenmenge und eine so große Anzahl von illegalen E-Mail-Verbindungen konnte einfach nicht unbemerkt geblieben sein, sorgte sich der Flüchtling tief im Inneren, um den Gedanken dann mit einem Kopfschütteln und einer energischen Handbewegung wegzuwischen.
„Nein! Sie kriegen mich nicht mehr! Sie haben es bisher nicht geschafft und sie werden es auch nicht mehr schaffen! Diese elenden Hurensöhne!“, knurrte er in sich hinein und marschierte immer weiter in Richtung der Sektorengrenze.
Inzwischen hatte er „Europa-Ost“, das ehemalige Polen, schon so gut wie erreicht. Er würde einfach weiterlaufen und laufen und laufen, entlang der Meeresküste, bis er ir-

gendwann in Litauen war. Dort würde er sicher sein, denn Litauen war bereits von den Rus befreit worden.
Die Nachrichten über einen scheinbar kurz bevorstehenden Weltkrieg, die er soeben gehört hatte, versuchte Marvin mit aller Kraft zu ignorieren. Er mauerte seinen Geist einfach zu und drängte diese Dinge, die ihn vollkommen zu verwirren drohten, mit eisernem Willen zurück. Darüber durfte er jetzt nicht nachdenken, ermahnte er sich, denn Verwirrung führte dazu, dass er Fehler machte.
So ging Kuhmichel eine lange, einsame Straße hinunter, die mitten durch den Wald führte. Kaum ein Geräusch war um ihn herum im finsteren Dickicht zu vernehmen und das war auch gut so. Wie immer war er bereit, sofort ins Gebüsch zu springen, sollte er irgendwo das Brummen eines Automotors oder gar menschliche Stimmen hören.
Doch es verlief alles ruhig - zumindest bis die Nacht schon beinahe vorüber war und es wieder zu dämmern anfing. Kuhmichel war ununterbrochen nach Osten marschiert und hatte sich nur selten für einen kurzen Moment ausgeruht, um dann seine Reise nach Osten mit aller Verbissenheit fortzusetzen.
„Sie kriegen mich nicht mehr. Ich war übervorsichtig. Nein, das wird ihnen nicht mehr gelingen. Ich habe die ganzen Daten versendet und jetzt mache ich mich für immer aus dem Staub. Raus aus dem verdammten „Europa-Mitte“. Für immer und ewig!“, flüsterte vor sich hin und beschloss dann seinen Marsch zu unterbrechen und erst einmal ein wenig zu schlafen.
Langsam wurde es hell, was bedeutete, dass er wieder einmal in den tiefen Wald gehen musste, um sich irgendwo zu verstecken.
„Nur noch ein paar Kilometer. Dann kommt die Sektorengrenze“, dachte sich Kuhmichel erleichtert und schob einige Büsche zur Seite, während er immer tiefer ins dunkle Un-

terholz vordrang. Er folgte dem Lichtkegel seiner Taschenlampe und setzte sich schließlich zwischen zwei dicke, alte Bäume. Dann zog er eine Decke aus dem Leinensack und breitete sie vor sich auf dem Waldboden aus. Er hüllte sich in eine zweite, warme Wolldecke ein, die er von Christian bekommen hatte, und schloss erschöpft die Augen, um endlich etwas zu schlafen.
Nachdem er schon fast eingedöst war, schreckte er plötzlich auf, als er in der Ferne das leise Rattern eines Rotors vernahm. Marvin spitzte die Ohren und richtete sich nervös auf. Es war ein Hubschrauber, der irgendwo über dem Wald seine Bahnen zog. Er war sich sicher. In diesem Augenblick mischte sich das Rotorengeräusch mit dem eines zweiten und wurde etwas lauter. Kuhmichel starrte zu den dunklen Baumwipfeln herauf, doch er konnte nichts erkennen.
Mit jeder verstreichenden Sekunde wurde die Panik in seinem Inneren größer, während das furchteinflößende Gedröhne schon ganz nah war.

Blutiger Morgen

„Nein! Das darf nicht wahr sein! Verdammt!“, stieß Marvin klagend aus und war vollkommen außer sich und entsetzt, als es ihm bewusst wurde, dass das Rotorengeräusch ihn verfolgte.
Die lähmende Müdigkeit in seinem Kopf drängte er in diesem furchtbaren Moment zurück und bemühte sich seine letzten Kräfte zu mobilisieren.
„So eine gottverfluchte Scheiße! Scheiße! Scheiße!“
Kuhmichel trat vor Wut gegen einen Baustamm und ließ schließlich alles stehen und liegen, um durch das schwarze, lichtlose Dickicht zu fliehen. Völlig verzweifelt begann er so schnell er konnte durch den Wald zu rennen und es dauerte nicht lange, da stolperte er nur noch kopflos durch das finstere Unterholz, um nach einigen Hundert Metern in ein dorniges Gestrüpp zu fallen und sich die Haut aufzureißen. Fluchend flüchtete er weiter geradeaus und versuchte sich von dem Rotorengeräusch, das einmal lauter und einmal leiser war, irgendwie zu entfernen. Doch es gelang ihm nicht. Noch immer kreiste ein Hubschrauber über den Baumwipfeln und plötzlich bahnte sich grelles Scheinwerferlicht seinen Weg nach unten auf den Waldboden.
Spätestens in diesem Moment wusste Marvin, dass ihm seine Verfolger unmittelbar auf den Fersen waren und er wurde von einer grenzenlosen Panik durchgeschüttelt, die ihn dazu veranlasste, noch unkontrollierter umherzuirren.
Das Scheinwerferlicht kam ihm hinterher und nun hörte er jemanden in der Ferne durch den Wald rufen. Es folgte lautes Hundegebell. Dann war es für einen Moment still, während das Scheinwerferlicht schlagartig verschwand und sich der Hubschrauber langsam zu entfernen schien.

Wieder Hundegebell! Es kam blitzartig näher und im Dickicht raschelte es, als etwas durch die Äste brach. Kuhmichel riss die Automatikpistole, die er damals einem der toten Polizisten weggenommen hatte, aus ihrem Halfter und ließ sich auf den Boden fallen. Panisch tasteten seine Augen die Umgebung ab und er versuchte herauszufinden, woher das wütende Geknurre kam, das immer lauter und lauter wurde.
Marvin sprang auf, ging einige Schritte zurück und stellte sich zwischen zwei Bäume, als er einen schwarzen Schatten auf sich zurasen sah.
„Ein verdammter Spürhund!“, schoss es ihm durch den Kopf.
Das Biest, ein riesenhafter, schnaubender Rottweiler, hielt mit unglaublicher Geschwindigkeit auf ihn zu und Kuhmichel visierte das flinke Tier mit der Pistole an.
„Komm schon!“, zischte er grimmig in sich hinein, während ihn der Schatten schon fast erreicht hatte und der Hund mit einem tiefen Grollen zum Sprung ansetzte.
Marvin taumelte entsetzt nach hinten, als er die langen, weißen Reißzähne des Rottweilers auf sich zufliegen sah und schoss reflexartig um sich. Eine Blutwolke spritzte kurz vor ihm auf und der Hund blieb mit einem leisen Jaulen liegen. Er hatte ihn erwischt. In letzter Sekunde!
Doch es blieb ihm keine Zeit seinen Triumph auszukosten, denn zu seiner Linken sprang bereits der nächste Spürhund aus dem schwarzen Unterholz und warf sich mit einem zornigen Knurren auf ihn.
Kuhmichels panisch abgefeuerte Kugeln gingen ins Leere und der vor Zorn rasende Rottweiler sprang direkt auf ihn zu, um sich sofort in seinem Unterarm zu verbeißen. Der Flüchtling schrie vor Schmerzen auf und fiel zu Boden, während der Rottweiler schon in der nächsten Sekunde versuchte nach seiner Kehle zu schnappen, um sie in Stücke zu reißen. Kuhmichel hielt den linken Arm verzweifelt vor

sein Gesicht und die spitzen Zähne des Hundes vergruben sich erneut in seinem Fleisch.
Die lauten menschlichen Stimmen im Hintergrund ignorierte Marvin in diesen Sekunden größter Panik und Qual und tastete stattdessen nach dem Messer an seinem Gürtel. Längst stand der sabbernde und schnaubende Rottweiler auf ihm und biss weiter auf seinen blutenden Unterarm ein.
Nun stieß Kuhmichel ebenfalls ein bestialisches Knurren aus und rammte dem Tier im Gegenzug das Messer in den Bauch, zog es sofort wieder heraus und bohrte dem Hund schließlich die breite Klinge in den Hals. Laut quiekend zuckte die Bestie zusammen und es gelang Marvin sie von sich herunter zu schleudern, um ihr dann einen weiteren Stich in den Nacken zu verpassen. Der Rottweiler wandte sich jaulend auf dem Waldboden, während sich Kuhmichel wieder aufrichtete und vor Schmerzen wimmernd durch das Dickicht davon torkelte.
„Wir haben ihn!“, hörte er hinter sich, als ihm mehrere Lichtkegel hinterher huschten.
Marvin drehte sich nicht um und rannte einfach immer weiter ohne nachzudenken. Der stechende Schmerz in seinem linken Unterarm wirkte wie eine Dornenpeitsche, die nun endgültig alle Erschöpfung vertrieb und ihn zu einer wilden Flucht anheizte.
Dann kamen auch die Rotorengeräusche zurück und diesmal waren es mindestens zwei Hubschrauber, die schlagartig über den Baumwipfeln auftauchten und den Wald in ein grelles Licht tauchten.
„Bleiben Sie stehen!“, gellte es hinter Marvin durch das Dickicht, aber dieser dachte nicht daran einfach aufzugeben und setzte seine verzweifelte Flucht fort.
Irgendwo in der Ferne bellte wieder ein Hund und das Gekläffe vermischte sich mit immer mehr menschlichen Stimmen und dem Krach der Hubschrauber über den Baumkro-

nen. Kuhmichel biss auf die Zähne, so wie er es während seiner langen, mühsamen Flucht immer getan hatte, und rannte weiter.

Marvin war immer weiter querfeldein durch das Unterholz gerast und war dann einen hohen Abhang hinaufgeklettert. Jetzt befand er sich auf einem kleinen Hügel mitten im finsteren Wald. Das glaubte er jedenfalls, denn er hatte im Grunde längst die Orientierung verloren.
Die Automatikpistole verkrampft in der rechten Hand haltend, hockte er hinter einem breiten Baumstamm und wartete. Das Geschrei in der Finsternis und das Geknurre von Spürhunden hatte er nicht abschütteln können. Und es kam ihm langsam hinterher. Einen der Hubschrauber hörte er in einiger Entfernung rattern. Offenbar suchte ihn der Pilot in einem anderen Teil dieses undurchdringlichen Waldes.
„Verfluchte Scheiße!“, fauchte er durch die Nacht und schimpfte auf Gott und die Welt, als er zwischen den Bäumen einen schwachen Lichtschein ausmachen konnte. Seine Verfolger hatten den Fuß des Waldhügels schon beinahe erreicht und in den Tiefen seines Verstandes wusste Marvin bereits, dass hier wohl alles zu Ende gehen würde. Dieser Übermacht konnte er nicht mehr lange widerstehen.
Und so beschloss der Flüchtling, diesen Hügel zu verteidigen und nicht mehr weiter durch den endlos erscheinenden Wald zu fliehen. Dazu war er mittlerweile einfach zu erschöpft und schwach. Vor den flinken Spürhunden und den Hubschraubern konnte er sich auf lange Sicht ohnehin nicht mehr verstecken. Es war vorbei. Die automatisierte Internetüberwachung hatte die Datenversendung registriert, was die GSA auf seine Fährte gelockt haben musste. Dass sie ihn gerade hier, unmittelbar an der Grenze zu „Europa-Ost“ gesucht hatten, war vermutlich einfach Pech gewesen, dachte sich Kuhmichel. Während seiner Flucht hatte er oft

großes Glück gehabt, um hier und heute ein letztes Mal Pech zu haben. So war es eben. Drauf geschissen!
Durch den Biss des Rottweilers, der ihm den linken Unterarm zerfleischt hatte, war er schwerer verletzt worden, als er es anfangs hatte wahrhaben wollen. Doch inzwischen hatte sich der zerfetzte Ärmel seiner Jacke schon völlig mit Blut vollgesogen und die Wunde blutete noch immer.
„Dann kommt hoch, ihr Wichser!“, zischte er und legte sich neben den Baumstamm.
Als hätte der Rottweiler, der jetzt aus dem Dickicht am Fuße des Hügels herausgerannt kam, die Herausforderung gehört, jagte er Kuhmichel entgegen und war in Windeseile da. Marvin visierte den sich schnell bewegenden Schatten an und schoss.
Mit einem lauten Klagelaut brach das Tier zusammen und rutschte den Hügel hinunter. Kuhmichel stieß ein irrsinniges Kichern aus. Er hatte das verfluchte Vieh erwischt!
„Nummer drei!“, sagte er gehässig und kroch hinter einen umgestürzten Baum.
Unten vermehrten sich die Lichtkegel und vier dunkle Schatten kamen zwischen den Bäumen zum Vorschein. Kuhmichel nahm sie aufs Korn und wartete, bis sie den Hügel hinaufkletterten.
„Er muss hier irgendwo sein!“, hörte er einen der Verfolger seinen Kameraden zurufen.
Sie klettern weiter nach oben und klammerten sich an ihre Sturmgewehre, während Kuhmichel hinter dem Baum auf sie lauerte und den Atem anhielt.
Als der Erste der GSA-Agenten nur noch etwa ein Dutzend Meter unter ihm war, gab Marvin einige Schüsse auf ihn ab und traf den Mann mitten ins Gesicht. Dieser sackte lautlos zusammen, während seine drei Begleiter aufschrieen und versuchten irgendwo Halt zu finden. Doch der Hügel war steil und der Boden schlammig.

Mit grimmiger Genugtuung sah Kuhmichel, wie sich seine Feinde bemühten eine feste Position zu finden und einer von ihnen dabei den Hang herunterrutschte.
„Sie wollen mich unbedingt lebend fangen, sonst hätten sie mich schon längst über den Haufen geschossen“, dachte sich Marvin, um dann selbst zum Angriff über zu gehen.
Er sprang hinter dem umgestürzten Baum hervor, stürmte den Hang herunter und eröffnete das Feuer auf den nächsten Verfolger. Der verdutzte Mann, der mit so viel verzweifeltem Heldenmut offenbar nicht gerechnet hatte, schwenkte blitzartig herum, als Kuhmichel schon vor ihm stand und ihm in den Kopf schoss.
Wieder knurrte er selbst wie ein zorniges Raubtier und ignorierte die Kugeln, die direkt neben ihm in einem Baumstamm einschlugen. Im Gegenzug feuerte Marvin mit der Pistole zurück und traf auch noch den dritten GSA-Mann, der wie ein nasser Sack nach hinten kippte und dann den Abhang herunterrollte.
Der vierte Geheimdienstmann schoss derweil wild um sich und eine seiner Kugeln traf Kuhmichels rechte Schulter, was diesen jedoch nicht daran hinderte, weiter auf ihn zuzustürmen. Marvin sprang den in einem schweren Körperpanzer steckenden Mann wie ein wildes Tier an und riss ihn mit irrem Gebrüll zu Boden. Dabei verlor der GSA-Agent sein Gewehr und rutschte mit ihm über den schlammigen Waldboden. Der Mann schmetterte Marvin die Faust ins Gesicht, doch dieser ließ sich in seiner Raserei von keinem Schmerz mehr beeindrucken. Kuhmichel antwortete ihm mit einem wuchtigen Kopfstoß gegen das Nasenbein, um ihn anschließend mit dem Messer anzugreifen. Sein auf dem Boden liegender Gegner reagierte zu spät, als er versuchte die Klinge abzuwehren, und Marvin rammte sie ihm von unten in den Hals.

Gurgelnd und vor sich hin zappelnd hauchte der GSA-Mann sein Leben aus und Kuhmichel sah ihm mit versteinerter Miene beim Sterben zu.
„Nun ist es gut…“, stöhnte er und nahm dem Toten das Sturmgewehr weg, um noch einmal den Hügel hinaufzuklettern.
In der Ferne hörte er jetzt noch mehr Stimmen und plötzlich kamen auch die Rotorengeräusche näher. Halb wahnsinnig vor Schmerzen schleppte sich der Flüchtling bis zur Spitze des kleinen Hügels hinauf und versteckte sich dort im Gebüsch.
Es dauerte ungefähr eine Viertelstunde, bis die nächsten Verfolger aus dem Wald kamen und am Fuße des Hügels in Position gingen. Doch sie kamen nicht hoch und blieben stattdessen erst einmal in Deckung. Als sie einen ihrer toten Kollegen erblickten, redeten sie aufgeregt durcheinander. Kuhmichel konnte ihre Stimmen hören und verstand zum Teil sogar war sie sagten.
Sie hielten ihn für gefährlicher als sie es anfangs gedacht hatten und beschlossen zunächst auf weitere Suchtrupps zu warten, bevor sie den Hügel stürmten.
„Ihr müsst schon zugeben, dass ich euch am Ende doch noch richtig den Arsch aufgerissen habe“, sagte Marvin mit einem schmerzerfüllten Lächeln und hielt sich abwechselnd die verletzte Schulter und den zerfetzten Unterarm.
Es dauerte noch eine Weile, bis sich rund um den Hügel genügend GSA-Agenten versammelt hatten, um endlich zum letzten Gefecht überzugehen. Inzwischen war es schon hell geworden und Kuhmichel hatte bereits so viel Blut verloren, dass er kaum noch in der Lage war zu laufen.
Als sich endlich genügend Suchtrupps zusammengefunden hatten, fühlten sich die Verfolger stark genug, um die Operation zu Ende zu bringen.

Immer wieder brach Marvin vor Schwäche und Erschöpfung zusammen, doch er kämpfte sich trotzdem weiter durch das dichte Gestrüpp und stolperte schließlich am anderen Ende des Hügels aus dem Wald heraus. Dort befand sich ein steiler Abhang, den Kuhmichel geistesabwesend heruntertorkelte, um schließlich am Ufer eines großen Sees herauszukommen. Der schützende Wald war verschwunden und vor Marvins Augen erhob sich ein sonnendurchfluteter Morgenhimmel am Horizont.
Das Geschrei seiner Verfolger in seinem Rücken trotzig missachtend, lief er zum sandigen Ufer des Sees, wo er auf einen verdutzten Angler traf. Neben dem Mann, der am Rande des Gewässers saß und Marvin fragend anstarrte, stand ein alter, roter Volkswagen, dessen rechte Beifahrertür offen stand. Mit kreidebleichem Gesicht sank der schwer verwundete Flüchtling kurz vor dem Auto auf den Boden und legte sich auf den Rücken. Hinter ihm kamen die ersten GSA-Agenten den Abhang heruntergerannt und näherten sich mit schnellen Schritten dem Seeufer.
Marvin kroch einige Meter über den sandigen Boden in Richtung des roten Autos, als wolle er hinter dem Fahrzeug Schutz suchen. Er zog eine dunkelrote Blutspur hinter sich her, versuchte aber noch immer mit aller Kraft bei Bewusstsein zu bleiben, obwohl er deutlich spürte, wie er langsam schwächer wurde und sein Verstand von einer großen, milchigen Nebelwolke verschlungen wurde.
„Es ist zu spät! Ich habe gewonnen! Die…die Daten haben die Rus! Sie haben alle die Dokumente und Namenslisten und all das andere geheime Zeug, ihr Wichser…“, stöhnte er mit einem gequälten Lächeln und sah zu einem GSA-Agenten herauf, der nur regungslos dastand und den Lauf seiner Waffe auf Kuhmichels Brust richtete.
Hinter dem Mann kamen fünf weitere Geheimdienstleute in schweren Körperpanzern und mit Sturmgewehren in den

Händen den Hang heruntergestürmt und riefen laut durcheinander. Der Angler verharrte mit weit aufgerissenen Augen einige Meter neben dem roten Auto auf seinem Platz und wagte es nicht, sich zu bewegen.
„Es ist vorbei, Kuhmichel!“, knurrte der Agent und kam noch ein Stück näher. Ihm folgten seine fünf Kollegen, die sich kurz darauf mit erhobenen Waffen neben ihm postierten.
„Sie haben die Daten…es ist zu spät…“, wiederholte Marvin und klammerte sich mit letzter Kraft an die Autotür.
Über den Baumwipfeln wurde ein Skydragon-Hubschrauber sichtbar und kam langsam zum Ufer des Sees geflogen. Kuhmichel starrte die GSA-Agenten voller Hass und Trotz an. Seine grimmige Wut verlieh ihm jetzt noch einen letzten Schub Energie.
„Hoffentlich können wir den Kerl überhaupt noch verhören. So wie der aussieht, wird er nicht mehr lange machen“, hörte Marvin einen der Geheimdienstleute zu seinen Kollegen sagen.
„Es ist ohnehin zu spät! Ich habe gewonnen!“, zischte er den ihn umringenden Agenten verächtlich entgegen.
Diese sahen nur wortlos auf ihn herab, aber es gelang ihnen nicht die Angst und die Sorge in ihren Gesichtern gänzlich vor ihm zu verbergen. Manchen von ihnen stand die Unsicherheit sogar deutlich ins Gesicht geschrieben, dachte sich der schwer verletzte Flüchtling, und labte sich an dem Gefühl, am Ende doch gesiegt zu haben. Die geheimen Daten waren fortgeflogen wie ein Vogel und niemand konnte sie mehr einfangen. Dafür war es längst zu spät.
Im Hintergrund kamen derweil immer mehr GSA-Leute aus dem Wald heraus und eilten zum Seeufer. Kuhmichel grinste irrsinnig in ihre Richtung und stöhnte zwischendurch immer wieder vor Erschöpfung und Schmerzen.
Er drehte den Kopf zur Seite und bemerkte auf einmal eine tiefe, ernste Stimme, die im Inneren des Autos zu hören

war. Jetzt achtete er darauf, was sie sagte. Verzweifelt versuchte sich Marvin an der offenen Autotür irgendwie nach oben zu ziehen, um wieder auf die Beine zu kommen, doch dafür war er bereits zu schwach. Seine blutverschmierten Hände glitten kraftlos von dem Metall herab und er fiel zurück in den Sand.
Um ihn herum standen die GSA-Agenten und starrten ihn schweigend an, die Läufe der Sturmgewehre weiterhin auf ihn gerichtet. Endlich verstand Marvin, wovon die Stimme im Radio sprach und die Worte des Sprechers drangen wie ein gleißender Lichtstrahl durch den Nebel in seinem Kopf. Nun verstand er alles, jedes einzelne Wort. Die Stimme aus dem Radio wurde für ihn plötzlich immer lauter und klarer. Ja, endlich wurde ihm bewusst, wovon sie sprach.
Kuhmichel stieß ein schallendes Lachen aus, hämmerte mit der Faust in den Sand und funkelte die GSA-Agenten ein letztes Mal mit seinen voller wildem Trotz brennenden Augen an.
„…es liegen noch keine genauen Berichte vor, wie groß die Anzahl der Truppen des Nationenbundes ist, die heute Morgen die Grenze zum Sektor „Europa-Ost“ überschritten haben. Sicher ist jedoch, dass mehrere Hunderttausend Soldaten, gefolgt von Panzerdivisionen und einer großen Zahl von Kampfflugzeugen, in Richtung Warschau und Prag vorgestoßen sind.
Der Einmarsch der russischen Streitkräfte in den Verwaltungssektor „Europa-Ost“ hat die Weltregierung tief erschüttert und es ist anzunehmen, dass sich der nun kommende Krieg nicht nur auf den Sektor „Europa-Mitte“, sondern die gesamte Welt ausweiten wird.
In Ostasien ist es heute Morgen ebenfalls bereits zu ersten Feuergefechten zwischen japanischen Soldaten und Einheiten der Global Control Force in der Mandschurei gekom-

men. Der Weltpräsident…“, hallte die Stimme aus dem Auto.
Vor Schmerzen brüllend zog sich Marvin an der Tür des Fahrzeugs hoch und kam für einen kurzen Moment noch einmal auf die Beine. Seine Augen leuchteten auf und strahlten voll triumphierender Freude.
Den GSA-Agenten schrie er entgegen: „Hört ihr es? Könnt ihr es hören? Tschistokjow kommt! Er kommt, um euch und eure Herren zu vernichten! Eure Welt der Lüge wird zerschlagen! Die Rus sind euch überlegen und sie werden diesen Krieg gewinnen, denn sie sind Menschen geblieben, während ihr nur noch Sklaventiere seid! Macht mit mir, was ihr wollt! Es wird euch nicht mehr retten! Artur Tschistokjow bringt die neue Zeit! Euer Ende ist besiegelt, die Völker werden sich gegen euch erheben und ihr werdet mit euren Herren in diesem großen Krieg untergehen! Ich weiß es!“
Dann sank Kuhmichel in sich zusammen. Er fühlte, wie seine Kräfte dahinschwanden. Marvin legte er sich in den Sand und schloss die Augen.

Glossar

Abwehrsektion der Rus (ADR)
Der Geheimdienst und die politische Polizei des Nationenbundes der Rus.

DC-Stick
Der „Data Carrier Stick“ (kurz DC-Stick) ist ein tragbarer Minicomputer, der große Mengen von Dateien speichern kann.

Freiheitsbewegung der Rus
Politische Revolutionsbewegung unter Führung von Artur Tschistokjow, die nach dem Ende des russischen Bürgerkrieges im Jahre 2042 in Weißrussland, Russland, dem Baltikum und der Ukraine die Macht übernommen hat.

Global Control Force (GCF)
Bei der GCF handelt es sich um die offiziellen Streitkräfte der Weltregierung, die sich aus Soldaten aller Länder rekrutieren. Andere Formen militärischer Organisation sind weltweit nicht mehr erlaubt.

Global Police (GP)
Ähnlich wie die GCF ist die GP die internationale Polizei, die den Befehlen der Weltregierung untersteht.

Global Security Agency (GSA)
Die GSA ist der gefürchtete internationale Geheimdienst, der im Auftrag der Weltregierung die Bevölkerung überwacht und politische Gegner ausschaltet.

Globe
Der Globe wurde von der Weltregierung zwischen 2018 und 2020 als globale Währungseinheit eingeführt. Jeder Verwaltungssektor der Erde musste den Globe ab dem Jahr 2020 als einziges Währungsmittel akzeptieren.

Nationenbund der Rus
Von Artur Tschistokjow beherrschtes Staatsgebilde, das Weißrussland, das Baltikum, die Ukraine und Russland bis zum Uralgebirge umfasst.

Scanchip
Der Scanchip ersetzt seit 2018 in jedem Land der Erde den Personalausweis und die Kreditkarte. Bargeld wurde im öffentlichen Zahlungsverkehr abgeschafft und jeder Bürger hat nur noch ein Scanchip-Konto.
Weiterhin ist ein Scanchip eine Personalakte, ein elektronischer Briefkasten für behördliche Nachrichten und vieles mehr.

Skydragons
Diese hocheffektiven Militärhubschrauber wurden speziell für die Niederschlagung und Bekämpfung aufrührerischer Menschenmengen entwickelt. Ein gewöhnlicher Skydragon ist mit mehrläufigen Maschinenkanonen und Granatenwer-

fern ausgerüstet, die ihn befähigen, viele Menschen innerhalb kürzester Zeit zu eliminieren.

Weltregierung
Die Weltregierung beherrscht seit 2018 den gesamten Planeten. Lediglich der Nationenbund der Rus und Japan sind eigenständige Staatsgebilde, die sich in der Zeit nach 2032 im Zuge von Artur Tschistokjows Revolution bzw. dem japanischen Unabhängigkeitskrieg gebildet haben. Das von der Weltregierung beherrschte Imperium wird auch als „Weltverbund“ bezeichnet.

Weitere Romane von Alexander Merow:

Jetzt überall im Buchhandel erhältlich!

Beutewelt I – Bürger 1-564398B-278843

Die Welt im Jahr 2028: Die Menschheit befindet sich im Würgegriff einer alles überwachenden Weltregierung. Frank Kohlhaas, ein unbedeutender Bürger, fristet sein trostloses Leben als Leiharbeiter in einem Stahlwerk, bis er eines Tages durch ein unglückliches Ereignis mit dem tyrannischen Überwachungsstaat in Konflikt gerät. Er wird im Zuge eines automatisierten Gerichtsverfahrens zu fünf Jahren Haft verurteilt und verschwindet in einer Haftanstalt, wo er einem grausamen System der Gehirnwäsche ausgesetzt wird. Mental und körperlich am Ende, wird er nach acht Monaten in ein anderes Gefängnis verlegt. Auf dem Weg dorthin geschieht das Unerwartete. Plötzlich verändert sich alles und Frank befindet sich zwischen den Fronten.

Taschenbuch: 250 Seiten
Verlag: Engelsdorfer Verlag
Sprache: Deutsch
ISBN-10: 3869018399
ISBN-13: 978-3869018393

Beutewelt II – Aufstand in der Ferne

Unterdrückung und Manipulation sind im Jahre 2030 an der Tagesordnung. Nur ein einziger Staat hat sich mutig aus dem Versklavungssystem der Weltregierung herausgelöst und unabhängig gemacht: Japan. Frank Kohlhaas, Alfred

Bäumer und Millionen unzufriedene Menschen in allen Ländern richten in diesen finsteren Tagen ihren Blick voller Hoffnung auf den japanischen Präsidenten Matsumoto, welcher seinem Volk die Freiheit erkämpft hat. Doch die Mächtigen denken nicht daran, den abtrünnigen Staat in Ruhe zu lassen und überschütten ihn mit Verleumdung. Sie bereiten einen Großangriff auf Japan vor, um die rebellische Nation zu zerschlagen. Frank und Alfred beschließen, als Freiwillige am japanischen Freiheitskampf teilzunehmen. Schon bald spitzt sich die Situation immer weiter zu und die beiden Rebellen befinden sich in auswegloser Lage…

Taschenbuch: 251 Seiten
Verlag: Engelsdorfer Verlag
Sprache: Deutsch
ISBN-10: 3869019700
ISBN-13: 978-3869019703

Beutewelt III - Organisierte Wut

Die wirtschaftliche Situation in Europa ist im Jahre 2033 hoffnungsloser denn je. Die Weltregierung presst die von ihr beherrschten Länder erbarmungslos aus. Artur Tschistokjow, ein junger Dissident aus Weißrussland, übernimmt die Führung der Freiheitsbewegung der Rus, einer kleinen Widerstandsgruppe, die im Untergrund gegen die Mächtigen kämpft. Während sich in Weißrussland eine furchtbare Wirtschaftkrise anbahnt, bauen die Rebellen eine revolutionäre Bewegung auf, der sich immer mehr Unzufriedene anschließen. Unter Führung des zu allem entschlossenen Tschistokjow, folgen auch Frank und seine Gefährten dem Rebellenführer, bis es für sie nur noch die Flucht nach vorn gibt…

Taschenbuch: 246 Seiten
Verlag: Engelsdorfer Verlag
Sprache: Deutsch
ISBN-10: 3862681629
ISBN-13: 978-3862681624

Beutewelt IV – Die Gegenrevolution

Weißrussland und Litauen können unter der Regierung Artur Tschistokjows aufatmen. Doch sein Versuch, die Rebellion gegen die Weltregierung auf ganz Russland auszuweiten, ist von Rückschlägen begleitet. Eine rivalisierende Revolutionsbewegung taucht scheinbar aus dem Nichts auf und zieht Millionen unzufriedene Russen in ihren Bann. Frank Kohlhaas und sein Freund Alfred Bäumer geraten als Kämpfer der Freiheitsbewegung mitten in den Konflikt um die Macht in Russland. Diesmal scheint es für Frank kein gutes Ende zu nehmen…

Taschenbuch: 264 Seiten
Verlag: Engelsdorfer Verlag
Sprache: Deutsch
ISBN-10: 3862685659
ISBN-13: 978-3862685653

Das aureanische Zeitalter I – Flavius Princeps

In einer fernen Zukunft herrscht das Goldene Reich, das älteste und mächtigste Imperium der Menschheit, über die Erde und ihre Kolonieplaneten. Flavius Princeps, ein junger Mann aus gutem Hause, lebt ein sorgloses Leben in Wohlstand und Überfluss. Doch mit dem Amtsantritt eines neuen Imperators, welcher umfassende Reformen im Goldenen Reich durchführen will, ändert sich die Situation dra-

matisch. Der ehrgeizige Herrscher trifft bei seinen Vorhaben auf den erbitterten Widerstand der reichen Senatoren und schon bald wird das Imperium von politischen Intrigen erschüttert. Unerwartete Ereignisse nehmen ihren Lauf und es dauert nicht lange, da bekommt auch die heile Welt von Flavius Risse und er wird in einen Machtkampf gewaltigen Ausmaßes hineingezogen…

Taschenbuch: 301 Seiten
Verlag: Engelsdorfer Verlag; Auflage: 1 (13. Mai 2011)
Sprache: Deutsch
ISBN-10: 3862682994
ISBN-13: 978-3862682997

Das aureanische Zeitalter II - Im Schatten des Verrats

Nach dem Thracan-Feldzug freuen sich Flavius und sein Freund Kleitos darauf, endlich nach Terra zurückzukehren. Doch diese Hoffnung währt nicht lange, denn Oberstrategos Aswin Leukos schickt die Soldaten der 562. Legion auf eine Erkundungsmission ins Nachbarsystem, während der Rest der terranischen Streitkräfte zur Erde zurückfliegt. Nicht ahnend, welcher Verrat sich inzwischen hinter seinem Rücken abgespielt hat, gerät Leukos in eine geschickt konstruierte Falle des neuen Imperators Juan Sobos. Währenddessen finden sich Flavius, Kleitos und ihre Kameraden auf dem Eisplaneten Colod wieder, auf dem es einige seltsame Vorfälle zu untersuchen gibt. Was anfangs nach einem gewöhnlichen Routineeinsatz aussieht, entwickelt sich bald zu einem verzweifelten Kampf ums Überleben...

Taschenbuch: 291 Seiten
Verlag: Engelsdorfer Verlag
Sprache: Deutsch

ISBN-10: 3862688348
ISBN-13: 978-3862688340

Die Antariksa-Saga I - Grimzhag der Ork

Erscheinungstermin Oktober 2012! Alexander Merows neue Fantasy-Romanreihe!